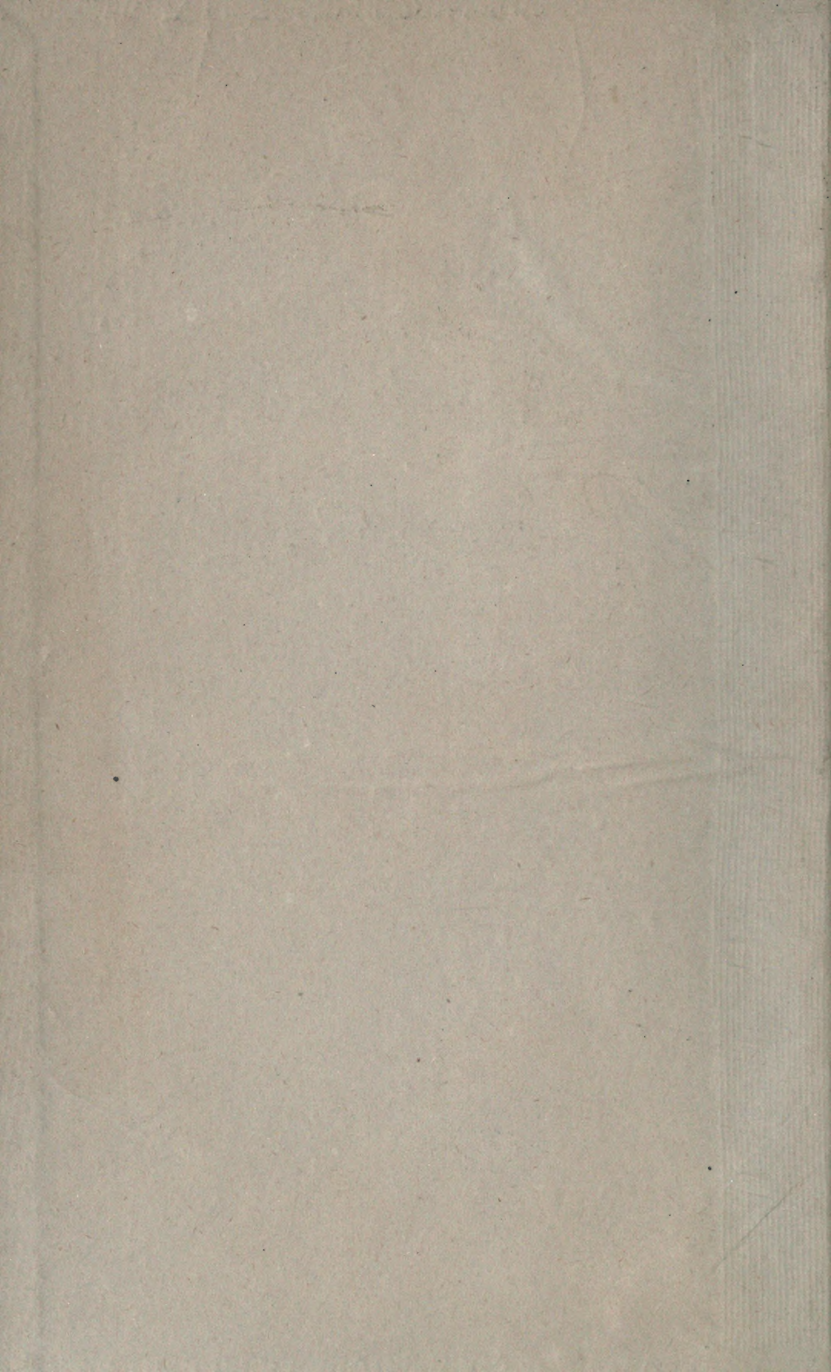
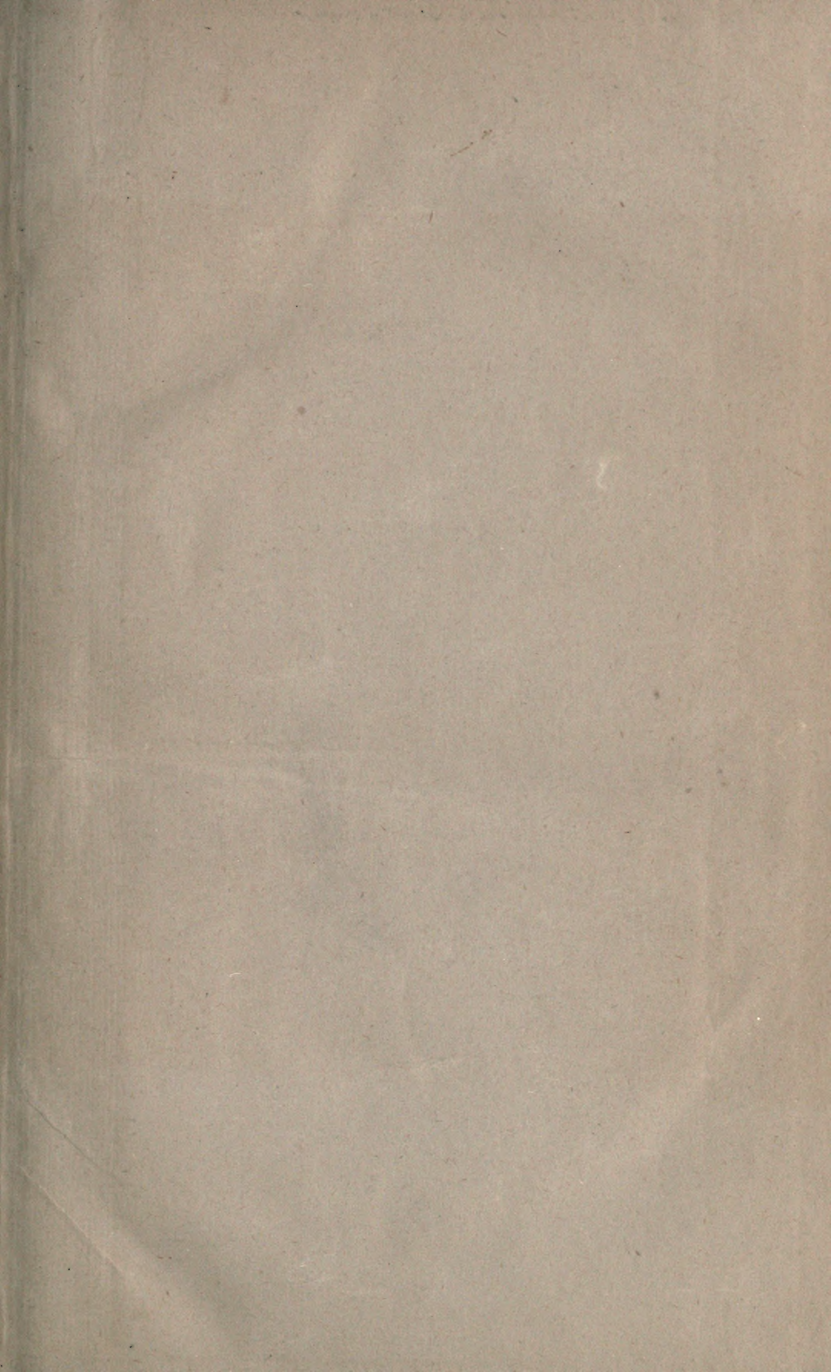
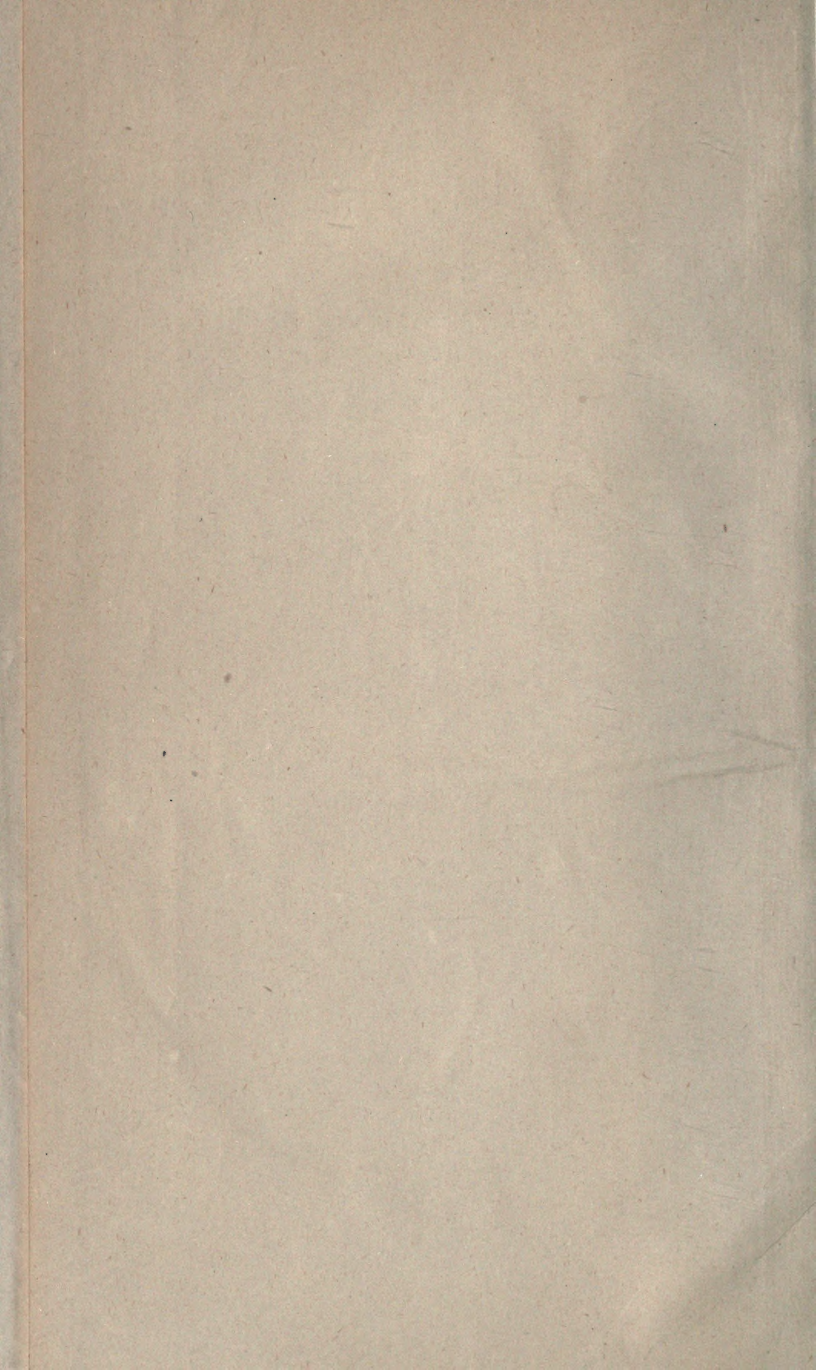
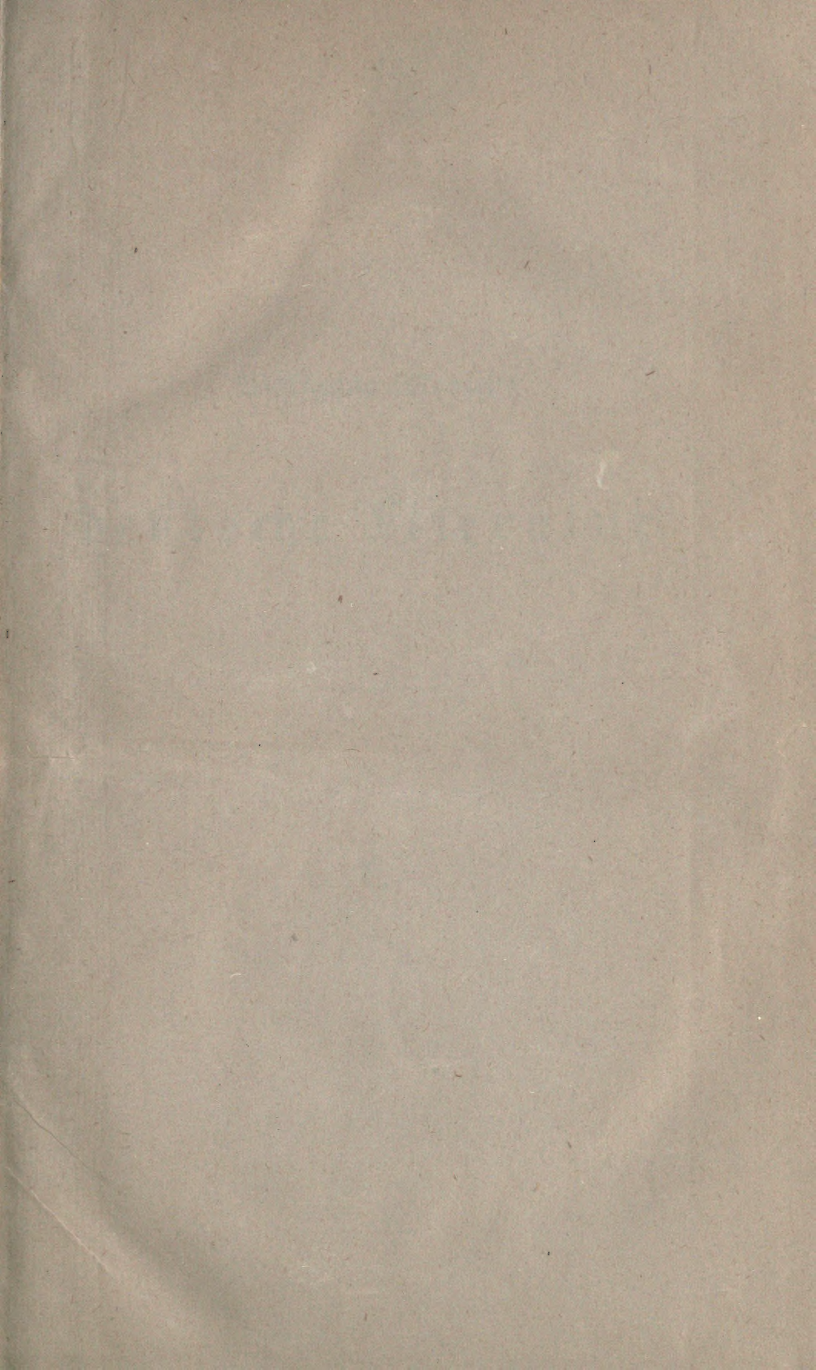
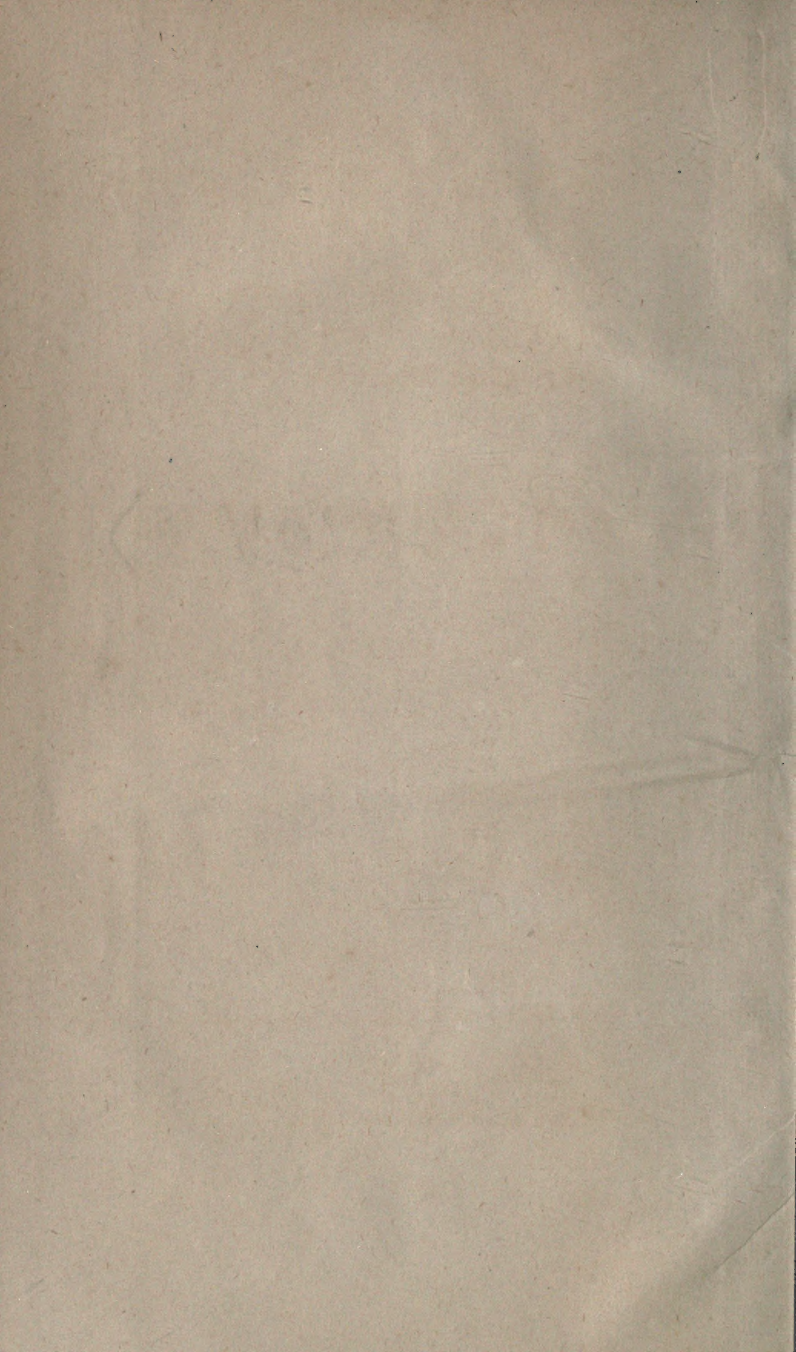










Wolfgang Menzel's

deutsche Literatur.

I.

Die deutsche Literatur

von

Wolfgang Menzel.

Zweite vermehrte Auflage.

Erster Theil.

Mit Königl. Württemb. Privilegium.

Stuttgart 1836.
Hallberger'sche Verlagshandlung.

Die Masse der Literatur.

Die Deutschen thun nicht viel, aber sie schreiben desto mehr. Wenn dereinst ein Bürger der kommenden Jahrhunderte auf den gegenwärtigen Zeitpunkt der deutschen Geschichte zurückblickt, so werden ihm mehr Bücher als Menschen vorkommen. Er wird durch die Jahre, wie durch Repositorien schreiten können. Er wird sagen, wir haben geschlafen und in Büchern geträumt. Wir sind ein Schreibervolk geworden und können statt des Doppeladlers eine Gans in unser Wappen setzen. Die Feder regiert und dient, arbeitet und lohnt, kämpft und ernährt, beglückt und straft bei uns. Wir lassen den Italienern ihren Himmel, den Spaniern ihre Heiligen, den Franzosen ihre Thaten, den Engländern ihre Geldsäcke und sitzen bei unsern Büchern. Das sinnige deutsche Volk liebt es zu denken und zu dichten, und zum Schreiben hat es immer Zeit. Es hat sich die Buchdruckerkunst selbst erfunden, und nun arbeitet es unermüdlich an der großen Maschine. Die Schul-

gelehrsamkeit, die Lust am Fremden, die Mode, zuletzt der Wucher des Buchhandels haben das Uebrige gethan, und so baut sich um uns die unermeßliche Büchermasse, die mit jedem Tage wächst, und wir erstaunen über das Ungeheure dieser Erscheinung, über das neue Wunder der Welt, die cyklopischen Mauern, die der Geist sich gründet.

Nach einem mäßigen Ueberschlage werden jährlich in Deutschland zehn Millionen Bände neu gedruckt. Da jeder halbjährige Meßkatalog über tausend deutsche Schriftsteller nahmhaft macht, so dürfen wir annehmen, daß im gegenwärtigen Augenblick gegen fünfzigtausend Menschen in Deutschland leben, die ein Buch oder mehr geschrieben haben. Steigt ihre Zahl in der bisherigen Progression, so wird man einst ein Verzeichniß aller ältern und neuern deutschen Autoren verfertigen können, das mehr Namen enthalten wird, als ein Verzeichniß aller lebenden Leser.

Die Wirkung dieser literarischen Thätigkeit schlägt uns gleichsam in die Augen. Wohin wir uns wenden, erblicken wir Bücher und Leser. Auch die kleinste Stadt hat ihre Leseanstalt, der ärmste Honoratior seine Handbibliothek. Was wir auch in der einen Hand haben mögen, in der andern haben wir gewiß immer ein Buch. Alles, vom Regieren bis zum Kinderwiegen ist eine Wissenschaft geworden, und will studirt seyn. Die Literatur ist die allge-

meine Reichsapotheke geworden, und da das ganze Reich immer kränker wird, je mehr es Arzneien einnimmt, so nehmen doch eben darum die Arzneien nicht ab, sondern zu. Bücher helfen für Alles. Was man nicht weiß, steht doch im Buche. Der Arzt schreibt sein Recept, der Richter sein Urtheil, der Geistliche seine Predigt, der Lehrer wie der Schüler sein Pensum aus Büchern ab. Man regiert, kurirt, handelt und wandelt, kocht und bratet nach Büchern. Die liebe Jugend aber wäre wohl verloren ohne Bücher. Ein Kind und ein Buch sind Dinge, die uns immer zugleich einfallen.

Die Vielschreiberei ist eine allgemeine Krankheit der Deutschen, die auch jenseits der Literatur herrscht, und in der Bureaukratie einen namhaften Theil der Bevölkerung an den Schreibtisch fesselt. Schreiber, wohin man blickt! und eben diese Schreiber tragen durch das, was sie kosten, zur Verarmung des Landes nur bei, damit der Papiermüller an Lumpen keinen Mangel leide. Betrachten wir aber die sitzende Lebensart, der so viele Tausende geopfert werden. Ist sie nicht längst ein Gegenstand des öffentlichen Witzes gewesen, ehe Tissot ihr sein menschenfreundliches Bedauern und seinen ärztlichen Rath widmete? Ist der edle, aber durch die Feder aufgezehrte Gellert auf dem Roß, das ihm Friedrichs Ironie geschenkt, nicht das ewige Urbild jener armen an das Pult

gefesselten Gallioten, ein Bild, das freilich ungleich unerfreulicher ist, als das eines griechischen Philosophen, der unter Palmen und Lorbeern mehr denkt und spricht, als schreibt.

Es gibt nichts von irgend einigem Interesse, worüber in Deutschland nicht geschrieben würde. Geschieht etwas, so ist die hauptsächlichste Folge davon, daß man darüber schreibt; ja viele Dinge scheinen nur darum zu geschehen, damit man darüber schreibe. Das Meiste wird aber in Deutschland nur geschrieben, und gar nicht gethan. Unsere Thätigkeit ist eben vorzugsweise Schreiben. Dieß wäre kein Unglück, da der Weise, der ein Buch schreibt, nicht weniger, und oft mehr thut, als der Feldherr, der einen Sieg erstreitet. Wenn aber zehntausend Thoren auch Bücher schreiben wollen, so ist das eben so schlimm, als wenn alle gemeine Soldaten Feldherren seyn wollten.

Wir nehmen alle frühere Bildung nur in uns auf, um sie sogleich wieder in's Papier einzusargen. Wir bezahlen die Bücher, die wir lesen, mit denen, die wir schreiben. Es gibt hunderttausende, die nur lernen, um wieder zu lehren, deren ganzes Daseyn an ein Paar Bücher geschmiedet ist, die von der Schulbank auf's Katheder kommen, ohne je in die grüne Welt hinauszublicken. Womit sie gemartert worden, damit martern sie wieder, Priester der

Verwesung unter Mumien verdorrt, pflanzen sie das alte Gift, wie Vestalinnen das heilige Feuer fort.

Jeder neue Genius scheint nur geboren zu werden, um sogleich in das Papier zu fahren. Wir haben kaum größere Landsleute, als schreibende. Die Bahn des Ruhms, die dem Helden und dem Staatsmann in Deutschland etwas langweilig gemacht und dem Künstler ganz mit Dornen besäet wird, steht nur dem Schriftsteller lockend offen. Ein geistreicher Mann wird in Deutschland eben so oft ein Schriftsteller, als in England oder Frankreich ein Staatsmann. Wo er nicht handeln kann, schreibt er wenigstens.

So wetteifern eigentlich die Guten und die Schlechten, die Berufenen und die Unberufenen, die literarische Sündfluth anzuschwellen. Als diese Fluth zuerst zu wirken begann, sagte schon ein älteres Volkslied:

Papiers Natur ist Rauschen,
Und rauschen kann es viel,
Leicht kann man es belauschen,
Denn es stets rauschen will.

Es rauscht an allen Orten,
Wo sein ein Bißlein ist,
Also auch die Gelehrten
Rauschen ohn alle List.

Aus Lumpen thut man machen,
Des edlen Schreibers Zeug,
Es möcht' wohl jemand lachen,
Fürwahr ich Dir nicht leug.

Alt Hadern, rein gewaschen,
Dazu man brauchen thut,
Hebt manchen aus der Aschen,
Der sonst litt groß Armuth.

Die Feder hintern Ohren,
Zum Schreiben zugespitzt,
Thut manchen heimlich zoren
Woran der Schreiber sitzt.

Vor andern Knaben allen,
Weil man ihn Schreiber heißt,
Thut Fürsten wohlgefallen,
Die lieben ihn allmeist.

Den Schreiber man wohl nennet,
Ein' edlen theuren Schatz,
Wiewohl man's ihm nicht gönnet,
Dennoch hält er den Platz.

Vorm Schreiber muß sich biegen
Oft mancher stolze Held,
Und in den Winkel schmiegen,
Ob's ihm gleich nicht gefällt.

Von jeher wechselten zweierlei Zeitalter mit einander ab. Entweder die Kunst und Wissenschaft litt unter dem Druck der Barbarei, oder das öffentliche

Leben erschlaffte unter den weichlichen Ergötzungen der Muse. Das heroische Zeitalter und das literarische stehen in umgekehrten Verhältnissen. Nachdem die großen Stürme der Reformation vorüber waren, vertauschten wir das Schwert mit der Feder, und widmeten uns in langer Friedensruhe auch den Künsten des Friedens. Allein diese Ruhe war von Anfang an nur eine Ruhe der Erschlaffung, und jene Künste dienten zum Theil nur dazu, die Erschlaffung zu vermehren. Weit entfernt, daß ein glückliches Gleichgewicht zwischen der praktischen und contemplativen Thätigkeit eingetreten wäre, herrschten im Gegentheil die sinnende Grübelei und Bücherträumerei, das Schwelgen in der Phantasie und das unreelle Idealisiren eben so einseitig vor, als sie früher durch die äußere Barbarei des Lebens zurückgedrängt worden waren. Sollte je einmal im kirchlichen, oder politischen, oder sittlichen Gebiet eine Idee ins praktische Leben übergehen, so wurde sie schnell mit Spießen und Stangen in die Traumwelt der Schriftsteller zurückmanövrirt, und die äußere wie innere Politik sorgte dafür, daß wir Träumer blieben. Wir hatten, wenn nicht immer panem, doch immer circenses, und vielleicht hätte die Wirklichkeit uns auch noch etwas stärker mahnen können, ohne daß wir aus unserer Bücherwelt erwacht wären. Denn wir liebten den Kerker, den wir uns so schön ausgemalt hatten.

Sey es nun, daß ein feindseliger Gott unser Augenlied hütet und mit dem eisernen Schlaf uns wie den Prometheus fesselt, um uns zu züchtigen, weil wir Menschen gebildet, und daß die prophetischen Träume der letzte Rest von Thätigkeit sind, die uns selbst ein Gott nicht rauben kann; oder wir selber weben aus eigner Neigung, aus einem Triebe, wie ihn die Natur in die Raupe gelegt, das dunkle Gespinst um uns, um in geheimnißvoller Schöpfungsnacht die schönen Psycheschwingen zu entfalten; seyen wir gezwungen, uns über den Mangel an Wirklichkeit mit Träumen zu trösten, oder reißt uns ein inwohnender Genius über die Schranken auch der schönsten Wirklichkeit in noch höhere Regionen der Ideale fort, immerhin müssen wir jener wuchernden Literatur, jener abenteuerlichen Papierwelt eine hohe Bedeutung für den Charakter der Nation und dieser Zeit zuerkennen.

Da, wo nur Bücher statt der Thaten glänzen, wo der Glaube geirrt, der Wille abgespannt, die Kraft entnervt, die Thatenlosigkeit beschönigt, die Zeit ertödtet wird mit Buchstaben, wo die großen Erinnerungen und Hoffnungen des Volks statt lebendiger Herzen nur todtes Papier finden, da werden wir die Schattenseite der Literatur erkennen müssen. Wo sie das frische Leben hemmt und an seine Stelle sich drängt, da ist sie negativ und feindselig in ihrem Wesen.

Doch Worte gibt es, die selber Thaten sind. Alle Erinnerungen und Ideale des Lebens knüpfen sich an jene zweite Welt des Wissens und des Dichtens, die von des Geistes ewiger That erzeugt, geläutert und verklärt wird. Und in dieser Welt sind wir Deutsche vorzugsweise heimisch. Die Natur gab uns überwiegenden Tiefsinn, eine herrschende Neigung, uns in den eignen Geist zu versenken, und den unermeßlichen Reichthum desselben aufzuschließen. Indem wir diesem nationellen Hang uns überlassen, offenbaren wir die wahre Größe unserer Eigenthümlichkeit und erfüllen das Gesetz der Natur, das Geschick, zu dem wir vor andern Völkern berufen sind. Die Literatur aber, der Abdruck jenes geistigen Lebens, wird eben darum hier ihre glänzende Lichtseite zeigen. Hier wirkt sie positiv, schöpferisch und segensreich. Das Licht der Ideen, die von Deutschland ausgegangen, wird die Welt erleuchten.

Nur hüte man sich vor dem Irrthum, die Hülle, welche der Geist annehmen muß, um sich zu offenbaren, das Wort, das den Geist in sich aufnimmt, aber auch zugleich begräbt, für höher zu achten, als den ewigen, lebendigen Springquell des Geistes selbst. Das Wort, das todte, unveränderliche, ist nur die Hülle des Geistes, abgeworfen an einem sonnigen Tage, gleich der bunten Haut, welche die alte und doch ewig junge Weltschlange mit jeder Verwandlung

hinter sich läßt. Aber man verwechselt nur zu oft das todte Wort mit dem lebendigen Geist. Nichts ist gewöhnlicher, als der Irrthum, ein Wort höher zu achten, besonders ein gedrucktes, als den freien Gedanken, und Bücher höher zu achten, als Menschen. Dann wird der lebendige Springbrunnen verstopft durch die Wassermasse selbst, die in ihn zurückstürzt. Der Geist erschlafft unter den Büchern, die doch selbst nur seiner Kraft ihr Daseyn verdanken. Man lernt Worte auswendig und fühlt sich der Mühe überhoben, selbst zu denken. Nichts schadet so sehr der eignen Geistesanstrengung, als die Bequemlichkeit, von dem Gewinn einer fremden zu zehren, und durch nichts wird die Faulheit und der Dünkel der Menschen so sehr unterstützt, als durch die Bücher. Mit der Kraft aber geht die Freiheit des Geistes verloren. Man kann nicht leichter aus den freien Menschen dumme Schafherden machen, als indem man sie zu Lesern macht. Daher war es schon dem feinen Platon zweifelhaft, ob die Erfindung der Schrift die Menschen sonderlich gebessert hätte, und es wird nicht übel angebracht seyn, die denkwürdigen Worte dieses liebenswürdigen Weisen hieher zu setzen:

„Ich habe gehört, zu Naukratis in Aegypten sey einer von den dortigen alten Göttern gewesen, dem auch der Vogel, welcher Ibis heißt, geheiligt war, er selbst aber, der Gott, habe Theuth geheißen.

Dieser habe zuerst Zahl und Rechnung erfunden, dann die Meßkunst und die Sternkunde, ferner das Bret- und Würfelspiel, und so auch die Buchstaben. Als König von ganz Aegypten habe damals Thamus geherrscht in der großen Stadt des obern Landes, welche die Hellenen das ägyptische Thebe nennen, den Gott selbst aber Ammon. Zu dem sey Theuth gegangen; habe ihm seine Künste gewiesen, und begehrt, sie möchten den andern Aegyptern mitgetheilt werden. Jener fragte, was doch eine jede für Nutzen gewähre, und je nachdem ihm, was Theuth darüber vorbrachte, richtig oder unrichtig dünkte, tadelte er oder lobte. Vieles nun soll Thamus dem Theuth über jede Kunst dafür und dawider gesagt haben, welches weitläufig wäre, alles anzuführen. Als er aber an die Buchstaben gekommen, habe Theuth gesagt: Diese Kunst, o König, wird die Aegypter weiser machen und gedächtnißreicher. Denn als ein Mittel für den Verstand und das Gedächtniß ist sie erfunden. Jener aber habe erwiedert: O kunstreichster Theuth, Einer weis, was zu den Künsten gehört, an's Licht zu gebären, ein Anderer zu beurtheilen, wie viel Schaden und Vortheil sie denen bringen, die sie gebrauchen werden. So hast auch du jetzt, als Vater der Buchstaben, aus Liebe das Gegentheil dessen gesagt, was sie bewirken. Denn diese Erfindung wird den lernenden Seelen vielmehr

Vergessenheit einflößen aus Vernachläßigung des Gedächtnisses, weil sie im Vertrauen auf die Schrift sich nur von außen, vermittelst fremder Zeichen, nicht aber innerlich, sich selbst und unmittelbar erinnern werden. Nicht also für das Gedächtniß, sondern nur für die Erinnerung hast Du ein Mittel erfunden, und von der Weisheit bringst du deinen Lehrlingen nur den Schein bei, nicht die Sache selbst. Denn indem sie nur Vieles gehört haben ohne Unterricht, werden sie sich auch vielwissend zu seyn dünken, da sie doch unwissend größtentheils sind, und schwer zu behandeln, nachdem sie dünkelweise geworden statt weise." (Platon's Phaidros, 274.)

Diese Worte mögen uns bei den nachfolgenden Betrachtungen eingedenk bleiben und uns als eine leise, warnende Stimme immer in den Ohren klingen, wenn wir, wie es zu geschehen pflegt, von den Herrlichkeiten der Literatur geblendet, das Leben darüber vergessen sollten. Mit Recht haben die praktischen Menschen die Bücher nie recht leiden können, weil sie den Sinn vom frischen, thätigen Leben hinweg in eine nichtige Welt des Scheins verlocken. Tiefer aber haben mit Platon die Herzenskundigen und die echten Denker jederzeit den Buchstaben vom lebendigen Gefühl und Gedanken unterschieden, und die Literatur, die Welt der Worte, nicht nur der

Welt der Thaten, sondern auch der innern, stillen Welt der Seele untergeordnet.

Auf unendliche Weise steht das Wort dem Leben entgegen, wenn es auch nur aus ihm hervorgeht. Es ist das erstarrte Leben, sein Leichnam oder Schatten. Es ist unveränderlich, unbeweglich; von einem Wort läßt sich kein Jota rauben, sagt der Dichter, es ist an die ewigen Sterne befestigt, und der Geist, aus dem es geboren ist, hat keinen Antheil mehr daran. Das Wort hat Dauer, das Leben Wechsel; das Wort ist fertig, das Leben bildet sich.

Darum hat ein Leben, das sich den Büchern hingibt, allerdings etwas Todtes, Mumienhaftes, Troglodytenmäßiges. Wehe dem Geiste, der sich an ein Buch verkauft, der auf ein Wort schwört; die Quelle des Lebens in ihm selber ist versiegt. In diesem Tode, mitten im Leben, aber liegt eine dämonische Gewalt verborgen, es ist das Gorgonenhaupt, das uns versteinert. Ihre Wirkungen sind unermeßlich in der Weltgeschichte, oft hat ein Wort von Marmor Jahrhunderte versteinert, und spät erst kam ein neuer Prometheus und beseelte die erstarrten Generationen wieder mit lebendigem Feuer.

Im Leben aber, wenn es sich selbst begreift, liegt der Zauber, der des Wortes Meister wird. Wenn es sich nicht zu bewachen weiß, fällt es unter die Gewalt des Wortes; wenn es auf sich selbst ver-

traut, hat es auch den Talisman gewonnen, mit dem es das dämonische Wort bewältigt. Was nun für jeden Menschen gilt, sobald er ein Buch in die Hand nimmt, soll für uns gelten, indem wir die neue Literatur in ihrem ganzen Umfang betrachten wollen. Wir werden vom Leben ausgehen, um beständig darauf zurückzukommen; an diesem Ariadnefaden hoffen wir in dem Labyrinth der Literatur uns zurecht zu finden. Indem wir uns im frischen Gefühl des Lebens über die todte Welt der Literatur stellen, wird sie uns alle Geheimnisse aufschließen müssen, ohne uns in den Zauberschlaf zu wiegen. Nur der Lebendige kann wie Dante die Schattenwelt durchwandern. Wir werden manchen deutschen Professor darin finden, der in bleiernem Rock mit rückwärts gedrehtem Halse nach dem grünen Leben zurückblickt und nimmer aus der grauen Theorie herauskommt; wir werden den Sisyphus den Stein der Weisen bergan schleppen und den Tantalus nach den Aepfeln am Baum des Erkenntnisses hungern sehn, wir werden Alle finden, die in den Worten suchten, was allein das Leben gewährt.

Von diesem freien Standpunkte aus wollen wir die Literatur zunächst in ihrer Wechselwirkung mit dem Leben, sodann als ein Kunstwerk betrachten. Sie ist ein Produkt des Lebens, das wieder auf dasselbe zurückwirkt. Vom Leben selbst geschliffen wird sie ein Spiegel desselben, von ihm als Arzenei und

als Gift gebraucht, heilt oder tödtet sie es. In dem unermeßlichen Umfang ihrer todten Wörter aber ist sie ein einziges und zwar das reichste Kunstwerk nächst dem Leben selbst. Wenn es schwierig ist, in diesem Reichthum sich zurecht zu finden, so ist es doch noch schwieriger, sich von ihm nicht völlig verblenden zu lassen. Viele sehen in der Literatur zugleich den reinsten Spiegel des Lebens, wenn er gleich nur der umfassendste ist; viele betrachten sie als das höchste Produkt des Lebens, nur weil es die längste Dauer verspricht. Sie stellen die Ruinen, die von der Weisheit Aller übrig sind, über das wohnliche Haus unsrer eignen Weisheit, und das Bild aller Thaten über die eigne That. Bald sind sie zu träg, und wollen nur die Früchte eines fremden Denkens und Handelns genießen, die aber der Trägheit beständig wie dem Tantalus entfliehen; bald fürchten sie, den Alten nicht mehr gleichen zu können und machen sich träg aus Resignation.

Allerdings spiegelt die Literatur das Leben nicht nur umfassender, sondern auch reiner, als irgend ein andres Denkmal, weil kein andres Darstellungsmittel den Umfang und die Tiefe der Sprache darbietet. Doch hat die Sprache Grenzen, und nur das Leben keine. Den Abgrund des Lebens hat noch kein Buch geschlossen. Es sind nur Saiten, die in euch angeschlagen werden, wenn ihr ein Buch leset, die un-

endliche Harmonie, die in eurem wie in aller Leben schlummert, hat noch kein Buch ganz erfaßt. Darum hoffet nimmer in jenen Notenbüchern den Schlüssel zu allen Tönen des Lebens zu finden, und begrabt euch nicht zu sehr in den Schulstuben, laßt euch vielmehr gerne und oft vom frischen Lebenswinde die innere Aeolsharfe frei und natürlich, sanft und stürmisch bewegen.

Die Literatur sey immer nur ein Mittel unsres Lebens, nie der Zweck, dem wir es zum Opfer brächten. Wohl ist es herrlich, an der Erinnerung des vergangenen Lebens das gegenwärtige zu spiegeln und zu bilden, auf die Mitwelt durch das Wort zu wirken und der Nachwelt ein Gedächtniß unsres Lebens zu überliefern, wenn es des Gedächtnisses werth gewesen; doch keiner gebe seinen Geist dem Buchstaben gefangen.

Die frühern Geschlechter erkannten die große Bedeutung der Literatur noch nicht, da sie, zu sehr dem Genuß oder der That des Augenblicks hingegeben, sich mehr in der Wirklichkeit der Welt verloren, als sich im Spiegel derselben suchten. Die neuere Zeit ist beinah ins Extrem des Gegentheils gerathen, und der Mensch stiehlt sich gleichsam aus seiner Gegenwart heraus, um sich in eine fremde Welt zu versetzen, und übertäubt sich mit den Wundern, die seine Neugier um ihn versammelt. Damals lebte man mehr,

jetzt will man mehr das Leben erkennen. Die Literatur hat ein Interesse auf sich gezogen und eine Wirksamkeit erlangt, die den frühern Zeiten unbekannt war. Die Erfindung der Buchdruckerkunst hat ihr eine materielle Basis gegeben, von welcher aus sie ihre großen Operationen entwickeln konnte. Seitdem ist sie eine europäische Macht geworden, theils herrschend über Alle, theils dienend Allen. Sie hat der Geister sich bemächtigt durch das Wort, das Leben beherrscht durch das Bild des Lebens, aber zugleich jedem Streben des Zeitalters ein gefälliges Werkzeug dargeboten. In ihr goldnes Buch hat Jeder sein Votum eingetragen. Sie ist ein Schild der Gerechtigkeit und Tugend, ein Tempel der Weisheit, ein Paradies der Unschuld, ein Wonnebecher der Liebe, eine Himmelsleiter dem Dichter, aber auch eine grimmige Waffe dem Parteigeist, ein Spielzeug der Tändelei, ein Reizmittel der Ueppigkeit, ein Sorgenstuhl der Trägheit, ein Triebrad der Plauderei, eine Mode der Eitelkeit und eine Waare dem Wucher gewesen, und hat allen großen und kleinen, schädlichen und nützlichen, edlen und gemeinen Interessen der Zeit als Magd gedient.

Dadurch hat sie aber an Mannigfaltigkeit und Masse ins Ungeheure zugenommen, daß der Einzelne, der zum erstenmal in die Bücherwelt geräth, sich in ein Chaos versetzt findet. Stets beschäftigt, alles

andre zu begreifen, hat sie sich selbst noch nicht begriffen. Sie ist ein Kopf mit vielen tausend Zungen, die alle wider einander reden. Ein unermeßlicher Baum beschattet sie das lebende Geschlecht, doch aller Blüthen Auge sieht nach außen und die weitverbreiteten Aeste stehn von einander ab. Ueberall erblicken wir Wissenschaften und Künste, die einander ausschließen, wiewohl ein Boden sie nährt, eine Sonne sie reift und ihre Früchte gemeinsam uns bereichern. Ueberall sehn wir Parteien, die einander durch denselben Gegensatz zu vernichten trachten, wodurch sie sich wechselseitig erzeugen und aufrecht halten. Der Geist, der ein Fremdling in diese Literatur eintritt, weiß sich nicht zurecht zu finden in der Fülle, und nicht zu sondern, was in untergeordnete Sphären zerfällt. Er begnügt sich mit dem Kleinen, weil er das Große nicht kennt, mit der Einseitigkeit, weil er die andre Seite nicht sieht; und mehr noch als die Mannigfaltigkeit von Büchern die Uebersicht erschwert, verwirren die herrschenden Parteien das Urtheil selbst und erzeugen neben der Unkenntniß jene leichtsinnige Verachtung des Unbekannten oder Halbbegriffenen, die in der neuesten Zeit namentlich so verderblich um sich gegriffen. Endlich behauptet der Augenblick sein Recht, das Neue, die Mode; der Strom der Literatur erscheint in seinen Windungen jeden Augenblick nur als ein beengter See, und die

weite Bücherwelt drängt sich dem gewöhnlichen Leser in einen kleinen Horizont zusammen. Allen gilt zwar alles, doch immer nur das Eine für die Einen und Vieles nur für den Augenblick. So bietet unsre Literatur das bunteste Chaos von Geistern, Meinungen und Sprachen dar. Sie steigt von den Sonnengipfeln des Genies zum tiefsten Schlamm der Gemeinheit hinunter. Bald ist sie weise bis zum mystischen Tiefsinn, bald stumpfsinnig, oder geckenhaft thöricht. Bald ist sie fein bis zur Unverständlichkeit, bald roh wie Felsen. Ein Gleichmaaß der Ansichten, der Gesinnung, des Verstandes und der Sprache ist nirgends wahrzunehmen. Jede Ansicht, jede Natur, jedes Talent macht sich geltend, unbekümmert um den Richter, denn es ist kein Gesetz vorhanden und die Geister leben in wilder Anarchie. Aus allen Instrumenten und Tönen wird das wunderbare Concert der Literatur unaufhörlich fortgespielt, und es ist nicht möglich Harmonie darin zu finden, wenn man mitten in dem Lärmen steht. Schwingt man sich jedoch auf den höhern Standpunkt über der Zeit, so hört man, wie in halben Jahrhunderten die Fugen wechseln, die Dissonanzen ihre Lösung finden. Es gibt irgendwo eine Stelle, wo man die labyrinthischen Gänge zum schönen Ganzen verschlungen sieht. In dieser Mannigfaltigkeit verbirgt sich die geheime Harmonie eines unendlichen Kunstwerks, das zu ermessen ein ästhe-

tischer Trieb uns nicht ruhen läßt. Aus einem Leben hervorgegangen, ist diese Literatur selbst ein einiges Ganze.

Der üppigen Vegetation des Südens gegenüber erzeugt der Norden eine unermeßliche Bücherwelt. Dort gefällt sich die Natur, hier der Geist in einem ewig wechselnden Spiel der wunderbarsten Schöpfungen. Wie nun der Botaniker jene Pflanzenwelt zu überblicken, anzuordnen und ihr geheimes Gesetz sich zu enträthseln trachtet, so mag der Literator ein Gleiches an der Bücherwelt versuchen. Das Bedürfniß nach einem Ueberblick ist immer dringender geworden, je mehr uns die Bücher von allen Seiten über den Kopf zu wachsen drohen. Man hat deßhalb schon längst jene periodische Literatur zugerüstet, die als administrative Behörde die anarchischen Elemente der schreibenden Welt bemeistern soll; diese numerirenden, classificirenden, conscribirenden, judicirenden Bureaux sind aber selbst von der Anarchie ergriffen und in das allgemeine Chaos unaufhaltsam fortgerissen worden. Sie möchten gern wie der Hundsstern frei über dem blühenden Sommer schweben, weil sie aber selbst aus der Tiefe stammen, sind sie noch von dem wilden Triebe der Vegetation beherrscht, und kleben sich nur als Schmarozzerpflanzen an die verschiednen Zweige der Literatur. Dennoch läßt das tiefe Bedürfniß, in jener unermeßlichen Mannigfaltigkeit eine

sichre innere Harmonie zu erkennen, sich niemals abweisen. Manche haben die Oberfläche der Literatur ziemlich umfassend erblickt, aber in den Inhalt, in die innere Tiefe, aus welcher eine so reiche Welt an die Oberfläche herausblühen konnte, haben nur wenige hineingeblickt. Jedes Auge sieht die Welt rund, es kommt aber darauf an, wie tief es hineinsieht.

Es ist eine der größten Uebelstände unsrer Literatur, daß sich die Parteien so wenig concentriren. Wenn in Paris oder London zehn ausgezeichnete Schriftsteller in Uebereinstimmung und mit geschickter Vertheilung der Stoffe für eine bestimmte Sache kämpfen, so thun es in Deutschland einige hundert Schriftsteller mit verhältnißmäßig weniger Talent und ohne Uebereinstimmung, ohne von einander Notiz zu nehmen. Ist es nun in Paris oder London sehr leicht, das Schlachtfeld zu überblicken, so ist es in Deutschland fast unmöglich. Es erscheinen jährlich tausend theologische Schriften. Wer mag sie alle lesen? Ihre Verfasser selbst sind nicht im Stande, alle ihre Gegner oder Mitkämpfer zu kennen. Sie fechten gewissermaßen im Dunkeln. Der arme Dorfpfarrer hat ein Dutzend Bücher und ein halb Dutzend Collegienschriften vor sich, und so schreibt er ein neues Buch, unbekümmert, ob fünfzig seiner Collegen zu gleicher Zeit ein eben so armseliges Buch schreiben. So sind bei Gelegenheit der Cholera meh-

rere hundert Schriften in Deutschland erschienen, von denen nur sehr wenige an einen höhern, überschauenden Standpunkt des Verfassers mahnten. So wurden seit der jüngsten politischen Aufregung eine ungeheure Menge Schriften über Constitution und Administration geschrieben, deren größte Menge sich nur auf bestimmte Lokalitäten und Momente bezog, und die zu überblicken, aus denen heilsame Resultate für das Ganze zu ziehen, höchst schwierig ist. Wir Deutsche haben angefangen, auch in allen Zweigen der Politik sehr gesunde Begriffe zu bekommen; aber die Summe unsrer politischen Weisheit ist gleichsam in den kleinsten Münzsorten zerstreut, und wir vermögen sie nicht in ein großes Kapital zusammenzuschmelzen. Selbst die Belletristik macht davon keine Ausnahme, denn auch der eifrigste Romanleser wird nicht fertig mit dem, was ihm jede Messe an neuer Lektüre bietet.

Die Vielschreiberei in Deutschland ist so zur Manie geworden, daß die guten Leute, gerade je weniger ein neues Buch durch die ungeheure Masse der vorhandenen durchdringen kann, um so mehr ein jedes, auch das unbedeutendste, gedruckt sehn wollen. Daher in neuester Zeit die Auskehricht-Literatur, die Briefsammlungen und Nachlässe jedes nur entfernt berühmten Mannes. Kaum daß ein Visiten- und Waschzettel des seligen Matthison ungedruckt bleiben darf. Von Jean Paul wissen wir, an welchem Datum er

den ersten Hosenträger gewirkt erhalten, von Voß, was er in jedem Wirthshaus auf seiner kleinen Reise verzehrt hat, von Schiller, in welcher Equipage er bei Göthe vorgefahren, und womit sonst die vielen hundert Biographien und Briefbände dieser Gattung vollgepfropft sind. Und gerade die Protestanten und Rationalisten sind am eifrigsten in diesem modernen Reliquiendienst, dessen weit edleres Vorbild sie bei den Katholiken verhöhnen.

Eine gewisse Vielschreiberei kann nothwendig und unvermeidlich werden. Zwar wird die Nachwelt sich immer nur mit einer Auswahl des Besten und Wichtigsten aus der frühern Literatur begnügen, aber für die Mitwelt hat die Literatur noch einen besondern Werth der Mittheilung und Diskussion. Es müssen viele Versuche und Vorarbeiten zu Grunde gehen, ehe der Nachwelt das Resultat in wenig Worten überliefert wird, und die Mitwelt hat eigenthümliche Interessen, die sie befriedigen muß, ohne daß die Nachwelt überhaupt davon Notiz zu nehmen braucht. Allein die Deutschen wissen, wie ich schon oben bemerkt, die Diskussion nicht zu concentriren, sondern vervielfältigen sie ins Ungeheure und reden durcheinander, ohne einander zugleich hören zu können, und außerdem verwechseln sie das praktische Bedürfniß des Augenblicks beständig mit der Sorge für die Nachwelt. Sie sind nicht allein darauf bedacht, daß

sie etwas zur rechter Zeit sagen, sie adressiren ihre Rede auch gleich an die Nachwelt, und die Nachwelt und das Publikum sind ihnen identische Begriffe auch da, wo sie sie nothwendig scheiden sollten. Mit einer wahrhaft chinesischen Aengstlichkeit sorgen sie, daß der armen Nachwelt doch ja nichts vorenthalten werde, und so schreiben sie auf jeden Grabstein unsterbliche Worte, die schon der nächste Regen verwischt.

Schon öfters bin ich von gelehrten Franzosen angegangen worden, ihnen eine Art von Leitfaden in das Labyrinth der deutschen Literatur zu geben. Ich stelle mir vor, der Brahmine, der kürzlich nach England gekommen ist, träte in die unendliche deutsche Bücherwelt und früge mich: gibt es nicht ein Buch der Bücher, worin man all diese Weisheit in nuce beisammen findet? Nein, muß ich antworten, seit die Thiere in der Arche Noä beisammen wohnten, haben sie sich so zahllos vermehrt, daß jetzt die Linnee's und Buffons und Blumenbachs und Cuviers nicht mehr fertig werden, unter den Individuen nur die Gattungen wieder aufzufinden. Sieh dort, ehrwürdiger Gymnosophist, das niederländische Viehstück unserer Erbauungsliteratur. Ganze Wände, ganze Säle voll pfäffische Krämerwaaren, süßlicher Seelenmarcipan, Konfirmationswerke, Andachtsbücher für gebildete Töchter, Weihen der Jungfrau, Christinnen

im Hause, Selithas, Theonas, Witschelsche Morgen- und Abendopfer, Stunden der Andacht, Glockentöne ꝛc. ꝛc. Würde der bekehrte, aus Enthusiasmus für das Lutherthum nach Europa gekommene Indianer nicht sagen, daß es hier sehr Noth thäte um einen Christus, der mit der Geißel käme und die theologischen Damenschneider und Galanteriehändler aus dem Tempel hinauspeitschte. Ich kenne einen Kinderverderber in Deutschland, der einer entehrenden Strafe mit Mühe entging, wie deren nur zu viele durch herkömmliche Vertuschung der gerechten Rache der beleidigten Menschheit entgehn. Zu diesem Nichtswürdigen sprach in meiner Gegenwart ein junger Buchhändler, der zu der Gattung derer gehörte, die um jeden Preis schnell reich werden wollen: schreiben Sie mir ein Andachtsbuch für Damen. Topp, erwiederte jener, und sie schlossen den Kontrakt über ein Buch, das wirklich vor ein paar Jahren im Meßkatalog stand. O hätten doch alle die edlen Mütter und reinen Jungfrauen diese Gaunergesichter gesehn, sie würden das heilige Buch ins Feuer werfen. Und haben andre Bücher dieser Art etwa einen reinern Ursprung? Wahrlich nicht, der Heuchler schreibt das Buch, lacht heimlich und steckt das Geld ein. Von einem ächten Priester des Herrn rührt niemals ein solches frommes Modebuch her: denn wahre Gottesfurcht schmeichelt den Menschen nicht, und dringt

sich den schwachen Weiblein nicht so zuthätig auf. An diesen Wust von theologischer Literatur, von dem kaum der zehnte Theil nicht gottlos ist, würde ich mit Vergnügen Feuer legen.

Unsere politische Literatur hat sich verbessert, aber wenn man auch zugäbe, daß Alles, was an allen Orten in Deutschland über Politik geschrieben wird, Weisheit enthielte, selbst dann würden wir zu beklagen seyn, daß wir für so vielzüngige Weisheit nicht Ohren genug haben. Seit geraumer Zeit leiden unsre politischen Schriftsteller an der Kurz- und Fernsichtigkeit ,und das was nicht ist, sehn sie in der Regel zu nahe, und das was ist, zu ferne. Die ungeheure Brille, wodurch sie sehn, ist überdies acht- und dreißigfach brillantirt, und die H. Alexander Müller und Dr. Zöpfl können nicht fertig werden, nur die Bausteine zu dem Labyrinth der deutschen Staatsrechte zu sammeln, aus dem, wenn es je ein Schriftsteller vollständig zusammenstellte, wenigstens kein Leser sich wieder herausfände. Es ist selbst für den, der sonst gar nichts zu thun hat, eine Aufgabe, über die sächsischen und hannöverschen, oder über die kurhessischen und badischen Angelegenheiten zugleich au fait zu bleiben. Man hat so oft geklagt, der Deutsche bekümmere sich um die Angelegenheiten des Staats zu wenig; wenn er aber einen breiten Tisch voll Zeitungen und vier lange Wände voll Bücher vor sich

sieht, die er alle durchlesen muß, um sich nur fürs Erste zu orientiren, so kann man ihm nicht verdenken, daß er dies für äußerst mühselig hält.

Gewiß ist der Eifer, den man neuerdings für die Verbesserung der Erziehung anwendet, sehr wünschenswerth; aber ich möchte wohl den Pädagogen kennen, der Alles gelesen hätte, was über diesen Punkt in Deutschland schon geschrieben worden ist, und jährlich noch in etlichen hundert neuen Büchern geschrieben wird. Wo wäre ein neuer Lehrer, der nicht vielmehr, anstatt die alten Bücher zu lesen, lieber ein neues schriebe. Es ist beinahe schon zur Gewohnheit geworden, daß jeder eine neue Methode aufbringt, oder wenigstens ein neues Lehrbuch für seinen nächsten Wirkungskreis schreibt. Daher die entsetzliche Menge von Lehrbüchern, die man nicht mehr übersehn kann, und aus denen man keineswegs eine Auswahl trifft. Man zähle die „Naturgeschichten" und „Geographien" für die Schuljugend, die „deutschen Geschichten," und vollends gar die Unterhaltungsbücher für Kinder, die durchgängig bloße Spekulation auf den Geldbeutel der Eltern sind. So haben wir denn eine Kinderliteratur erhalten, die der Literatur für die Alten nicht viel nachgibt. Mein Sohn könnte eine Bibliothek von 15,000 Werken haben, die für Leser von nicht 16 Jahren in Deutschland geschrieben und gedruckt worden sind. Nun,

guter Vater, setze dich hin, lies diese 15,000 Werke vorher und wähle für deinen Sohn das beste aus!

Oder wenden wir uns zur Poesie. Seit 1814 sind nicht weniger als 5—6000 neue Romane fabricirt worden. Wären sie alle gut, so wären es zu viele, weil man sie doch nicht alle lesen könnte; und sind sie schlecht, so hätten sie gar nicht geschrieben werden sollen. Sie sind wirklich dem größten Theile nach schlecht, vielleicht nicht einhundert davon kann ein vernünftiger Mann aus der Hand legen, ohne sich des Volkes zu schämen, das solche Romane hervorbringt. Nun blieben also noch mehr als 5000 Romane übrig, die binnen so kurzer Zeit nicht nur ein großes Kapital von Geld und Zeit des Autors, Verlegers, Druckers, Lesers rc. unnütz vergeudet, sondern auch durch ihre, wenn nicht demoralisirende, doch erschlaffende Wirkung der Nation wesentlich geschadet haben. Diese ungeheure Masse von Romanen würden in ältern weisern Zeitaltern ein Gegenstand der politischen Aufmerksamkeit gewesen seyn. Ein griechischer Gesetzgeber würde sie so gewiß verdammt haben, als die neuere Nationalökonomie sie verdammen muß. Aber eine Bemerkung dieser Art hat in unserm Zeitalter keine andere Folge, als daß unsre romantischen Leser darüber lächeln.

Ich erschrecke, wenn ich die zahlreichen Namen neuer Buchhändler lese. Sie werden das ohnehin

künstliche Bücherbedürfniß noch mehr steigern, denn sie wollen nicht nur leben, sondern leben im weitesten Sinne des Wortes. Ihrer modernen Stallfütterung kann es aber nie an literarischem Vieh fehlen, denn unsre Staatsweisheit hat es noch nicht dahin gebracht, den Andrang zu den Universitätsstudien wirksam zu hindern, obgleich sie ihn schon oft auf dem Papier verboten hat. Es werden mithin der verdorbenen Studenten, der überzähligen Auscultanten, der „desperaten Kandidaten der Theologie" so viele, daß sie schaarenweise die literarischen Ställe füllen können.

Wer einer solchen Literatur sich freuen kann, er müßte verrückt seyn; wahrhaftig, denn nur ein Verrückter mag sich eine Bibliothek anlegen, deren Bücher dem größten Theil nach hinter dem Titel hohl oder mit Sägespänen und Spinneweben angefüllt sind. Ein Vernünftiger setzt den Geist der Nation erstens überhaupt nicht in die Bücher, zweitens aber auch den Werth der Bücher nicht in deren Zahl. Anstatt uns des Reichthums zu rühmen, sollten wir nur darauf bedacht seyn, die Resultate unsrer Bücherweisheit kurz zusammenzudrängen, damit wir doch auch etwas davon haben: denn ohne dieses Verfahren werden wir noch lange Zeit mitten in unserm büchervollen Deutschland leere Köpfe herumlaufen sehn.

Die jüngste Zeit ist am wenigsten zu überblicken, weil sie nicht nur eine weit größere Zahl von Büchern

producirt, als die früheren Zeiten, sondern auch weil diese sich so schnell auf einander drängenden Werke nicht so schnell in die literarischen Handbücher einregistrirt werden können. Eine Vergleichung der Leipziger Meßcataloge seit der Restauration gibt folgendes Resultat: Im Jahr 1816 erschienen im deutschen Verlag zum erstenmal über 3000 Bücher, im Jahr 1822 zum erstenmal über 4000, im Jahr 1827 zum erstenmal über 5000 und im Jahr 1832 zum erstenmal über 6000: also ist ihre Zahl alle fünf Jahre um 1000 gestiegen. Seit dem Frieden von 1814 sind bis zum Schluß des Jahres 1835 nicht viel weniger als 100,000 Werke in Deutschland gedruckt worden.

Nun nehme man dazu die Ausbeute von früheren Jahrzehnten und Jahrhunderten, und man hat Ursach, ein wenig vor der deutschen Büchermasse zu erschrecken.

An Werken, worin diese Masse nur einigermassen zur Uebersicht gebracht wird, an deutschen Büchercatalogen und Literargeschichten hat es uns zwar seit dem Anfang des vorigen Jahrhunderts nicht gefehlt; doch sind nur die Spezialgeschichten einzelner Literaturfächer werthvoll, z. B. die Geschichten der ältern deutschen Literatur von Büsching und von der Hagen, die Geschichte des Wiederaufblühens der Wissenschaften vor Luther von Erhard, die Geschichte des Dramas von Gotsched und August Wilhelm Schlegel, die Geschichte

der komischen Literatur von Flögel, die Kirchengeschichte von Schröckh, Engelhardt, Gieseler, die Geschichte des Mysticismus von Arnold und Schmid, der Philosophie von Tennemann, Rixner, Ast, Reinhold, der Medizin von Kurt Sprengel, der Chemie von Gmelin, der Rechtskunde von Eichhorn, Savigny, Mittermeier, der Staatswissenschaft von Pölitz, Raumer ꝛc. Dagegen lassen die allgemeinen deutschen Literargeschichten noch gar viel zu wünschen übrig. Die Werke des edlen Greises Wachler verdienen gewiß die größte Auszeichnung. Doch hat er in seiner allgemeinen Literaturgeschichte den eigenthümlichen Geist deutscher Wissenschaftlichkeit nicht genug von den Bestrebungen anderer Völker unterschieden, und in seinem der deutschen Nationalliteratur ausschließlich gewidmeten Buche, nur die deutsch geschriebenen und die populären Werke behandelt, mit Weglassung aller von Deutschen lateinisch geschriebenen Bücher und der strengen Fakultätsliteratur. So hat er sich hier wie dort unmöglich gemacht, die deutsche Literatur in ihrer Gesammtheit und als ein geschlossenes Ganzes darzustellen. Außerdem sind seine Beziehungen der Literatur auf da Leben und die geschichtliche Entwicklung des deutschen Volks, wo er sie anbringt, zu karg; er sagt zu wenig über die jedesmal eine eigenthümliche Richtung der Literatur veranlassenden Zeitumstände. Endlich aber ist er zu sehr bloß Samm-

ler, zu wenig Kritiker. Sein Geist ist des ungeheuern Stoffs nicht mächtig, er weiß das Einzelne nicht aus dem Ganzen zu erklären; und wenn er, eines objectiven Urtheils sich bescheidend, nur ein subjectives und überall isolirtes Urtheil geltend macht, so hat er zwar das Verdienst, sich dabei von Moral und Patriotismus leiten zu lassen, doch führt ihn der Mangel an tieferer Einsicht nicht selten zu Mißgriffen. So vergöttert er mit moralischem und patriotischem Feuer den unmoralischen und unpatriotischen Göthe. Wachler ist indeß immerhin der erste gewesen, der eine Brücke aus der kalten Schulweisheit ins warme Leben hinüberzuschlagen versuchte. Eichhorns Literargeschichte ist noch ganz so kalt und trocken, vornehm herablassend und wissenschaftlich aristokratisch, wie Alles, was von Göttingen kommt. Gudens Tabellen sind lückenhaft und er hätte sich nicht damit plagen sollen, systematisch über alle deutsche Autoren Urtheile zu fällen, da er sicher nicht den zwanzigsten Theil gelesen hat. Das neue große Bücherlexikon von Heinsius, das nach Fächern geordnete Bücherverzeichniß von Ersch, das Schriftstellerverzeichniß von Meusel, die älteren Büchernachrichten von Baumgärtner, die guten Untersuchungen über mittelalterliche Literatur von Hamberger und das schwülstige aber notizenreiche Lexicon der ältern Literatur von

Jöcher haben wenigstens das Verdienst, uns über Namen, Titel und Jahreszahl zu orientiren.

So ist denn noch nicht viel geschehen, um die Masse der Literatur historisch und kritisch zu bewältigen, um das Bedeutende vom Unbedeutenden auszuscheiden, um das unbillig Vergessene, das ungerecht Verdammte wieder zu Ehren, und umgekehrt die sich aufdringende Leerheit und Gemeinheit in Vergessenheit zu bringen, um der Nation zu zeigen, was sie denn eigentlich an ihrer Literatur hat, um ihr den Reichthum ihres eigenen Geistes zu vollem Bewußtseyn zu bringen. Man blickt kaum in jene obengenannten Literargeschichten hinein, oder wendet sich erschrocken vor den vielen unübersehlichen Namen und Titeln zurück. So kommt man zu keinem Ueberblick, kennt mitten unter den Büchern die Literatur nicht, sieht den Wald vor den Bäumen nicht.

In der Naturwissenschaft hat man den Werth der Vergleichungen erkannt; man fängt an, nicht die Astronomie, oder Chemie, oder Geologie, oder Mineralogie ꝛc. allein zu treiben, sondern sie auch auf einander zu beziehen, ihre Resultate auszugleichen und darin höhere und allgemeine Naturgesetze zu erkennen. Diese Methode hätte man längst auch auf die Literargeschichte überhaupt anwenden können. Die Vergleichung gibt Aufschlüsse, zu denen die einseitige Verfolgung einer Wissenschaft oder

poetischen Schule nie gelangt. Eines erklärt, ergänzt das Andre. Nur aus der Vergleichung entspringt ein richtiges, ein umfassendes zugleich und unparteiisches Urtheil. Man kann schwerlich die Geister in allen ihren so mannigfach verschiedenen Richtungen beobachten, ohne in dem Gegensatz, aus welchem sie entsprungen sind, die Pole alles Lebens zu erkennen. Man kann aber auch nicht unparteiisch über den Parteien stehn, ohne den Kampf unter einem epischen Gesichtspunkt aufzufassen und sein großes Gemälde zu überschauen. Im Gewühl des Lebens selbst, gegenüber so mannigfachen und dringenden Interessen und unwillkürlich davon ergriffen, mögen wir zu einer Partei stehen; auf der Höhe der Literatur aber kann nur ein freier unparteiischer Blick in alle Parteiansichten befriedigen. Das Leben ergreift uns als sein Geschöpf, die Masse als ihr Glied, wir können uns von der Gemeinschaft mit der Gesellschaft, mit der Oertlichkeit und Zeit nicht lossagen und müssen, eine Welle des lebendigen Stroms, ihn tragend und von ihm getragen, das Loos aller Sterblichen theilen; doch im Innern des Geistes gibt es eine freie Stelle, wo aller Kampf befriedigt, aller Gegensatz versöhnt werden mag, und die Literatur vergönnt es, diesen festen Stern der Menschenbrust in einem geistigen Universum zu verewigen.

Indem wir die Literatur ihrem ganzen Umfang

nach in Wechselwirkung mit dem Leben begriffen sehn, unterscheiden wir auf dreifache Weise die Einwirkungen, welche Natur, Geschichte und geistige Bildung auf die Literatur äußern. Die Natur bedingt ihr eine örtliche, nationelle und individuelle Eigenthümlichkeit, sie wirkt auf die Charaktere, wie auf die Sprache, und ruft die mannigfaltigen Töne hervor, in welchen das Volk den Urlaut des Geschlechts, das Individuum den Urlaut des Volks modificirt. Wie aber die Natur auf die Schöpfer der Literatur einen tiefen Einfluß behauptet, so die Geschichte auf die Gegenstände und den äußern Verkehr derselben. Die Interessen des handelnden Lebens kommen in der Literatur zur Sprache. Jeder neue Geist wird von dem Strome der Parteien ergriffen und muß Partei halten oder machen. Endlich dürfen wir, so innig auch Natur, Geschichte, Geist in einer Gesammtwirkung sich durchdringen, doch die eigenthümlichen Entwicklungen eder bestimmten Wissenschaft oder Kunst und ihren Einfluß auf die Literatur von den Einflüssen sowohl nationeller und individueller Charaktere, als des herrschenden Zeitgeistes unterscheiden. Von eigenthümlichen Naturen oder vom Geist der Zeit ergriffen, erleidet jede Wissenschaft und Kunst mannigfache Modificationen, doch schreitet sie consequent durch die Menschen und Jahrhunderte fort und wird nie einem Manne oder einer Na-

tion oder einem Zeitalter allein unterthan, von keinem ganz ergründet und vollendet. Wir betrachten demnach zuerst die allgemeinen natürlichen und historischen Bedingungen unserer Literatur, sodann insbesondre jedes ihrer Fächer.

Nationalität.

Die Literatur ist in der neuesten Zeit so sehr die glänzendste Erscheinung unsrer Nationalität geworden, daß wir diese eher aus jener erklären können, als umgekehrt. Es ist uns beinahe nichts übrig geblieben, wodurch wir unser Daseyn bemerklich machen, als eben Bücher. Wie die Griechen zuletzt durch nichts mehr ausgezeichnet waren, als durch Wissenschaften und Künste, so haben auch wir nichts mehr, was uns würdig machte, den deutschen Namen fortzuführen. Leben wir nicht als einige Nation wirklich nur in Büchern? versammelt sich das heilige Reich noch irgend anderswo als auf der Leipziger Messe? Indeß scheint eben darum die geheime Wahlverwandtschaft mit den Büchern der tiefste Zug unsres Nationalcharakters; wir wollen sie die Sinnigkeit nennen.

Schon in den ältesten Zeiten waren die Deutschen eine phantastische Nation, im Mittelalter wurden sie mystisch, jetzt leben sie ganz im Verstande. Zu allen Zeiten offenbarten sie eine überschwengliche

Kraft und Fülle des Geistes, die aus dem Innern hervorbrach und auf die Aeußerlichkeiten wenig achtete. Zu allen Zeiten waren die Deutschen im praktischen Leben unbehülflicher als andre Nationen, aber einheimischer in der innern Welt, und alle ihre nationellen Tugenden und Laster können auf diese Innerlichkeit, Sinnigkeit, Beschaulichkeit zurückgeführt werden. Sie ist es, die uns jetzt vorzugsweise zu einem literarischen Volk macht, und zugleich unsrer Literatur ein eigenthümliches Gepräge aufdrückt. Die Schriften andrer Nationen sind praktischer, weil ihr Leben praktischer ist, die unsrigen haben einen Anstrich von Uebernatürlichkeit oder Unnatürlichkeit, etwas Geistermäßiges, Fremdes, das nicht recht in die Welt passen will, weil wir immer nur die wunderliche Welt unsres Innern im Auge haben. Wir sind phantastischer als andre Völker, nicht nur weil unsre Phantasie ins Ungeheure von der Wirklichkeit ausschweift, sondern auch weil wir unsre Träume fü wahr halten. Wie die Einbildungskraft schweift unser Gefühl aus von der albernen Familiensentimentalität bis zur Ueberschwenglichkeit pietistischer Sekten. Am weitesten aber schweift der Verstand hinaus ins Blaue und wir sind als Speculanten und Systemmacher überall verschrien. Indem wir aber unsre Theorien nirgends einigermaßen zu realisiren wissen, als in der Literatur, so geben wir der Welt der

Worte ein unverhältnißmäßiges Uebergewicht über das Leben selbst, und man nennt uns mit Recht Bücherwürmer, Pedanten.

Dies ist indeß nur die Schattenseite, über die wir uns allerdings nicht täuschen wollen. Ihr gegenüber behauptet unser sinniges literarisches Treiben auch eine lichte Seite, die von den Fremden weit weniger gewürdigt wird. Wir streben nach allseitiger Bildung des Geistes und bringen derselben nicht umsonst unsre Thatkraft und unsern Nationalstolz zum Opfer. Die Erkenntnisse, die wir gewinnen, dürften dem menschlichen Geschlecht leicht heilsamer seyn, als noch einige sogenannte große Thaten, und die Lust, von den Fremden zu lernen, dürfte uns mehr Ehre machen, als ein Sieg über dieselben. In unsrem Nationalcharakter liegt ein ganz eigener Zug zur Humanität. Wir wollen alle menschlichen Dinge recht im Mittelpunkt ergreifen und in der unendlichen Mannigfaltigkeit des Lebens das Räthsel der verborgnen Einheit lösen. Darum fassen wir das große Werk der Erkenntniß von allen Seiten an; die Natur verleiht uns Sinn für Alles und unser Geist sammelt aus der größten Weite die Gegenstände seiner Wißbegierde und dringt in die innerste Tiefe aller Mysterien der Natur, des Lebens, der Seele. Es gibt keine Nation von so universellem Geist als die deutsche, und was dem Individuum nicht gelingt,

wird in der Mannigfaltigkeit derselben erreicht. An die Masse sind die zahlreichen Organe vertheilt, durch welche die Erkenntniß allen vermittelt wird.

Die deutsche Sinnigkeit war immer mit einer großen Mannigfaltigkeit eigenthümlicher Geistesblüthen gepaart. Der innere Reichthum schien sich nur in dem Maaß entfalten zu können, als er an keine Norm gebunden war. Mehr als in irgend einer andern Nation hat die Natur in der unsern die unerschöpfliche Fülle eigenthümlicher Geister aufgeschlossen. In keiner Nation gibt es so verschiedene Systeme, Gesinnungen, Neigungen und Talente, so verschiedene Manieren und Style zu denken und zu dichten, zu reden und zu schreiben. Man sieht, es mangelt diesen Geistern an aller Norm und Dressur, sie sind wild aufgewachsen hier und dort, verschieden von Natur und Bildung, und ihr Zusammenfluß in der Literatur gibt eine baroke Mischung. Sie reden in einer Sprache, wie sie unter einem Himmel leben, aber Jeder bringt einen eigenthümlichen Accent mit. Die Natur waltet vor, wie streng auch die Disciplin einzelner Schulen die sogenannte Barbarei ausrotten möchte. Der Deutsche besitzt wenig gesellige Geschmeidigkeit, doch um so stärker ist seine Individualität und sie will frei sich äußern bis zum Eigensinn und bis zur Karrikatur. Das Genie bricht durch alle Dämme und auch bei dem Gemeinen schlägt

der Mutterwitz vor. Wenn man die Literatur andrer Völker überschaut, so bemerkt man mehr oder weniger Normalität, oder französische Gartenkunst, nur die deutsche ist ein Wald, eine Wiese voll wilder Gewächse. Jeder Geist ist eine Blume, eigenthümlich an Gestalt, Farbe, Duft. Nur die niedrigsten kommen in ganzen Gattungen vor, und nur die höchsten vereinigen in sich die Bildungen vieler andern; in einigen wird ein großer Theil der Nation gleichsam personificirt, und in seltnen Genien scheint die Menschheit selbst ihr großes Auge aufzuschlagen, Genien, die auf der Höhe des Geschlechts stehn und das Gesetz offenbaren, das in den Massen schlummert.

Der Genius wird immer nur geboren, und die reichen Originalitäten in der deutschen Geisterwelt sind unmittelbare Wirkungen der Natur. Mittelbar mag die große Verschiedenheit der deutschen Stämme, Stände, Bildungsstufen, durch die Erziehung und das Leben auf die Schriftsteller wirken, aber diese Verschiedenheit ist selbst nur eine Folge der Volksnatur. Diese hat unter allen Verhältnissen die Normalität unmöglich gemacht. Unter allen Völkern bot das deutsche von jeher die reichste Mannigfaltigkeit, Gliederung und Abstufung dar, wie äußerlich, so geistig. Diese Mannigfaltigkeit ist durch die ewig junge Naturkraft von unten her aus dem Volk beständig genährt worden und hat sich nie einer von

oben her gebotenen Regelmäßigkeit gefügt. Mit ihr ist zugleich alles Herrliche, was den deutschen Geist auszeichnet, von unten frei und wild hervorgewachsen.

Nur eins ist der Masse unsrer Schriftsteller gemeinsam, die wenige Rücksicht auf das praktische Leben, das Ueberwiegen der innern Beschaulichkeit. Doch sind gerade dadurch die Ansichten um so mehr vervielfältigt worden. In den engen Schranken des praktischen Lebens hätten sich die Geister in wenige Parteien und für einfache Zwecke vereinigen müssen. In der unendlichen Welt der Phantasie und Speculation aber fand jeder eigenthümliche Geist den freiesten Spielraum. Der Deutsche sucht instinktartig dies freie Element. Kaum gehn wir einmal aus dem Traum heraus und erfassen das praktische Leben, so geschieht es nur, um es wieder in das Gebiet der Phantasie und der Theorien zu ziehn; während umgekehrt die Franzosen von der Speculation und Einbildungskraft nur die Hebel für das öffentliche Leben borgen. Der Franzose braucht eine naturphilosophische Idee, um sie auf die Medicin oder Fabrikation anzuwenden; der Deutsche braucht die physikalischen Erfahrungen am liebsten, um wundervolle Hypothesen darauf zu bauen. Der Franzose erfindet Tragödien, um auf den politischen Sinn der Nation zu wirken; dem Deutschen blieben von seinen Thaten und Erfahrungen eben nur Tragödien. Die Franzosen haben

eine arme Sprache, doch treffliche Redner. Wir könnten weit besser sprechen, doch wir schreiben nur. Jene reden, weil sie handeln; wir schreiben, weil wir nur denken.

Das originelle, physiognomische, aller Normalität widerstrebende Wesen in der deutschen Literatur ist noch immer wie in der Zeit der Chroniken wahre Naivetät, mehr, als mancher Autor, der Griechen, Römer, Engländer oder Franzosen im Auge gehabt, selbst wissen mag. Wenn sich nun aber auch diese Naivetät der deutschen Schriften streng nachweisen läßt, so darf man doch damit ja nicht die sogenannte deutsche Ehrlichkeit verwechseln. Allerdings herrscht noch eine große Gutmüthigkeit und Redlichkeit unter den Autoren, und sie ließe sich schon aus dem eisernen, wenn auch oft fruchtlosen Fleiße, und aus der Weitläuftigkeit, aus dem sichtbaren Bestreben nach deutlicher Belehrung erkennen, wenn man auch den vielen Versicherungen von Ehrlichkeit und Liebe mit Recht mißtrauen dürfte. Aber eben diese sentimentalen Schwüre zeigen nur zu deutlich, daß wir den Stand der Unschuld bereits verlassen haben.

Die deutsche Sprache ist der vollkommne Ausdruck des deutschen Charakters. Sie ist dem Geist in allen Tiefen und in dem weitesten Umfang gefolgt. Sie entspricht vollkommen der Mannigfaltigkeit der Geister und hat jedem den eigenthümlichen

Ton gewährt, der ihn schärfer auszeichnet, als irgend eine andre Sprache vermöchte. Die Sprache selbst gewinnt durch diese Mannigfaltigkeit des Gebrauchs. Das bunte Wesen und die Vielgestaltigkeit ist ihr eigen und steht ihr schön. Ein Blumenfeld ist edler als ein einfaches Grasfeld, und gerade die schönsten Länder haben den reichsten Wechsel von Gegenden und Temperaturen. Alle Versuche, den deutschen Schriftstellern einen Normalsprachgebrauch aufzudrängen, sind schmählich gescheitert, weil sie der Natur widerstrebten. Jeder Autor schreibt, wie er mag. Jeder kann von sich mit Göthe sagen: „ich singe, wie der Vogel singt, der auf den Zweigen lebet."

Es ist gewiß ein nationeller Zug, daß unsre Gelehrten und Dichter sogar noch keine durchgreifende Rechtschreibung haben, und daß uns dies so selten auffällt. Wie viele Wörter werden nicht bald so, bald anders geschrieben, wie viele Willkür herrscht in den zusammengesetzten Wörtern! und wer tadelt es, als hin und wieder die Grammatiker, von denen sich die Autoren so wenig belehren lassen, als die Künstler von den Aesthetikern.

Die grammatische Mannigfaltigkeit erscheint aber nur unbedeutend gegen die rhetorische und poetische, gegen den unendlichen Reichthum in Styl und Manier, worin uns kein Volk auf Erden gleich kommt. Es mag dahin gestellt seyn, ob keine andre Sprache

so viel Physiognomik zuläßt, gewiß aber ist, daß in keiner so viel Physiognomik wirklich ausgedrückt wird. Diese ungebundene Weise der Aeußerung ist uns mit so manchem andern Zug unsrer Natur aus den alten Wäldern angestammt, und auf ihr beruht die ganze freie Herrlichkeit unsrer Poesie. Je besser der Conversationston, desto elender die Dichter, wie in Frankreich. Je schlechter der Canzleistyl, desto origineller die Dichter, wie in Deutschland. Jeder neue Adelung wird vor einem neuen Göthe, Schiller, Tieck zu Spott werden. Titanen brauchen keine Fechtschule, weil sie doch jede Parade durchschlagen. Den großen Dichter und Denker hält sein Genie, den gemeinen seine angeborne Natur, alle der gänzliche Mangel einer Regel, eines gesetzgebenden Geschmacks und eines richtenden Publikums von dem Zwang einer attischen oder parisischen Censur entfernt.

Im Ganzen hat die deutsche Sprache im Fortschritt der Zeit auf der einen Seite gewonnen, auf der andern verloren. Die Reinheit, eine Menge Stammwörter, einen bewunderungswürdigen Reichthum von feinen und wohllautenden Biegungen hat sie seit einem halben Jahrtausend verloren. Dagegen hat sie von dem, was ihr übrig geblieben, einen desto bessern Gebrauch gemacht. In der jetzt ärmern und klanglosern Sprache ist unendlich viel gedacht und gedichtet worden, das uns die verlornen Laute

vermissen läßt. Ausgezeichnete Meister haben aber auch diese neue hochdeutsche Sprache durch Virtuosität des Gebrauchs zu einer eigenthümlichen Schönheit zu bilden gewußt, und man hat angefangen, sie sogar aufs Neue aus dem Schatz der Vorzeit zu schmücken. Es gehört nicht zu den geringsten Verdiensten der Romantiker, daß sie die deutsche Sprache wieder auf den alten Ton gestimmt haben, so weit es ihre gegenwärtige Instrumentation vertragen kann.

Diese lebendige, organische Wiedergeburt der reinen alten Sprache, durch welche die fremden Schmarozergewächse verdrängt werden, ist das schönste Zeugniß von der angebornen Kraft unsrer Nationalität im Gegensatz gegen die affectirte Kraft, womit wir es den Fremden gleich zu thun gestrebt haben. Diese organische Entwicklung der deutschen Ursprache stellt zugleich die mechanischen Versuche der Puristen gänzlich in den Schatten. Nichts ist kläglicher, als jener Purismus eines Campe und Anderer, welche die aus der Philosophie verschwundne Atomenlehre noch einmal in der Grammatik aufzufrischen und die atomistischen deutschen Sylben nach einer Cohärenz, die nicht im Organismus deutscher Sprachbildung, sondern nur in der Analogie des fremden Wortes lag, zusammenzuschmieden versuchten, die uns Wörter aus Sylben machten, wie Voß aus Wörtern eine Sprache machte, die weder deutsch, noch griechisch

war, und die man erst wieder in's Griechische übersetzen mußte, um sie zu verstehen.

Der Purismus ist löblich, wenn er uns denselben Begriff, den ein fremdes Wort ausdrückt, eben so umfassend und verständlich durch ein deutsches ausdrücken lehrt, jederzeit aber zu verwerfen, wenn das fremde Wort umfassender oder verständlicher ist, oder wenn es einen unsrer Sprache gänzlich fremden Begriff bezeichnet: denn Mittheilung der Begriffe ist der erste Zweck der Sprache, Deutlichkeit der Wörter das Mittel dazu. Wenn wir nur unsre Begriffe durch einen fremden vermehren, so laßt uns immer das fremde Wort dazu nehmen. Das Denken soll nicht verarmen, damit die Sprache mit Reinheit prahlen könne.

Wenn der falsche Purismus zu verwerfen ist, so ist doch der wahre, wie ihn schon Luther kräftig gehandhabt, höchst verdienstlich. Allerdings gibt es unter den fremden Wörtern, die wir als das Kleid fremder und neuer Begriffe ehren müssen, noch eine Menge andrer, die sich statt eben so guter, und deßfalls für uns besserer, deutscher Wörter eingeschlichen haben, die ganz bekannte alte Begriffe ausdrücken, und nur aus einer lächerlichen Eitelkeit oder Neuerungssucht von uns gebraucht werden. Der Gelehrte will zeigen, daß er in alten Sprachen bewandert ist, der Reisende, daß er fremde Zungen gehört hat, das

übrige Volk, daß es mit weisen und erfahrnen Menschen oder Büchern bekannt ist, oder die Vornehmeren wollen ihre höheren Begriffe auch in einer fremden Sprache von der Denkungsart des Pöbels geschieden wissen, und der Pöbel thut vornehm, indem er ihnen die fremden Laute nachäfft. So ungefähr ist die deutsche Sprachmengerei entstanden, sofern sie nicht nothwendig mit fremden Begriffen auch fremde Wörter borgen mußte, und so ist sie durchaus verwerflich, ein Schandfleck der Nation und ihrer Literatur. Möchten die Puristen uns für immer davon befreien können. Jedes Jahrhundert befreit uns wenigstens von der Thorheit der vorhergehenden. Klopstock bemerkt sehr richtig: „Zu Karls V. Zeiten mischte man spanische Worte ein, vermuthlich aus Dankbarkeit für den schönen kaiserlichen Gedanken, daß die deutsche Sprache eine Pferdesprache sey, und damit ihm die Deutschen etwas sanfter wiehern möchten. Wie es diesen Worten ergangen ist, wissen wir, und sehen daraus zugleich, wie es künftig allen heutigstägigen Einmischungen ergehen werde, so arg nämlich, daß dann einer kommen und erzählen muß, aus der oder der Sprache wäre damals, zu unsrer Zeit nämlich, auch wieder eingemischt worden; aber die Sprache die das nun einmal schlechterdings nicht vertragen konnte, hätte auch damals wieder Uebelkeiten bekommen."

Ist nun aber auch die deutsche Sprache siegreich aus den Kämpfen mit andern Sprachen hervorgegangen, so hat sie doch darüber manches an ihrer innern Ausbildung vernachläßigt. In dem Zeitalter zwischen Luther und Lessing, also gerade in der Periode jenes Kampfes, drückte die vorübergehende Langeweile der Zeit der deutschen Sprache einen bleibenden Ausdruck von Phlegma auf. Aus dieser Zeit stammt nämlich die heillose Phraseologie, die aufs umständlichste mit mehreren Wörtern sagt, was sie weit einfacher und kräftiger mit einem einzigen sagen würde, z. B. in Anspruch nehmen, anstatt ansprechen; in Untersuchung ziehen, anstatt untersuchen; in Versuchung führen, statt versuchen; in Anschlag bringen, statt anrechnen 2c.

Wenn man diese weitschweifigen Phrasen aufgiebt, den Gebrauch des „haben, seyn und werden" durch erlaubte Auslassung möglichst einschränkt und statt der mißtönigen Imperfecte und Participien z. B. fragte, biegte, wägte, gedingt, entsprießt 2c. die volllautenden „frug, bog, wog, gedungen, entsprossen 2c." gebraucht, so muß unsre heute einmal übliche Sprachweise um vieles verschönert werden.

Ein anderer Uebelstand, der aus derselben Zeit herrührt, ist die Uebertreibung der gelehrten Terminologie. Man lese ein philosophisches Werk von Hegel, und frage sich, ob es je in der Welt eine Nation

geben wird, die eine solche Sprache als die ihrige anerkennen würde.

Zwar hat sich die deutsche Sprache seit Lessing und Wieland und insbesondere im gegenwärtigen Jahrhundert sehr ausgebildet, hat je mehr und mehr dem alten langweiligen Phlegma und der gelehrten Pedanterei entsagt, ist elastisch und fließend worden und erfreut sich namentlich eines schnelleren Rhythmus; allein es scheint mir doch nicht, als ob sie auf der gegenwärtigen Stufe der Entwicklung werde stehen bleiben, und ich sehe im Geist den Leser lächeln, dem vielleicht nach fünfhundert Jahren einmal dieses Buch in die Hände und diese Stelle in die Augen fällt.

Der deutsche Genius und das deutsche Verdienst ist übrigens nicht von der Sprache abhängig. Mit Ausnahme der Poesie ist fast Alles, was die deutsche Literatur vor der Reformation in wissenschaftlicher Hinsicht Großes geleistet hat, lateinisch geschrieben, ohne darum weniger deutsch zu seyn. Zwar empfingen unsre Ahnen im Mittelalter wie die lateinische Sprache, so auch mit ihr die erste wissenschaftliche Anregung, aber sie bildeten dieselbe allmählig sehr eigenthümlich aus in dem naiven Styl der Chroniken, in den tiefsinnigen Systemen der Mystik, in den wunderbaren Naturansichten, in der gothischen Kunst und in der Legislatur und Jurisprudenz. Hier liegt im lateinischen Wort überall der deutsche Geist, und

ich möchte daher nicht wie Wachler und Andre die lateinisch geschriebenen Werke unsrer Vorfahren von der deutschen Nationalliteratur ausschließen, wenn ich hier überhaupt von unserer älteren Literatur handeln wollte.

Einfluſs der Schulgelehrsamkeit.

Wenden wir uns zu den historischen Bedingungen der heutigen Entwicklung unsrer Literatur, so muß uns zuerst auffallen, daß alle literarische Bildung ursprünglich an die Kirche geknüpft war. Diesem Einfluß hat sich die Literatur auch bis auf den heutigen Tag noch nicht völlig entzogen. Von der Priesterkaste kam die Literatur an die Gelehrtenzunft, und aller Schulzwang in unsern Schriften schreibt sich daher. Das Interesse der Zunft und die Disciplin der Bildungsanstalten haben das Gepräge der Vergangenheit immer noch jedem neuen Jahrhundert aufgedrückt, wiewohl es sich allmählig immer mehr verwischt. Folgen davon sind kastenmäßige Ausschließlichkeit, Vornehmigkeit, Unduldsamkeit, Pedanterei alter Gewöhnung, Stubenweisheit und Entfernung von der Natur. Doch hat es auch seine schöne und achtbare Seite. Indem alles literarische Leben von der geistlichen, später gelehrten Kaste ausging, nahm es alle Tugenden und Gebrechen des Zunftgeistes in sich auf, und noch jetzt drängt sich ein verknöchertes Standesinteresse der Literatur auf;

noch jetzt beherrschen Priester die Theologie, bevogten Fakultäten zunftmäßig die weltlichen Wissenschaften. Der freie Sinn, die starke Natur der Deutschen hat sich zwar seit der Wiederauflebung der Wissenschaften unaufhörlich gegen den Kastengeist aufgelehnt, und wir bemerken einen beständigen Kampf origineller Köpfe gegen die Schulen, eine beständige Wiedergeburt der weltalten Fehde zwischen Priestern und Propheten. Auch haben die Letztern immer das Feld behauptet, die deutsche Natur hat ihre freie Aeußerung, ihre immer reichere und höhere Entfaltung gegen jedes Stabilitätsprincip durchgefochten, und jeder einseitigen Erstarrung ist, wie früher durch die Kirchentrennung, so später durch den mannigfaltigen Wissensstreit der Gelehrten und durch die Geschmacksfehden der Dichter immer vorgebeugt worden. Immer neue Parteien haben das von den andern verworfne Element bei sich gepflegt und ausgebildet, wodurch denn beinahe allen ihr Recht geworden. Indeß hat, wie in der Politik, so in der Literatur, der Geist der alten gewohnten Herrschaft, wo er besiegt worden, immer in den Siegern selbst fortgewirkt. Der negative Punkt hat sich sofort in einen positiven umgesetzt. Die Propheten sind wieder Priester geworden, haben das Princip der Autorität und Stabilität in sich aufgenommen und unter andern Glaubensformeln das alte Monopol angesprochen.

und gegen alle Neuerungen wieder geltend zu machen gesucht. Was gestern heterodox gewesen, ist heute wieder orthodox geworden. Was gestern als Individualität eines großen Mannes aufgetreten, wird heute wieder zur despotischen Manier einer Schule. Der Grund dieser Erscheinung muß aber nicht allein in den Fortwirkungen des Mittelalters, sondern auch im Charakter des Volks selbst gesucht werden. Der Deutsche glüht für die Erkenntniß der Wahrheit, und will sie anerkannt wissen. Es ist dieselbe Begeisterung, die ihn zum Beharren und zum Reformiren antreibt.

Unstreitig ist vieles Gute an den Zunftgeist geknüpft. Die Treue, mit welcher die Schätze der Tradition bewahrt werden; die Würde, die der Autorität gerettet wird; die Begeisterung und Pietät, mit welcher man das Geheiligte, Erprobte oder Geglaubte verehrt; alle jene Tugenden, welche die Anhänglichkeit an das Alte zu begleiten pflegen, müssen in ihrem ganzen Werth anerkannt werden, wenn wir sie dem Leichtsinn vieler Neuerer gegenüberstellen, der so oft alle moralische Autorität, alle historische Tradition, und mit der alten Schule auch die alte Erfahrung über den Haufen wirft. Das Kranke jenes Zunftgeistes aber ist das Prinzip der Stabilität, das Stillestehen, wo ewiger Fortschritt ist, die Bornirtheit, die Schranken statuirt, wo keine

sind. Hieraus fließt mit Nothwendigkeit einerseits ein hierarchisches System, Kastenzwang, Parteisucht, Proselytenmacherei, Ketzerriecherei und Nepotismus, andrerseits ein erstarrtes, beschränktes Wissen mit ewig in sich selbst rückkehrenden, endlos sich wiederholenden, in monströse Weitläuftigkeit entartenden Formen. Diesen Sünden des veralteten Zunftgeistes tritt dann mit voller Würde die lebendige Kraft der Neuerer gegenüber, welche das Wissen aus den engen Schranken der Schule, die Charaktere selbst aus dem uniformen Zwange der Kaste befreien, und eben darum auch alle jene steifen Formen von der lebenskräftigen, frisch sich regenden Natur abstreifen, gesetzt auch, sie verfielen nach dem Siege in die alten Fehler zurück.

Die Beziehung aller Wissenschaften auf die Religion brachte einen gewissen priesterlichen salbungsvollen Ton in die Gelehrsamkeit, der in den Fakultäten noch beibehalten wird, und selbst die Naturalisten ansteckt. Unsre Schriftsteller orakeln gar zu gern und suchen einen gewissen Nimbus um sich zu verbreiten, und den Leser zu mystificiren, wie der Geistliche den Laien, der Schulmeister seine Schüler. In England und Frankreich befindet sich der Autor gleichsam als Redner auf der Tribune, und gibt sein Votum ab, als in einer Gesellschaft gleicher und gebildeter Menschen. In Deutschland predigt er und schulmeistert.

Das zurückgezogene mönchische Leben der Gelehrten hat ohne Zweifel den Hang zu tiefsinnigen Betrachtungen, gelehrten Grübeleien und ausschweifenden Phantasien befördert, woraus denn auch der Mangel an praktischem Sinn und Lebensfreude sich erklären läßt. Noch jetzt leben die meisten Gelehrten und Schriftsteller wie Troglodyten in ihren Bücherhöhlen und verlieren mit dem Anblick der Natur zugleich den Sinn für dieselbe, und die Kraft, sie zu genießen. Das Leben wird ihnen ein Traum, und nur der Traum ist ihr Leben. Ob der Schieferdecker vom Dach, oder Napoleon vom Thron gefallen, sie sagen: so so, ei, ei! und stecken die Nase wieder in die Bücher. Wie aber Früchte, die man in einem feuchten Keller aufbewahrt, vom Schimmel verderbt werden, so die Geistesfrüchte von der gelehrten Stubenluft. Der Vater theilt seinen geistigen Kindern nicht nur seine geistigen, sondern auch seine physischen Krankheiten mit. Man kann den Büchern nicht nur die Verstocktheit, Herzlosigkeit oder Hypochondrie, sondern auch die Gicht, die Gelbsucht, ja die Häßlichkeit ihrer Verfasser ansehn.

Das schulgemäße Treiben hat zu *gelehrter Pedanterei* geführt. Die gesunde unmittelbare Anschauung hat einer hypochondrischen Reflexion Platz gemacht. Man schreibt Bücher aus Büchern, statt sie aus der Natur zu entlehnen. Man stellt die

Dinge nicht mehr einfach dar, sondern kramt dabei den Schatz seiner Kenntnisse aus. Man weicht von dem ursprünglichen Zwecke der Wissenschaften ab und macht nur die Mittel zum Zweck. Ueber den gelehrten Hülfsmitteln vergißt man die Resultate. Man sieht kaum einen Theologen oder Juristen, nur theologische, juridische Philologen. Alle historischen Wissenschaften werden durch die philologisch-critische Gelehrsamkeit ungenießbar gemacht. Man frägt nicht nach dem Inhalt, nur nach der Schale. Man untersucht die Richtigkeit, nicht die Wichtigkeit der Citate. Man freut sich kindisch, wenn man diplomatisch erwiesen hat, daß dieser oder jener Ausspruch wirklich gethan worden ist, ohne sich darum zu bekümmern, ob er auch innere Wahrheit hat und ob überhaupt etwas daran liegt. Man häuft mit unsäglichem Fleiße Nachrichten, unter denen man mit eben so vieler Mühe wieder das Wenige zusammensuchen muß, was der Erinnerung werth ist. Man verschwendet ein jahrelanges Studium, um die richtige esart eines alten Dichters ausfindig zu machen, der oft besser gänzlich stillgeschwiegen hätte. Selbst die neuere Poesie wird unter der Last der Gelehrsamkeit erdrückt. Die Sprache des natürlichen Gefühls und der lebendigen Anschauung wird nur zu oft verdrängt durch gelehrte Reflexionen, Anspielungen und Citate. Es gibt keinen Zweig der Literatur, auf welchen die

Stubengelehrsamkeit nicht einen nachtheiligen Einfluß übte.

In der eigentlichen Schulweisheit, namentlich in den sogenannten Brodwissenschaften, herrscht ein Mechanismus, vulgo Schlendrian, der in den alten Gleisen völlig seelenlos sich fortbewegt. Die Universitäten sind Fabrikanstalten für Bücher und Büchermacher geworden. Man weicht von gewissen Formeln der Schule nicht ab, und jede neue Generation macht ihre Exercitien darnach. Aber die ursprüngliche Wahrheit wird verdunkelt durch die unendlichen Commentare. Die Sache, auf die es eigentlich ankommt, verschwindet endlich unter der Last von Citaten, die sie beweisen sollen. Das Leben entflieht unter dem anatomischen Messer. Das Wichtigste wird langweilig, das Ehrwürdigste trivial. Der Geist läßt sich nicht auf die Compendien spannen, und die Natur greift mächtig durch die Paragraphen, die sie einzuschließen wagen.

Durch die Polemik wird der modernde gelehrte Sumpf aufgerührt, und es verbreiten sich die mephytischen Dämpfe. Nirgends zeigt sich die Unnatur der Stubengelehrten auffallender, als in ihren polemischen Schriften. Hier bewährt sich das gute alte Sprichwort: je gelehrter desto verkehrter. Auf der einen Seite sind sie so überschwenglich weise, daß es einem gesunden Verstande schwer wird, den

labyrinthischen Gängen ihrer Logik zu folgen. Auf der andern Seite sind sie in den gemeinsten Dingen so unwissend, daß ein Bauer sie belehren könnte. Bald sind sie so zart, scherzen attisch und machen Anspielungen, die einem alexandrinischen Bibliothekar zur Ehre gereichen würden, daß dem ehrlichen Deutschen dumm dabei zu Muthe wird. Bald bedienen sie sich der abgefeimtesten Ränke oder der gröbsten Ausfälle, deren sich selbst der Pöbel schämen würde.

Auch was in der deutschen Sprache verdorben wurde, kommt größtentheils auf Rechnung der Schulgelehrten. Daß sie mit fremden Begriffen fremde Terminologien annahmen, war natürlich; in ihrer Vornehmigkeit affectirten sie aber auch eine heilige Unverständlichkeit, um sich den Laien desto ehrwürdiger zu machen, oder sie waren zu träg, und wurden zu wenig genöthigt, der Popularität ein Opfer zu bringen. Die Fakultätsmenschen können sich so deutsch ausdrücken, daß kein Ungeweihter sie versteht, und die Philosophen verstehen sich oft selber nicht.

Die wahre Bildung ist immer Sache des Volkes, die Schulgelehrsamkeit Sache eines Standes, einer Kaste. Die Gelehrsamkeit bevogtet aber bei uns noch die Bildung, die Kaste noch das Volk. Dieß ist ein Mißverhältniß, das sich mit Nothwendigkeit aufheben muß. Die gelehrte Vornehmigkeit

ist nur ein Bettelstolz, der zu Schanden werden wird. Soll unsre Weisheit wirksam werden, so muß sie zuerst allgemein faßlich seyn, und das kann sie nur, wenn sie aus dem Zwange der Schulgelehrsamkeit sich befreit. Man fürchtet sich gewöhnlich vor der Popularität, weil man sie mit Gemeinheit verwechselt. Es gibt aber auch in Bezug auf Literatur nur so lange einen Pöbel, als es eine bevorrechtete Kaste gibt. Ein wohlthätiger, gebildeter Mittelstand kann der Pedanterei und Anmaßung der letztern in dem Maaß entbehren, als er von der Gemeinheit des erstern sich entfernt.

Erinnert man sich an die Zeit der Völkerwanderung und der Anfänge des deutschen Reichs und erblickt darin mitten unter mordgierigen Barbaren eine Anzahl gebildeter und geistreicher Mönche, welche den Saamen der Wissenschaften und der Humanität ausstreuten, so muß man ihnen Dank und Bewunderung zollen. Erinnert man sich ferner an die Gräuel der Hierarchie und des Feudalismus zur Zeit ihres Triumphs über die kaiserliche Gewalt und die Volksrechte im 12ten und 13ten Jahrhundert, und erblickt man mitten unter Pfaffen und ritterlichen Räubern eine Anzahl im Geist des griechischen und römischen Alterthums gebildeter Gelehrten, welche Universitäten und Schulen gründen, so kann man auch ihnen, trotz dem, daß sie Anfangs im Solde

der Hierarchie und von einem antinationalen Geist beseelt waren, doch den Dank nicht versagen; denn sie legten wenigstens den Grund zur geistigen Ausbildung und dadurch zur geistigen Freiheit, und wenn sie ein Jahrhundert früher gegen Huß und die Reform eiferten, so waren doch eben sie es wieder, die ein Jahrhundert später, nachdem die Frucht der Bildung zu reifen anfing, Luthern mächtig unterstützten und der Reform den Sieg sicherten. Erinnert man sich endlich des siebzehnten und noch der Anfänge des achtzehnten Jahrhunderts, und erblickt darin mitten im finstersten Aberglauben und unter den Scheiterhaufen der Hexenprozesse eine zahlreiche Klasse steifer Zunftgelehrten, welche mühselig, aber unermüdlich auf dem weitesten Wege und mit der umständlichsten Verbreitung die einzelnen Theile der historischen und Erfahrungswissenschaften anbauen, so muß man auch ihnen, trotz ihrer Weitschweifigkeit, den gebührenden Dank zollen, denn erst ihrem Sammlerfleiß und ihren kritischen Untersuchungen verdankt man die ersten Resultate des von Vorurtheilen gereinigten geschichtlichen, politischen und naturkundlichen Wissens. Erst auf die breite Grundlage ihrer Vorstudien konnten die bessern Köpfe des achtzehnten und des gegenwärtigen Jahrhunderts ihre klaren Systeme bauen, und durch das concentrirte Licht der geschichtlichen und Naturerkenntniß die alte Nacht des Wahns verdrängen.

Also müssen wir die Schule hoch in Ehren halten. Ja diese oft lächerliche Schulpedanterei, hat sie uns Deutsche nicht mit all ihrer Langweiligkeit vor einem Nationalunglück bewahrt, an welchem wir die Spanier, Italiener und die Franzosen leiden sehen? nämlich vor dem plötzlichen Uebergang aus dem Aberglauben in den Unglauben. Jene Nationen, die keine so gründliche und lange Schule durchmachten, waren auch nicht vorbereitet genug für das neue Wissen, dessen Resultat sie allzu plötzlich überraschte.

Dies wäre die Lichtseite der Schulgelehrsamkeit, Aber kam das Licht aus der Schule, oder kam es nicht immer erst von außen in die Schule hinein? mußten nicht freigeborne Geister beständig von Neuem die Schule reinigen und von angehäuftem Schmutz, von dicker Finsterniß säubern? Waren die großen Beweger ihrer Zeit, die Erfinder neuer Dinge, die Schöpfer neuer Denkweisen, waren Abelard, waren Huß, Luther, Thomasius, Lessing schon Männer der Schule, oder kämpften sie nicht vielmehr gegen die Schule? War es nicht immer das der Schule anklebende Uebel, daß es den Geist wieder im Buchstaben tödtete, Freiheit wieder in Knechtschaft, Licht wieder in Dunkel verwandelte, bis neue Lehrer von außen, aus dem Volke, mit großen Naturgaben ausgerüstet dem Unwesen auf kurze Zeit ein Ende machten, und neue Schulen gründeten, die freilich wieder entarteten?

Und liegt diese Entartung nicht nothwendig im Wesen der Schule? Schon die Liebe der Schüler zum Meister übertreibt; man schwört in verba magistri. Das Wort, das im Munde des Meisters noch beweglich war, wird starr und unabänderlich im Munde des Schülers. Der Geist, der frei war im Meister, wird begrenzt im Schüler. Der Eifer, der edel war im Meister, wird Rechthaberei und Verfolgungssinn im Schüler.

Wo einmal eine Schule ist, bildet sie sich auch ihr äußeres Interesse, ihren weltlichen Vortheil, oder sie dient einem fremden. So diente die alte Scholastik den Päpsten, so dient die moderne Scholastik den Königen. Jede Schule wird in dem Maaß servil, in welchem ihre Anhänger zu weltlichen Vortheilen und Ehren berufen werden. Die Klugen schicken sich in die Zeit, ihre Sophistik bemäntelt die Wahrheit, und da die Macht für sie ist, darf ihnen Niemand widersprechen. Den Chorus aber bilden die Dummen, die gelehrten Handlanger, die der Lüge noch einen gewissen Enthusiasmus hinzufügen, weil sie wirklich für das begeistert sind, was ihnen Brod und sogar Würden bringt. Das ist der Fluch der Schulen, daß sie an wenigen Meistern nicht genug haben, sondern noch eine ganze Menge handwerksmäßig abgerichteter Subalternen brauchen, und deren Zahl in der Regel noch unnütz vermehren. Diese Leute, die

vordem Pfaffen (Sklaven der Hierarchie) wurden, und jetzt Gelehrte (Staatsdiener, Sklaven des Staats) werden, diese sind es eigentlich, deren Mehrzahl einen Kastengeist hervorbringt, dessen ihre Meister und Lenker selten nicht mehr mächtig werden, und die Kirche und Staat verderben.

Dieß wiederholt sich zu allen Zeiten unter allen Formen; die Schulgelehrsamkeit war früher ein Departement der Kirche, die Professoren hatten geistliche Titel; jetzt ist sie ein Departement des Staats, die Professoren haben Hoftitel. Deßhalb kann man auch prophezeihen, daß unsre politisch-servile Schulgelehrsamkeit stufenweise einer immer größern Entartung entgegengeht, ganz so wie einst die hierarchisch servile Gelehrsamkeit dieselbe rasche Bahn abwärts ging. Auf der einen Seite wird das politische Glaubensbekenntniß je mehr und mehr bei den akademischen Anstellungen entscheiden, auf der andern Seite wird das Brodstudium, die Herabwürdigung aller Wissenschaften zum bloßen Erwerbszweig immer krasser werden und es wird ein politischer Professor die Staatsdienstszöglinge so normalmäßig dressiren, wie einst die jesuitischen Professoren ihre schwarze Heerde. Dieß ist die Consequenz der Gewalt, so oft sie sich den Geist dienstbar macht.

Einfluſs der fremden Literatur.

Der bekannte Nachahmungstrieb der Deutschen herrscht auch vorzüglich in ihrer Literatur. Man schätzt sich glücklich und wirft es sich zugleich vor, den Fremden nachzuhinken und zu stottern. Man streitet sich seit mehr als tausend Jahren über dies Phänomen in unserm Nationalcharakter, wie über eine Neigung des Herzens, welche die Moral zu verbieten scheint. Schon in den Zeiten der Römer gab es zwei Parteien in Deutschland, Nachahmer und Puristen. Verächtlich sind die Affen, die immer nur nach fremden rothen Lappen springen, verächtlich die Entarteten, die sich schämen, Deutsche zu seyn. Das Vorurtheil, daß die deutsche Natur eine Art Bärenhaftigkeit und Rusticität sey, die schlechterdings eines fremden Tanzmeisters bedürfe, hat sich nur bei solchen erzeugen und erhalten können, die wirklich recht plebejisch geartet waren. Lächerlich aber sind die Thoren, die ein Urdeutschthum von allen fremden Schlacken reinigen, und um die deutschen Grenzen ein moralisches Mauthsystem

einrichten, ja der Sonne selbst gebieten möchten, nur über Deutschland zu leuchten.

Die Cultur ist so gemeinsam, wie das Licht, und ihr segensreicher Einfluß verbreitet sich unter climatischen Modificationen doch allwärts auf dem Erdenrunde. Nirgends sind unübersteigliche Grenzen gezogen. Der Handel verbindet alle Länder und verbreitet die materiellen Produkte derselben. Die Literatur soll auf gleiche Weise die geistigen Schätze der Völker ausstreuen. Jedes Land soll von dem andern annehmen, was seine Natur verträgt und was ihm Gedeihen bringt, und auch in den Geist eines Volkes darf verpflanzt werden, was er verträgt und was ihn edler entwickelt.

Wenn es manches gibt, was nur eine Nation besitzen kann, und wodurch sie eben eigenthümlich wird, so gibt es viel höhere Güter, die keinem ausschließlich zukommen, und Eigenthum des gesammten menschlichen Geschlechts sind. Die Erscheinung des Christenthums allein straft den Puristeneifer. Wir müßten eigentlich die ganze Geschichte zurückschrauben, um uns von fremden Einflüssen zu reinigen, da unsre ganze neuere Bildung auf der romanischen des Mittelalters beruht. Wir müßten nackt in die Wälder laufen, wenn wir uns von allem dem entkleiden wollten, was wir von Fremden angenommen. Abgesehn aber von dem nothwendigen, in der

Natur begründeten und in der Geschichte uralten, wechselseitigen Unterricht der Völker, zeichnet uns Deutsche vorzugsweise eine außerordentliche Vorliebe für das Fremde und ein seltnes Geschick der Nachahmung aus, die eben deßhalb auch zu Uebertreibungen und unnatürlichem Vergessen des eignen Werthes führen.

Die tiefste Quelle jener Neigung ist die Humanität des deutschen Charakters. Wir sind durchaus Cosmopoliten. Unsre Nationalität ist, keine haben zu wollen, sondern gegen die nationelle Besonderheit etwas allgemein gültiges Menschliches geltend zu machen. Wir haben ein beständiges Bedürfniß, in uns das Ideal eines philosophischen Normalvolks zu realisiren. Wir wollen die Bildung aller Nationen, alle Blüthen des menschlichen Geistes uns aneignen. Diese Neigung ist stärker, als unser Nationalstolz, so lange wir nicht eben in ihr unsern Nationalstolz suchen. Auch andre Völker wollen ein Normalvolk seyn, und ohne diesen Glauben gäb es gar keinen Nationalstolz, aber sie wollen keineswegs sich verläugnen, sondern nur allen andern ihr Gepräge aufdrücken. Auch andre Völker schätzen das Fremde, aber sie werfen sich selbst dagegen nicht weg. Doch hat auch die Entäußerung ihr Gutes und ihren natürlichen Grund. Der Liebe ist immer eine starke Selbstverläugnung eigenthümlich. Dem Interesse für

das Fremde, der Liebe, aus welcher alle Bildung entspringt, schadet nichts mehr als der Egoismus, der Cultur nichts mehr als der Nationaldünkel. Eine gewisse Resignation ist nothwendig, wenn wir vollkommen für das Fremde empfänglich werden sollen. Untersuchen wir die Hindernisse, welche bei so vielen Völkern die Fortschritte der Cultur aufgehalten haben, so werden wir sie weniger in der Rohheit derselben, als in der Selbstzufriedenheit und in den Vorurtheilen ihres Nationalstolzes finden. Immer aber sind je die edelsten Völker zugleich die tolerantesten gewesen, und die niedrigsten immer die eitelsten.

Es ist indeß nicht nur jene philosophische Richtung unsers Charakters, die Bildungsfähigkeit und Wißbegier, der Entwicklungstrieb und das ideale Streben, sondern auch eine poetische Richtung, ein romantischer Hang, der uns das Fremde lieben macht. Eine poetische Illusion schwebt verschönernd um alles Fremde und nimmt unsre Phantasie gefangen. Was nur fremd ist, erweckt eine romantische Stimmung in uns, selbst wenn es schlechter ist, als was wir längst selber haben. Darum nehmen wir so vieles von Fremden an, was uns keineswegs in unsrer Entwicklung weiter bringt, und die Einbildung macht erst eine Neigung verderblich, die der Verstand billigen muß, indem er sie ermäßigt. Wenn die Einbildung einmal übertreibt, so begehn wir im=

mer zwei Fehler zugleich, den der blinden, sklavischen Hingebung an das Fremde und den einer blinden Verkennung unsrer selbst. Wir besitzen die poetische Gabe, uns zu mystificiren, gleichsam in dramatische Personen zu verwandeln und einer fremden Illusion hinzugeben. Viele Gelehrte denken sich so ins Griechische, viele Romantiker so ins Mittelalter, viele Politiker so ins Französische, viele Theologen so in die Bibel hinein, daß sie von allem, was um sie vorgeht, nichts mehr zu wissen scheinen. Dieser Zustand hat einige Aehnlichkeit mit Wahnsinn und führt oft zu Wahnsinn. Den auf diese Weise Besessenen kommt die ungemeine Bildungsfähigkeit der deutschen Gesinnung und Sprache zu Hülfe. Sie wissen in der Literatur die fremde Sprache trefflich zu erkünsteln, und treiben den eigenthümlichen Geist der deutschen Sprache aus, um fremde Götzen einzuführen. Sie spotten über alle, die es ihnen nicht nachthun, und erzürnen sich, wenn irgend die Natur sich der Kunst nicht fügen will. Dergleichen Extreme reiben sich aber an einander selber auf. Gäb' es außer uns nur noch Ein Volk, so würden wir uns wahrscheinlich ganz in dasselbe hineinstudieren, bis nichts mehr von uns übrig bliebe. Da es aber viele gibt, die wir alle nach einander nachahmen, und da sie mit einander in Widerspruch stehn, so wird das Gleichgewicht immer wieder hergestellt. So hat die

superfeine Convenienz der Gallomanie an dem derben Humor der Anglomanie, die regelrechte Gräkomanie an dem ausschweifenden Orientalismus, der flache Rationalismus an der mystischen Romantik sich aufreiben müssen, und diese wieder an jenen. Die verschiednen Perioden unsrer Nachahmungswuth hängen nicht allein von der äußern Erscheinung fremder Vortrefflichkeiten, sondern auch von subjectiven Bestimmungsgründen ab. Dieselben Muster stehn immerwährend und zugleich vor unsern Augen, und doch interessiren wir uns abwechselnd nur für die einen und sind für die andern blind. Dies hängt von dem innern Entwicklungsgang unsrer Natur und von dem äußern großen Gange der Geschichte ab. Wir interessiren uns immer für dasjenige Fremde, was gerade mit unsrer Bildungsstufe und Stimmung am meisten harmonirt. Als unser Verstand aus den engen Glaubensbanden frei zu werden begann, wurden die verständigen, aufgeklärten Alten unsre Muster. Als das gänzlich vernachlässigte oder mißhandelte Gefühl gegen die Tyrannei einer seichten Verständigkeit, eines flachen Rationalismus sich empörte, mußte das Mittelalter wieder zum Muster dienen. Als der Deutsche zum Gefühl seiner Plumpheit gelangte, gab er sich dem leichtfüßigen Franzmann in die Lehre. Als er in seinem trägen politischen Schlafe Träume bekam, drängten sich ihm die Bilder Englands und

Amerika's oder der alten Republiken auf. Als er die Unbequemlichkeit und Unnatur seiner altfränkischen Gewohnheiten endlich fühlte, mußte der Instinkt ihn zur griechischen Leichtigkeit, ja zur Nacktheit zurückführen. Als er durch Schicksal und Ungeschick in Armuth versunken war, mußte die materielle Wohlfahrt der Britten ihm ein Muster werden.

Gleich thörichten Kindern aber zerbrechen wir das Spielzeug oder werfen das Schulbuch in den Winkel, wenn wir es nicht mehr gern haben oder brauchen. Niemand ist so sklavisch ergeben und niemand so undankbar, als wir. Niemand weiß den eignen Werth so gründlich zu verkennen, und niemand die eigne Schuld so leichtsinnig andern zuzuschieben, als wir. Wir hielten vor fünfzig Jahren die Franzosen für eine Art von Halbgöttern, vor zwanzig Jahren für halbe Teufel. Wir waren brutal genug, vor ihnen zu kriechen, und noch brutaler, sie zu verachten. An die Stelle der Dummköpfe, welche den Säuglingen schon französische Ammen, ja den Müttern französische Einquartirung gaben, traten andre Dummköpfe, welche mit scythischer Dummdreistigkeit die edlen Blüthen französischer Geselligkeit niedertraten. Deutsche Politiker nahmen eine erbauliche Miene an und predigten gegen den gallischen Antichrist, und einer oder der andre einfältige Geschichtschreiber suchte sogar sich und Andre zu belügen,

daß die Franzosen von unedlen asiatischen Racen abstammten und die Ehre nicht verdienten, Europäer zu heißen. Mit gleicher Barbarei verwerfen die Parteien je die Abgötterei der andern. Die Classischen schimpfen gegen das Mittelalter und den Orient; die Romantiker kreuzigen sich noch zuweilen vor den alten Heiden.

Natürlich äußert sich die Vorliebe für fremde Literatur zunächst in Uebersetzungen. Bekanntlich wird in Deutschland ungeheuer viel, ja völlig fabrikmäßig übersetzt. Wenn je unter dreißig Werken des besten deutschen Autors eines im Auslande schlecht übersetzt wird, so werden dagegen die sämmtlichen Werke jedes nur irgend erheblichen englischen oder französischen Schriftstellers in Deutschland doppelt und dreifach übersetzt, ja man thut ihnen die Ehre an, noch eignes Fabrikat unter ihrem Namen drucken zu lassen, wie dem Walter Scott. Unstreitig sind Ruhm und Vortheil auf unsrer Seite. Sollten uns auch viele Tugenden der Fremden mangeln, so theilen wir mit ihnen doch auch nicht jene vornehme Bornirtheit, die das Fremde achselzuckend ignorirt. Es macht uns Ehre, von den großen Britten zu wissen; den Britten macht es keine Ehre, von den großen Deutschen nichts zu wissen.

Uebersetzungen sind gewiß besser als Nachahmungen, und wer uns einen fremden Dichter übersetzt,

hat sicher mehr gethan, als der ihn nur in eigenen Dichtungen copirt. Aus demselben Grunde taugen auch die freien Uebersetzungen weniger als die treuen. Man versteht aber unter der Treue so viel, daß es unmöglich ist, sie ganz zu erreichen. Eine Uebersetzung kann niemals in allen Stücken treu seyn; um es in dem Einen zu seyn, muß sie das Andere aufopfern. Daher theilen sich auch die Uebersetzer in zwei Klassen. Die einen opfern den Inhalt der Form oder den Gedanken dem Wort, den Sinn dem Klange, die Andern umgekehrt diesen jenem auf. Die Einen wollen die Schönheit und den Wohlklang des fremden Ausdrucks, die Andern nur die Klarheit und Verständlichkeit desselben wiedergeben. Die Erstern herrschen vor. Ein guter Klang, ein gefälliger Rhythmus und Reim besticht das Ohr und läßt über einen mangelhaften Sinn wegsehn. Die meisten metrischen Uebersetzungen opfern ungescheut den Inhalt auf, um den Wohlkang, das Versmaß, den Reim zu retten. Sinntreue, aber hartklingende Uebersetzungen kann man nicht gut leiden, und wenn man gar einen Dichter des treuen Verständnisses wegen in Prosa übersetzt, so mag ihn Niemand lesen. Man hat hierin aber wohl Unrecht. Allerdings liegt ein großer Theil des Zaubers, womit uns ein Dichter befängt, in seinen Rhythmen und Reimen, aber doch immer nur, sofern dieselben gewisse poetische Bilder und

Gedanken einkleiden, und hierin beruht der größte Zauber, jenes äußere Kleid des Wohlklanges dient nur diesen. Werden diese Bilder verwischt, diese Gedanken verdunkelt oder verfälscht, so verliert auch der Wohlklang seinen Zauber. Unsre metrischen Uebersetzer lassen dies nur zu häufig außer Acht. Bei antiken Originalen künsteln sie das Metrum, bei romantischen die Zahl und Verschlingung der Reime nach. Um dieses schwierige Unternehmen zu Stande zu bringen, opfern sie unbedenklich die Verständlichkeit, ja sogar die Wahrheit auf. Sie verrenken und verschrauben die Construction, lassen aus und flicken ein, und gebrauchen sogar oft ganz andere Bilder und Worte, weil die rechte Construction und das rechte Wort nicht ins Metrum oder zum Reime paßt. Der allgemeine Nothbehelf sind die Tautologien. Wenn das Flickwort nur einen ähnlichen Sinn hat, so meint der Uebersetzer, er habe genug gethan, sofern nur zugleich das Metrum und der Reim gut ins Ohr fallen. Aber Tautologien sind ihm durchaus nicht erlaubt. Er soll nicht ein ähnliches, sondern das einzig richtige Wort gebrauchen; verlangt es der Reim oder das Metrum anders, so ist es damit nicht entschuldigt, denn nicht der Reim, sondern der Sinn ist die Hauptsache. Von dem gerügten Uebelstande schreibt sich die ungemeine Verschiedenheit von Uebersetzungen ein und desselben Autors her, und

wieder die ungemeine Gleichheit der verschiedensten Autoren, wenn sie Einer übersetzt hat. Von Dante, Tasso, Petrarca, Camoens besitzen wir mehrere sehr verschiedene deutsche Uebersetzungen, wo fast jeder Vers anders construirt und gereimt ist; und umgekehrt sehn sich Homer, Hesiod, Theokrit, Aeschylos, Aristophanes, Virgil, Horaz, Ovid, Shakespeare ꝛc. in den Voßischen Uebersetzungen so ähnlich, wie ein Ei dem andern. In beiden Fällen wird der Charakter des Originals verfälscht, wenn auch der Wortklang noch so künstlich copirt ist.

Nachahmungen entstehen unvermeidlich aus der Anerkenntniß fremder Vortrefflichkeiten. Warum sollten wir das nicht nachahmen, was nützlich oder schön und edel ist? Wir begehn aber insgemein den Fehler, statt der Sachen nur Formen nachahmen zu wollen. Wir sollten für unsre Zeit und nach unsrer Weise eine so harmonische Bildung zu gewinnen suchen, als die Griechen zu ihrer Zeit auf ihre Weise sie gewonnen. Lächerlich aber machen wir uns, wenn wir die griechischen Formen nachkünsteln, ohne den Geist und das Leben, aus welchen sie hervorgingen. Wir sollten unsere geselligen Verhältnisse nach unsrer Eigenthümlichkeit so fein ausbilden, wie die Franzosen es nach der ihrigen thun. Affen aber sind wir, wenn wir französische Floskeln und Bücklinge nachtölpeln. Wir sollten frei und männlich zu denken

und zu handeln suchen, wie Engländer und Amerikaner, aber nicht von einer Nachäffung ihrer äußerlichen Formen das Heil erwarten. Wir sollten die Tüchtigkeit und den tiefen Geist des Mittelalters uns erneuern, aber nicht die alte Tracht und Sprache kümmerlich affectiren.

Die formellen Nachahmungen gleichen den Moden und haben dasselbe Schicksal. Eine kurze Zeit gelten sie ausschließlich und man heißt ein Sonderling, wenn man sie nicht mitmacht. Hinterher erscheinen sie alle lächerlich. Auch in Rom galt einst der griechische Geschmack. Wer aber wird anstehn, die Kraft und den Ernst der Römer in ihren eigenthümlichen Geisteswerken unendlich höher zu schätzen, als die Affectation attischer Feinheit in ihren griechischen Copien? Lange schon erscheinen uns die Franzosen in ihren antiken Tragödien nur komisch, aber wieviel wir uns darauf einbilden, geschickter zu kopiren, so sind doch die als musterhaft anerkannten Voßischen Copien nicht minder lächerlich. Wir haben längst dem wackern Cervantes Recht gegeben, doch liefern viele unsrer Romantiker hinreichenden Stoff zu einem neuen Don Quixotte, und Fouqué hat deren eine Menge geschrieben, ohne es selbst zu wissen.

Die Erfahrung so vieler wechselnden Moden, die sich immer selbst in Widerspruch setzen und vernich-

ten, scheint nicht ohne gute Folgen geblieben zu seyn. So viele Parteien noch herrschen, beginnt man doch, ihre Vermittlung zu versuchen. Nachdem wir der Reihe nach alle gebildete Nationen kennen gelernt, bewundert und nachgeahmt haben, Römer, Griechen, Franzosen, Engländer, Italiener, Spanier, sind wir jetzt auf einen Augenblick wieder nach Hause zurückgekehrt und besinnen uns. Wir bemerken, daß wir immer von der ersten Bekanntschaft zu übertriebner Bewundrung einer fremden Nation, und zu völlig sklavischer Nachahmung derselben rasch fortgeschritten, dann aber des Extrems bald überdrüssig geworden sind, worauf eine neue ruhige Betrachtung uns diejenigen Vorzüge der Fremden hervorgehoben und uns angeeignet hat, die nachahmungswürdig sind und auch nachgeahmt werden können. Wir unterscheiden allmälich die herrliche Gabe, uns in den Geist andrer Nationen und Zeiten zu versetzen, die dichterische Fähigkeit, jede fremde Illusion anzunehmen, von der praktischen Nachäfferei. In jener finden alle Gegensätze neben einander Platz, in dieser heben sie einander auf. Die Phantasie mag uns in einem Augenblick nach Griechenland, im andern nach London versetzen, doch wir selber bleiben in Deutschland sitzen. Wir hatten im Ungestüm des Enthusiasmus den Fehler begangen, unsre Eigenthümlichkeit zu beseitigen, um mit Haut und Haar in die fremde hin-

überspringen zu wollen. Wir bemerken jetzt, daß wir mit allem offnen Sinn für das Fremde doch zugleich eine eigenthümliche Auffassungsweise für dasselbe mitbringen, meist eine innerliche, phantastische, tiefsinnige, und indem wir diese walten lassen, verschmilzt erst sie die Vorzüge der Fremden mit unsrer Nationalität.

Von dieser ächt menschlichen Verschmelzung des an die einzelnen Zeiten und Völker vertheilten Guten, welches immer die höchste Aufgabe der Bildung bleiben wird, ist jedoch die formelle Verschmelzung heterogener Manieren sehr zu unterscheiden. Seitdem man nicht mehr allein die antike klassische Bildung, seitdem man auch das Romantische und endlich auch das Orientalische in ihrem alten Werthe anerkannt hat, ist nach dem mächtigen Beispiel Göthes, namentlich unter unsern jetzigen Dichtern, eine Sucht der Manierenmischung eingetreten, die streng getadelt werden muß. Göthe gefiel sich in der Spielerei mit fremden Manieren und suchte seine Virtuosität nicht nur in der Vielseitigkeit, sondern auch in der baroken Mischung derselben. So brachte er das West-Oestliche, das Antikromantische auf, das in seinem Sinn eigentlich nicht mehr war, als eine optische Farbenmischung, und sich am besten aus seiner Farbenlehre erklärt. Mag diese Spielerei als solche nun ihrem Erfinder zu verzeihen seyn, so ist es doch geschmacklos, sie als Manier zu sanktioniren und darin

fortzufahren, und eine ernste Sache daraus zu machen. Fouqué, Ernst Schulze, und noch viele andre epische Dichter haben die Töne Homers, Ossians, dere Niebelungen, der Edda, Tassos, Ariosts rc. bunt durcheinander gemengt, und noch mehr ist unsre lyrische Poesie nach allen möglichen Nationalinstrumenten der Welt gestimmt, und es macht einen sonderbaren Eindruck, den nämlichen Dichter bald orientalische Ghaselen, bald alcäische Hymnen, bald aldeutsche, bald altspanische Romanzen klimpern zu hören.

Da ich meine Meinung hierüber am schärfsten in einer Rezension der „Bilder des Orients" von Stieglitz ausgesprochen habe, füge ich dieselbe hier an:

„Die deutsche Literatur ist wie ein Tollhaus, worin einige hundert Narren Kostüm und Sitten, Sprache und Ideengang von hundert verschiedenen Völkern alter und neuer Zeit nachäffen. Gallomanen, Anglomanen, Italomanen, Hispanomanen, Normannomanen, Gräcomanen, Turkomanen, Persomanen, Indomanen, Chinesomanen, Irokesomanen, sitzen diese guten deutschen Philister einträchtig-hunderträchtig beisammen und spielen Weltgeschichte. Das Tolle ist, daß sie ganz ernsthaft dabei sind. Wären es noch Masken, es gäbe das lustigste Carneval, aber die Narren machen Ernst aus der Sache.

Mit Fug und Recht mögen wir uns die Poesie anderer Völker aneignen, denn alles Schöne

gehört Allen, die es erkennen. Dank also den Männern, die uns die Schätze der orientalischen Poesie eröffnet haben. Aber damit ist nicht gesagt, daß wir diese Poesie nachäffen sollen, daß sich der erste beste Geschwindschreiber hinsetzen und uns zumuthen soll, ihn für den zweiten Hafis zu halten. Wohl mögen wir uns an den Bildern des Orients erfreuen, die uns orientalische Maler selbst entworfen haben; wenn es nun aber dem ersten besten Flachmaler einfällt, diese glühenden lebensfrischen Bilder in seinen matten Wasserfarben blos nachzupinseln, ist das nicht eine baare Thorheit? Was kann erfreulicher seyn, als ein Volk in seiner eigenthümlich schönen Weise sich selbst darstellen zu sehn? und was kann widerlicher seyn, als die affectirte Nachäffung fremder nie zu erreichender Eigenthümlichkeit? Hafis und Stieglitz, Baki und Stieglitz, Montenabbi und Stieglitz, Firdusi und Stieglitz, Dschami und Stieglitz, Kalidasa und Stieglitz!

„Es giebt nur Einen Fall, in welchem die Nachahmung nicht mißfällt, wenn nämlich ein großer Dichter in die geborgte Form einen höhern Geist hineinzutragen weiß. Das hat aber Stieglitz nicht gethan. Alle Gedanken und alle Bilder, die wir bei ihm finden, sind geborgt, orientalischen Originalen matt nachcopirt. Es findet sich da nichts Neues, Tiefsinniges, Erhabenes, und überhaupt nichts Eigenes, als hin und wieder eine sentimentale Süßlich-

keit, die sehr wenig zum Gegenstande paßt. Erst führt er uns nach Arabien und läßt einige Horden in der Wüste miteinander kämpfen, wobei denn auch einige der wohlbekannten arabischen Sittenzüge angebracht werden. Allein wie unendlich verwässert, entfärbt und verwaschen sind diese Bilder im Vergleich mit den sieben hellstrahlenden Plejaden, den am alten Tempel von Mekka in Gold gegrabenen Moallakat? Wozu nun diese dünne, ärmliche Nachahmung, da wir das Original in Hartmanns lieblicher Uebersetzung besitzen? Dann führt uns Stieglitz nach Persien und zeigt uns die Scenen aus dem Harem, aus den duftenden Gärten, aus den Bazars u. s. w., die wir gleichfalls aus den Originalen weit besser kennen. Wo bleibt hier die Pracht des Zoroaster, die Phantasie des Firdusi, die Heiligkeit der Schirin, die süße Trunkenheit des Baki? Alles ist nur bloßes Nachbild.

„Zugegeben, daß sich auch in diesem Nachbilde noch immer die schönen Züge der Urbilder wiederfinden, so müssen wir dennoch diese ganze Kopiermanie und Manier verwerfen. Was sind selbst die Kopien eines Thomas Moore, Rückert und Platen, denen es doch wahrlich an Poesie nicht gebricht, im Vergleich mit den Originalen? Man kann sie neben denselben nicht aushalten. Um so mehr aber ist es eine Schande, daß man über den immer mehr um=

sich greifenden Nachahmungen die Originale selbst zu vergessen scheint. Von Schirin, dem göttlichen Gedicht, über das nichts geht, als Homer und Shakespeare, besitzen wir nur die Uebersetzung von Hammer in einer einzigen Auflage, während die vergleichungsweise unbedeutende Nachahmung Lalla Roogh von Moore schon drei bis viermal übersetzt worden ist. Manches Treffliche ist noch gar nicht, oder nur zum Theil, oder nur schlecht übersetzt. Und wer bekümmert sich um die Originale, wer leitet die Aufmerksamkeit darauf? Wenn Göthes westöstlicher Divan dazu mitgewirkt hätte, wäre es sehr löblich; aber er hat unsern jungen Dichtern nur gezeigt, wie leicht es ist, durch Affektation der Orientalität einen Band Gedichte zusammenzublümeln, die als neue Mode Glück machen. Stieglitz hat sich nicht einmal gescheut, Göthe auch hierin nachahmend, mit seinen Bildern des Orients förmlich pretiös zu thun, als ob er die Welt mit Wunder welcher dankerheischenden Gabe beschenkt hätte. Er beschreibt uns mit ceremoniöser Ehrfurcht vor sich selbst den Gang, den sein Geist genommen habe, bis er die große Idee zu den Bildern des Orients gefunden. Und doch ist er so naiv, zu bekennen, daß die öftere Beschauung der Kupferwerke über den Orient auf der Berliner Bibliothek ihn vorzugsweise begeistert habe. Das bezeichnet am besten das phantastische und ge-

spenstische Wesen unsrer modernen Poesie. Fern von der Wirklichkeit, fern von Natur und Leben, studiren diese Poeten Alles nur aus Büchern, schöpfen sie alle Ideen und Bilder nur aus dem Papier, um sie wieder ins Papier einzusargen, haschen sie immer nur nach den Schatten, um ihn nochmals abzuschatten. So wird zuletzt jede schöne Wirklichkeit, jede Größe des Alterthums, jeder Reiz der ewig jungen Natur in der kranken Phantasie unsrer Dichter zu einer nochmals verfälschten Vorstellung einer falschen Vorstellung, die dem Urbild nur entfernt noch ähnlich ist. So entsteht jene Unnatur der in Büchern beschriebenen Natur, und jenes Zerrbild der in Büchern beschriebenen Völker und Zeiten, die, so weit das Papier reicht, die Welt in eine weite Lüge verstricken."

Der literarische Verkehr.

Denkt man an die Zeit zurück, da jedes Buch nur in wenigen Handschriften existirte, so begreift man, welch unermeßliches Uebergewicht die heutige Literatur durch die Maschinerie des Drucks und durch den Buchhandel gewonnen hat. Wenn daraus ein Segen für alle Zeiten erwachsen ist, wenn wir Deutsche uns der Erfindung ewig werden rühmen können, so soll uns dies doch auch gegen einigen Nachtheil nicht blind machen, die der erweiterte literarische Verkehr mit sich führt. Kaum nämlich ist durch einen wohlthätigen Mechanismus der Presse das natürliche Bedürfniß der literarischen Mittheilung und der Vervielfältigung guter Bücher befriedigt worden, so hat sich darüber hinaus das künstliche Bedürfniß des Buchhandels geltend gemacht. Die Bücherverfertigung ist ein einträgliches Gewerbe geworden, und Autoren und Buchhändler haben besonders in der neusten Zeit in diesem Gewerbe spekulirt und sich an alle Schwächen der menschlichen Natur und vorübergehenden Moden der Zeit adres-

sirt, um dem Publikum ihre literarischen Fabrikate aufzuschmeicheln. Nur einige Buchhändler haben sich in der Geschichte einen Namen und im Vaterlande warmen Dank erworben durch uneigennützige Beförderung des Wahren, Guten und Schönen, als es ihrer Unterstützung bedurfte. Der Verleger hat, wenn es ihm an Mitteln nicht gebricht, einen schönen Wirkungskreis. Er kann dem guten Schriftsteller in die Hände, dem schlechten entgegenarbeiten. Er kann durch die Wahl seiner Verlagsartikel die Bildung und den Geschmack gewissermaßen beherrschen, und auf das Publikum einen Einfluß üben, wie ihn im Kleinen jede Theaterdirektion durch ihr gutes oder schlechtes Repertorium übt. Er hat den edlen, seinen Stand hoch ehrenden Beruf, ein Mäcen zu seyn. Er kann durch seine Unterstützung manchem Genie einen freien Boden geben, um sich zu entwickeln er kann das Verborgene oder Verkannte an das Licht ziehn, und nicht selten verdanken wir ihm erst, was uns am Weisen, am Dichter erhebt und entzückt. Er kann endlich, vermöge seiner Stellung, die Literatur im Ganzen überblicken, und die Lücken bemerken, den Schriftstellern heilsame Winke geben, Wege bereiten, die mannigfaltigen Kräfte der gelehrten und schönen Geister unmerklich lenken. Aber um diesen ehrenvollen, großen Beruf zu erfüllen, bedarf der Buchhändler nicht nur eines klaren Kopfes, eines

edlen Willens, sondern auch der ökonomischen Mittel; diese Dinge finden sich sehr selten vereinigt. Bedenken wir ferner, daß auch der beste Buchhändler immer theils vom Publikum und seiner Modelust, theils von den Schriftstellern abhängig ist, so können wir von den Buchhändlern allein das Heil der Literatur freilich nicht erwarten.

Die Mehrzahl der Buchhändler sind nur Krämer, denen es größtentheils einerlei ist, ob sie mit Korn oder mit Wahrheit, mit Zucker oder mit Romanen, mit Pfeffer oder mit Satyren handeln, wenn sie nur Geld verdienen. Der Buchhändler ist entweder Fabrikant oder Spediteur oder beides zugleich. Die Bücher sind seine Waare. Sein Zweck ist Gewinn, das Mittel dazu nicht absolute, sondern relative Güte der Waare, und diese richtet sich nach dem Bedürfniß der Käufer. Was die meisten Käufer findet, ist für den Buchhändler gute Waare, wenn es auch ein Schandfleck der Literatur wäre. Was keinen Käufer findet, ist schlechte Waare, und wären es Offenbarungen aus allen sieben Himmeln. Soll ein Buch Käufer finden, so muß es dem bekannten Geschmack des Publikums angemessen seyn, oder seinen Neigungen und Schwächen schmeicheln und eine neue Mode erzeugen können. Deßwegen begünstigen die Verleger das Triviale und das Abenteuerliche. Soll das Publikum wissen, daß das Buch

seinem Geschmack entspricht, so muß der Titel es anlocken. Deßwegen ist dem Verleger ein guter Titel mehr werth, als ein gutes Buch, oder dieses nur durch jenen, und es entsteht ein Wetteifer unter den Buchhändlern, die schmeichelhaftesten Titel auszuhecken. Woher nimmt aber der Verleger solche Waare, die er für gut erkennt? Sie wächst nicht so häufig wild, als er dadurch reich werden könnte. Sie muß also durch Kunst erzeugt werden. Es wird also statt der seltnen Alpenweide die überall ausführbare Stallfütterung der Autoren eingeführt. Der Verleger unterhält sie, und sie liefern ihm Milch, Butter, Käse, Haut und Knochen. Und ist wohl je ein Verleger verlegen um solche Leibeigene? Es drängen sich ihm mehr zu seinem Gnadentisch, als er verlangt. Je mehr fabrciirt wird, desto schlechter, je schlechter, desto leichter, je leichter, desto mehr Leute werden geschickt dazu. Besonders seitdem der Zudrang zu den Studien so groß geworden ist, wimmelt es in Deutschland von Leuten, die in Ermanglung eines Amtes, das was sie gelernt haben, gleich im Buchhandel auf Zinsen legen, und so die Welt mit einer ungeheuern Menge unreifer schülerhafter Arbeiten überschwemmen.

Einer der industriösesten Büchermacher ist Bäuerle in Wien, der alle Augenblicke eine neue Sammlung von Lobschriften auf das kaiserliche Haus

herausgibt und die Staatsdiener zwingt, wenn sie nicht für schlechte Unterthanen gehalten seyn wollen, seine Sammelserien für theures Geld zu kaufen.

Aber auch ausgezeichnete ältere, berühmte Schriftsteller wetteifern nicht selten mit dem spekulativen Buchhändler, um den Kredit ihres Namens zu mißbrauchen und dem Publikum, dem einmal eines ihrer Werke gefallen hat, weil es gut war, nunmehr zehn und zwanzig schlechte Werke in den Kauf zu geben. Da wird jedes alte Papier aufgestöbert und als eine Kostbarkeit ausgeboten, und Erinnerungen, Nachlässe, Briefwechsel enthalten in langen Reihen kostbarer Bände die gemeinsten Alltäglichkeiten, die das Publikum gutmüthig genug ist, aus purem Respekt vor dem Namen des Autors zu bezahlen.

Die größte Schmach für den deutschen Buchhandel ist der noch immer fortbestehende Nachdruck, der seine Geschäfte vorzüglich in Oesterreich ins Große trieb. Auch in Würtemberg, wo ich lebe, wimmelt es von solchen privilegirten Dieben, die mit einer bewundernswürdigen Schamlosigkeit in öffentlichen Blättern ihre Waaren anpreisen, sich des Raubes rühmen und die rechtmäßigen Verleger aushöhnen. Es ist nicht zu läugnen, daß einige vornehme oder geringe Buchhändler ihre Waaren um unbillig hohe Preise ansetzen, und daß dieser Uebertheurung durch den Nachdruck auf eine für das Lese-

publikum wohlthätige Weise gesteuert wird. Dieser zufällige Vortheil rechtfertigt aber den Diebstahl nicht. Crispin, der das Leder stahl, um armen Leuten Schuhe daraus zu machen, war nichts desto weniger ein Schelm. Der Nachdruck ist, wenn nicht so schädlich, doch rechtlich eben so verwerflich, als die Falschmünzerei.

Der Nachdruck wird jedoch bald vom deutschen Boden verschwinden, die Fabrikation schlechter Bücher wird bleiben. Gegen sie wollen wir also kämpfen, gegen den literarischen Pöbel wollen wir so unbarmherzig seyn, wie gegen die literarischen Aristokraten.

Wer einmal für das Geld schreibt, hat schon alle Scham aufgegeben, der Eine, weil er muß, aus Verzweiflung; der Andre mit Bedacht, wie ein Possenreißer, um desto mehr Zuschauer anzulocken. Die gewöhnlichen Sünden dieser Büchermacher sind: Ehrlosigkeit, die kein Mittel scheut, um Aufsehen zu erregen, oder wenigstens Absatz zu bekommen; brutaler Hohn gegen die redlichen Autoren, denen sie in's Handwerk pfuschen; Schmeichelei der bösen und verborgnen Neigungen, und Beschönigungen des Lasters, theils um ein ergiebiges Feld zu bearbeiten, das die bessern Autoren ihnen übrig gelassen, theils um ihre Leser zu ihren Mitschuldigen zu machen; Heuchelei, wenn es gilt, der Frömmigkeit oder Ehrlichkeit einen

Blutpfennig abzudringen; schamlose Dieberei und Flickerei aus bessern Werken, wenn dieselben Glück gemacht haben; endlich die Alles umfassende, Alles durchdringende Trivialität, die abgeschmackte Brühe, in der Alles gekocht wird.

Schon bald nach Erfindung des Drucks überschwemmte die Polemik der Confessionen Deutschland mit theologischen Schriften. Als man endlich wieder etwas lustiger wurde, kam die Belletristik in Flor. Da man die zahlreichen Vortheile, welche die Schriftstellerei dem Eigennutz und dem Ehrgeiz gewährt, genau erkannt hatte, drängte sich Alles zur Autorschaft, und selbst, die geschwiegen haben würden, sahen sich durch Freunde, Schüler, Angriffe und schlechte Bücher zur Abfassung ihrer eignen gedrungen. Endlich erkannten die Buchhändler, welchen Gewinn sie vom Publikum ziehen konnten, wenn sie demselben alles Interessante aus dem bisher von der Zunft verschloßnen Reiche des Wissens mittheilten, das Heilige profanirten, das Gute der Fremden nationalisirten, und alsbald legten sie Fabriken an und besoldeten ihre Büchermacher für alle Stände, Geschlechter und Alter, für das Volk, die Jugend, die Damen, und vorzugsweise für Alle, die an Masse die zahlreichsten, die Bücher auch in Masse bezahlen konnten.

Der Einfluß dieses Verhältnisses auf den Ge-

halt der Literatur ist verschiedenartig und hat wieder seine gute und böse Seite. Es ist allerdings ein schönes Zeichen der Zeit, daß die geistige Cultur allgemein befördert, daß jedem alles Wissen zugänglich gemacht wird. Indeß ist eben so gewiß, daß das ursprüngliche Licht der Aufklärung in so mannichfach graduirten Farben gebrochen sich verdunkelt, daß, was für die Masse gewonnen wird, vom Gehalt abgeht. Der Himmel streut die Gaben des Genius nicht allzu verschwenderisch aus. Viele sind berufen, aber wenige nur sind auserwählt, von hundert deutschen Schriftstellern kaum einer. Was nun die Geistlosen schreiben, ist wie sie selbst, und kein Werk verläugnet seinen Schöpfer. Die guten Bücher werden von den schlechten nur allzu leicht verdrängt, und da die Masse die Anstrengung scheut, so vergißt sie bei dem seichten Autor, den sie versteht, gern den tiefen, der ihr schwierig erscheint. Sie hegt eine gewisse Ehrfurcht vor dem Gedruckten, und sieht sie nur ihre Gemeinplätze gedruckt, so erkennt sie den bessern Büchern den höhern Rang nicht mehr zu. Daß in Deutschland so viel Erbärmliches geschrieben wird, hat einen gewissermaßen physischen Grund. Die Genies wachsen bekanntlich nicht wälderweise, sondern einzeln und selten. Die vielen tausend deutschen Bücher werden nicht von lauter Genies, sondern vom Haufen geschrieben. Ich will indeß die Ehre einer

so ansehnlichen Menge deutscher Männer nicht herabsetzen. Man kann der beste, ja der weiseste Mensch seyn, und doch kein gutes Buch zu Stande bringen. Mancher vortreffliche Mann erscheint uns erst ein wenig einfältig, wenn er für den Druck schreibt, wie umgekehrt mancher erst dann beseelt zu werden scheint, wenn er die Feder in die Hand nimmt.

Wir haben viele schlechte Bücher, wie in Revolutionen viele schlechte Menschen an die Spitze kommen. Sie sind für einen Augenblick allmächtig, im nächsten fallen sie in ihr Nichts zurück. Seufzt der Fromme, der Pöbel lacht. Zürnt ein Prophet, der Haufe wagt es, ihn zu verachten. Alle Bemühungen, die Wahrheit, die Gerechtigkeit und den guten Geschmack zu vertheidigen, scheitern an der Unverschämtheit der Modeschriftsteller. Wo recht viele Schlechte zusammen kommen, entsteht ein esprit de corps, der so heroisch ist, als gälte es das Heiligste. Man kann darüber reden, aber man soll sich nicht einbilden, es ändern zu können. Man kann nur wie Tacitus die schlechte Gegenwart schildern, ohne sich anzumaßen, sie bessern zu wollen. Man darf nur die Zeit abwarten. Schlechte Bücher haben ihre Jahreszeit, wie das Ungeziefer. Sie kommen in Schwärmen, und sind vernichtet, ehe man es denkt. Wo ist die theologische Polemik des siebzehnten Jahrhunderts geblieben? wo ist der Geschmack des acht-

zehnten, wo ist Gottsched hingekommen? Wie viele tausend schlechte Bücher sind den Weg alles Papiers gegangen, oder modern in Bibliotheken! Die unsrigen halten nicht einmal so lange wieder, weil das Papier selber schlecht ist, wie der Inhalt. Die Moden wechseln zwar nur, und Thorheit und Gemeinheit wissen sich unter neuer Gestalt immer wieder geltend zu machen; doch die alten Sünder bekommen sicher ihren Lohn. Die Gegenwart duldet keinen Richter, aber die Vergangenheit findet immer den gerechtesten. Selbst unsre Thoren kennen und verachten die alten, ohne zu ahnen, daß es ihnen nicht besser gehen wird. Vermöge eines glücklichen Instinkts der menschlichen Natur nehmen wir uns aus dem literarischen Erbe der Vergangenheit immer nur das Beste, oder wenigstens das Wichtigste heraus. Unter drei guten Schriftstellern erhält wenigstens einer erst in der Zukunft seine Apotheose, und unter hundert schlechten, die in der Gegenwart glänzen, bringt immer nur einer sein böses Beispiel auf die Nachwelt.

Es gibt schlechte Principien, die sich in der Literatur aussprechen, und jede Partei hält die entgegengesetzte für schlecht. Aber jede hat die Befugniß, sich auszusprechen, und das schlechteste Princip kann noch auf geniale Weise und zum Glanze der Literatur vertheidigt werden. Ein ganzer Teufel ist noch

immer interessanter, als ein halber, matter, trivia-
ler Engel. Nicht schlechte Principien, sondern schlechte
Kräfte sind Schuld am Verderben der Literatur wie
des Lebens. Die Mittelmäßigkeit, die Geistlosigkeit,
die Schwäche, die Furcht vor dem Genie, der Haß
gegen die Größe, die Unverschämtheit und die An-
maßung des literarischen Pöbels und die stillschwei-
gende oder prahlerische Demagogie gegen die edlern
und höheren Geister, kurz die Gemeinheit der
Schriftsteller ist die Erbsünde der Literatur. Unbe-
merkt haben die Menschen die Grundsätze ersetzt und
an ihre Stelle sich geschoben, wie in der französischen
Revolution. Statt der feindseligen Principien ver-
schiedner Parteien kämpfen die Edlen und Schlechten
von allen Parteien. Es gibt wenig gute Bücher,
aber von jeder Partei, und unzählige schlechte wie-
der von jeder. Während die Massen um ihre Grund-
sätze und Meinungen zanken, erheben sich die weni-
nigen wahrhaft Gebildeten immer nur gegen die Ge-
meinheit der Massen. Sie ehren jede Kraft, selbst
die feindliche; nur die Halbheit, Falschheit, Un-
macht ist ihr unversöhnlicher Feind.

Die Umstände tragen Vieles bei, daß eine so
große Menge unberufener Autoren auftritt. Die Kunst
ist profanirt worden. Man glaubt keiner Meister-
schaft mehr zu bedürfen. Jeder achtet sich für eben
so befugt zu schreiben, als zu reden. Die Gelehr-

samkeit der Kaste ist so in's Absurde gerathen, daß die gesunde Vernunft der Laien eine Revolution dagegen erheben und einen leichten Sieg davontragen konnte. Plötzlich brachen aus der Hefe des Laienvolks Publicisten und Romanschreiber, als andere Marseiller und Septembriseurs, unter die alten gelehrten Perüken, und auch die Poissarden fehlten nicht. Wie hätten die Weiber, bei denen der gesunde Menschenverstand immer wie an der Wurzel hält, ihre Sentimens nnd natürlichen Erfahrungen nicht geltend machen sollen, wie hätten sie nicht mit ihren Talenten glänzen wollen, da die Bahn des Ruhms ihnen offen stund. So sehen wir jetzt eine närrische Armee von Weibern und Kindern das Ballhaus zur literarischen Nationalversammlung machen, und dem deutschen Publikum Gesetze geben.

Der Gelehrte schreibt, weil er weiser zu seyn glaubt, als andere, und weil er die Schriftstellerei zu seinen Rechten und Pflichten zählt. Die Profanen schreiben, weil sie sich für gescheiter und gesünder achten, als die Gelehrten, und weil sie, indem sie uns zur Natur zurückführen wollen, zunächst ihre eigene für die rechte halten. Endlich ist es ein immer wiederkehrender Wahn der Einfältigen, der Eitlen und der Jugend, daß, was für sie selbst neu ist, auch für die ganze Welt neu seyn müsse. Es entstehen täglich neue wissenschaftliche Bücher, worin

auch nicht ein neuer Gedanke für die Welt ist, so neu auch alle dem Autor gewesen seyn mögen. Vor den Gedichten aber ist fast keine Rettung mehr. Wenn ein Jüngling liebt, meint er, die ganze Welt liebe zum erstenmal. Er macht Verse und wähnt, niemand habe dergleichen noch gehört.

Die Schreibwuth der Naturalisten hat diejenige der Gelehrten keineswegs verdrängt, sondern nur noch lebhafter angefacht. Die Universitäten machen es sich zur Pflicht, zu schreiben, was die Presse vermag, und gelehrte Bücher bilden die Stufen, auf welchen der Candidat in höhere Aemter schreitet. Wie kümmerlich fristet sich manches gelehrte Journal, aber es gilt die Ehre der Universität, und das ganze akademische Volk wird besteuert. Wie sauer wird es manchem Neuling, ein Buch zusammen zu schreiben, aber es gilt die Ehre und das Amt, und Noth bricht auch den eisernen Schädel. Die Arbeiten sind aber auch darnach, und man sieht ihnen alle die Mühe an, deren sie nicht werth sind.

Man beschäftigt sich je mehr und mehr, populär zu schreiben, der größern Masse des Publikums alles Nützliche und Belehrende mitzutheilen, was von Fremden oder durch die Gelehrsamkeit gewonnen wird. Selbst die strengsten Wissenschaften werden so zubereitet, daß auch der Ungebildete einen Geschmack davon bekommt. Es erscheinen: Mythologien für Da-

men, populäre Vorlesungen über die Astronomie, Hausapotheken und Selbstärzte, Weltgeschichten für die Jugend, die Weltweisheit in einer Nuß, und die Theologie in acht Bänden oder Stunden der Andacht und dergleichen. Wie zu des Heilands Geburt hält man einen allgemeinen Kindermarkt, und alle Buchhändlerbuden hängen voll Schriften für die (elegante) Welt, das Volk, die (gebildeten) Stände, die Damen, die (deutschen) Frauen, das (reifere) Alter, die (zartere, liebe) Jugend, Söhne und Töchter edler Herkunft, Bürger und Landmann, für Jedermann, für allerlei Leser, kurz für so viele, als der Buchhändler zusammentrommeln kann.

An und für sich ist das Bestreben, faßlich zu schreiben und die ungebildete Mitwelt zu belehren, eben so lobenswürdig, als die gelehrte Vornehmigkeit, die mit ihrer Hieroglyphensprache prahlt, und stolz darauf ist, daß der große Haufe sie nicht versteht, verworfen werden muß. Auch die wenige Strenge, mit welcher wissenschaftliche Gegenstände im populären Vortrag abgehandelt zu werden pflegen und der fade Ton, der sich dabei einschleicht, läßt sich zum Theil durch das Publikum entschuldigen, nach dessen Fassungskräften der Autor sich richten muß, wenn er gehört und verstanden werden will. Indeß läßt sich nicht verkennen, daß es doch nur wieder die vielen unberufenen Autoren sind, die auch

hier das meiste verderben. Auch der seichteste Kopf maßt sich an, für's Volk zu schreiben, während er sich schämen würde, für die Gelehrten zu schreiben. Das Volk hält jeder für gut genug, ein Auditorium abzugeben, und für schlecht genug, um ihm auch das Albernste vorzutragen. Nichts erscheint so leicht, als für das Volk zu schreiben, denn je weniger man Kunst anwendet, desto eher wird man verstanden; je mehr man sich gehen läßt, je gemeiner und alltäglicher man schreibt, desto mehr harmonirt man mit der Masse der Leser. Je tiefer man zu der Beschränktheit, Brutalität, den Vorurtheilen und den unwürdigen Neigungen der Menge hinabsteigt, desto mehr schmeichelt man ihr, und wird von ihr geschmeichelt. Für das Volk schlecht zu schreiben, ist daher den schlechten Schriftstellern leicht und ersprießlich, daher es auch bis zum Frevel getrieben wird. Für das Volk aber gut zu schreiben, ist sicher etwas sehr Schwieriges und darum geschieht es so selten. Will man die Masse bessern und veredeln, so läuft man Gefahr, ihr zu mißfallen. Will man sie über höhere Dinge belehren, so ist es höchst schwierig, den rechten Ton zu treffen. Man hat entweder zu einseitig den Gegenstand vor Augen, und spricht darüber zu gelehrt und unverständlich, oder man berücksichtigt eben so einseitig die Menge und entweiht den Gegenstand durch einen allzutrivialen, oft burlesken

Vortrag. Die Schriftsteller fehlen hierin so oft, als die Prediger.

Indeß fängt sich an aus dem Chaos der bloß aus Spekulation gedruckten Bücher manches Gute zu entwickeln. Indem man überall Bedürfnisse aufstöbert oder künstlich erzeugt, um denselben mit neuen Büchern entgegen zu kommen, muß man endlich natürlicherweise die wahren Bedürfnisse entdecken, und deren Befriedigung muß auch unter allen Umständen für die Büchermacher die lukratifste seyn. Dahin gehören nun zunächst die beispiellos wohlfeilen Ausgaben der ausgezeichnetsten Literaturwerke, die zugleich dem Publikum den Vortheil gewähren, sich mit wenig Kosten das Trefflichste der Literatur anzueignen, und dem Verleger, sich trotz der Wohlfeilheit seiner Preise, durch den ungeheuern Zudrang der Käufer zu bereichern.

Dahin gehören ferner die Encyclopädien, Conversationslexicons, Taschenbibliotheken, Resumés. Wenn sie auch größtentheils noch an Oberflächlichkeit leiden, so bereiten sie doch bessern Werken derselben Gattung den Weg, und wer möchte leugnen, daß durch solche wohlfeile Sammelwerke mannigfaltiges Wissen in allen Ständen verbreitet wird. Das Conversationslexikon von Brockhaus z. B. läßt manches zu wünschen übrig, und ist bald da zu kurz, bald da zu lang, allein indem es in Aller Händen ist,

streut es eine unendliche Menge von Kenntnissen in den Mittelklassen aus.

Vor allem aber ist es die periodische Literatur, die dem Bedürfniß schneller Uebersicht entgegenkommt. Ohne sie würde die Büchermesse nur einer ungeheuern Stadt gleichen, die voll Häuser aber ohne Straßen und freie Plätze wäre. Man kann nun leicht bemerken, daß den Deutschen je länger je enger in ihren Häusern wird, daß sie häufiger als sonst den Markt besuchen, daß die Privatbibliotheken ab, die Lesezirkel, Museen- und Kaffeehausleser aber zunehmen. Indeß sind wir Deutsche noch weit entfernt von dem großartigen Umtrieb der englischen und französischen Zeitungen. Unsere politische Zerstückelung, die vielen kleinen Staaten und Städte mit ihren Lokalinteressen und Lokalblättern würden diesen großen Verkehr auch dann noch verkleinern, wenn nicht die einzige Einheit, die wir haben, die des Preßzwangs, ihn überall abschnitte, wo ihm etwa die Flügel wachsen sollten. Unsere politischen Zeitungen leben, wenn sie servil sind, einen ewigen Tod, und sterben, wenn sie liberal sind, ein ewiges Leben. Die übrigen in allen Zirkeln Deutschlands zerstreuten Journale theilen sich in akademische bemooste Literaturzeitungen einzelner Universitäten und in belletristische Blätter, die größtentheils nur auf weibliche Le-

ser berechnet sind. Wir reden davon bei den einzelnen Fächern.

Wie überhaupt der politische Druck in Deutschland die banausische Versessenheit, die Schlafmützenweisheit, und bei sonstiger Thatenlosigkeit das handwerksmäßige Büchermachen begünstigt hat, so ist aus dem nämlichen Grunde durch die Censur der Geist der Literatur verdorben, das Gute ist unterdrückt, das Schlechte befördert worden. Im Schatten bleibt manche Blume verschlossen, aber die Pilze schießen üppig auf. Indeß erstreckt sich der Preßzwang doch nur auf gewisse Zweige der Literatur, und in andern, die kein Censor beschneidet, wird nicht weniger gesündigt. Man kann nur sagen, daß der Preßzwang den Geist der Nation überhaupt verdumpft, indem er einzelne Aeußerungen desselben unterdrückt, wie der ganze Körper krank wird, wenn ein Glied gelähmt ist.

Die Gewalt, welche die Schrift über die Meinungen übt, und der Einfluß der Meinung auf die Handlungen machen die Literatur zu einem wichtigen Gegenstande der Politik, Sofern jeder Staat ein Recht seiner Existenz anspricht und somit nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht der Selbsterhaltung sich zuerkennt, muß er nothwendig dafür sorgen, daß die Literatur keine Meinungen verbreite, welche jener Existenz gefährlich werden können, und dieß sucht er vermittelst der Censur zu erreichen.

Ob aber jener Zweck, den das Staatsrecht heiligt, dem allgemeinen Menschenrechte nicht widerspreche, ob er deßhalb erreicht werden könne, und ob jenes Mittel, die Censur, das rechte Mittel sey, das sind andere Fragen.

Der Mensch hat ein ursprüngliches Recht der Mittheilung. Aus der Mittheilung entspringt alle Cultur, und die Cultur ist der höchste Zweck der Menschheit. Verbietet ein Staat die Mittheilung, so hemmt er die Cultur. Hätte der erste Staat ursprünglich zugleich das Recht und die Kraft gehabt, Mittheilungen seiner Bürger zu verbieten, so würde alle Cultur unmöglich gewesen seyn und wir würden noch auf der ersten Stufe stehen. Wir haben aber schon eine Menge Stufen zurückgelegt, und wodurch? Entweder dadurch, daß der Staat jene Mittheilungen nicht gehemmt hat, oder dadurch, daß das Menschenrecht über das Staatsrecht gesiegt, und in Revolutionen die strengen Staaten vertilgt und freiere neugeschaffen hat.

Man soll das Recht nicht aus der Macht, sondern die Macht aus dem Recht herleiten. Die Macht hat aber so wenig das Recht zur Baumschänderei und zum Kindermord, als zur Censur. Ist es wohl möglich, eine der Preßfreiheit vorbeugende Censur, überhaupt eine polizeiliche Maßregel, durch welche man künftigen Uebeln vorbeugt, mit der Freiheit und

dem Wohl Aller so in Einklang zu bringen, als die gerichtlichen Maßregeln, durch welche man begangene Uebelthaten bestraft? Ist die Gesellschaft schon auf die richterliche Gewalt eifersüchtig, wie viel mehr muß sie es nicht auf jene vorbeugende Gewalt seyn, die furchtbarer noch als ein Fehmgericht, nicht nur im Verborgenen, sondern sogar noch vor der That richten soll? Es ist bekannt, daß die einzige Garantie einer gerechten Rechtspflege deren Oeffentlichkeit ist. Die Censur bedarf einer wenigstens eben so sichern Garantie, aber Oeffentlichkeit ist mit ihrer Natur unvereinbar. Sie soll ja gerade das Oeffentlichwerden gewisser Gedanken verhindern. Wie soll nun censirt werden, ohne daß sich Willkühr und Ungerechtigkeit einschleichen? Bei der ungeheuren Mannigfaltigkeit möglicher Gedanken- und Ausdrucksweisen läßt sich eine feste Norm für deren Billigung oder Mißbilligung nicht finden; man kann den Censoren keinen bestimmten Maßstab in die Hände geben, man muß das Urtheil ihnen selbst überlassen, wie vor Gericht den Geschwornen. Aber über die Geschwornen führt das Volk die Controlle. Wer führt sie über die im Dunkeln verdammenden Censoren?

Ein strenges Preßgesetz, das jeden schon vollbrachten Preßfrevel bestraft, scheint vollkommen zur Sicherung des öffentlichen Wohles hinzureichen, so lange die Macht überhaupt dem Recht untergeordnet

ist. Sobald aber einmal eine überwiegende Macht das Recht sich unterordnet, so wird sie auch immer censiren. Das liegt in der Natur der Dinge. So wechselte in Frankreich die demokratische Censur nur mit der monarchischen, so kehrte die Censur immer mit der Gewalt, und zwar mit jeder zuruck.

Der Hauptgewinn, der aus der völligen Preßfreiheit hervorgeht, ist die Entwaffnung der Preßfrechheit. Diese Frechheit ist nur in dem Maaß mächtig und gefährlich, in dem sie ungewöhnlich kühn und gewagt erscheint. Sie verliert alle Wichtigkeit, sobald sie gemein wird. Dieß beweist England seit langer Zeit. Dort sieht man die giftigsten Ausfälle der Presse für nichts mehr an, als für das, was sie sind, für unmächtige Versuche der geschlagenen Minorität. Man wundert sich nicht mehr darüber, das ist das Geheimniß der Preßfreiheit. Eine alltägliche Kühnheit ist nichts Kühnes mehr, sondern nur noch etwas Alltägliches. Die Preßlizenz muß verboten seyn, wenn sie den Reiz des Verbotenen haben soll. Ein erlaubter Frevel ist kein Frevel mehr. Gegen Pitt wurden viele hundert Schmähschriften und Karrikaturen ausgegeben, ohne daß sein großer Ruf nur im mindesten dadurch gelitten hätte. Bei uns wird man sich wahrscheinlich noch hundert Jahre lang wundern über Kotzebues Barth mit der eisernen Stirne, während solche Schandschriften in Paris und

London schon übermorgen vergessen sind. Bei uns wurde einer, den Kotzebue in jener Schrift verspottete, darüber wahnsinnig; in Paris und London würde er darüber nur gelächelt haben. Der Unterschied liegt bloß in der Angewöhnung. Gewiß aber gibt es kein besseres Mittel, die Verläumdung, den Haß, den Neid zu überwinden, als wenn man ihm vergönnt, sich öffentlich zu prostituiren, sich auszuschreien. Die Preßfreiheit ist die Sonne, die dem Gift, das ihren Strahlen ausgesetzt wird, seine Kraft allmählig entzieht, während es im Dunkeln dieselbe beibehält, um sie gelegentlich zu äußern. Die Preßfreiheit ist freie Luft, worin der Dampf verfliegt, während er in einen engen Raum gepreßt, eine zerstörende Gewalt erhält. Das französische Ministerium hat gewiß unklug gehandelt, die Presse, die sich durch ihre Frechheit so verächtlich zu machen und abzunutzen anfing, auf's neue zur Martyrerin zu machen.

Was die Censur uns raubt, ist weniger zu bedauern, als was sie uns bringt. Daß sie die Wahrheit zuweilen unterdrückt, ist schlimm, aber noch schlimmer, daß sie Unwahrheit und Halbheit hervorruft. Sie hat ohne Zweifel einigen Antheil an der öden Phantasterei, die das praktische Leben flieht, und noch mehr an den schielenden Urtheilen, die namentlich in der politischen Literatur überall vernommen werden. Das Schwärmen ist uns erlaubt, vor-

züglich in einer unverständlichen philosophischen Sprache, aber auf die praktische Anwendung unserer Theorien dürfen wir nicht denken, auch wenn wir wollten. Mancher, der die Wahrheit sagen will, hüllt sie absichtlich in Nebel ein, durch die ein gewöhnlicher Censor, aber auch das gewöhnliche Publikum nicht hindurchsieht. Auf der andern Seite befleißigen sich die Praktiker des nüchternsten empirischen Schlendrians, und hüten sich wohl, auf die bessere Theorie Rücksicht zu nehmen, und die Faulheit wird durch eine politische Rücksicht beschönigt. Endlich gibt es eine Menge Schriftsteller, die dicht unter der politischen Schneelinie nur zu einem krüppelhaften Wachsthum kommen, die, ohne perfid zu seyn, doch auch nicht ehrlich sind, ohne zu lügen doch auch die Wahrheit nicht zu verkündigen wagen und in einer erbärmlichen Halbheit es zugleich dem Zeitgeist und der Censur recht machen wollen. Ihr Element ist überhaupt die Halbheit, und sie fühlen sich in einer Zeit, wie die unsrige, so recht zu Hause. So sehr sie sich auch in Tiraden gegen die Censur erschöpfen, ist sie ihnen doch so bequem, als den Ultras. Sie setzen sich altklug auf den Stuhl und geben ihr Orakel von sich, mit den Fingern auf der Nase ein geheimnißvolles Silentium gebietend, wenn es an eine Wahrheit kommt, jedes Etwas als zu viel abweisend, und jedes Nichts als wenigstens Et-

was beschönigend. Leute, die in einer bewegten Zeit nicht den Mund aufthun würden, plaudern sich jetzt satt. Jetzt erholen sie sich von ihrem langen Schweigen. Sie verhehlen freilich auch nicht, daß sie ein wenig seicht schreiben, aber sie flüstern uns pfiffig zu, das geschehe mit Absicht, man müsse leise auftreten, nur wenig zu verstehen geben, im Hintergrund, da stecke noch viel.

Neben dieser faden Halbheit derer, die überhaupt noch von großen und ernsten Dingen zu sprechen unternehmen, macht sich aber eine noch weit schlimmere Behaglichkeit der ganz gemeinen literarischen Philister breit, denn die Begriffe Vaterland, Ehre, denen alles Große fremd geworden ist, die sich die Schlafmütze der Familien-Sentimentalität bis tief über die Ohren ziehen und außer dem Hause nichts kennen, als das Theater und die das Personal desselben betreffenden Klatschereien. Beinahe unsere ganze Unterhaltungsliteratur ist auf diese glücklichen Phäaken berechnet, die da essen, trinken, schlafen und einen kleinen Roman spielen, schlechterdings aber vom großen Staatsleben, von der Weltgeschichte, von der Völker Schande und Ehre keine Notiz nehmen. Kann aber eine Nation tiefer sinken, als wenn sich in ihr ein so ansehnliches Publikum findet, das durchaus weibisch und kindisch ist, und sich fürchtet, oder gar nicht

einmal darauf fällt, von etwas zu reden, was die Seele des Mannes erhebt?

In diesem Sinne glaube ich vollkommen, daß die Preßfreiheit zu unsrer geistigen Emancipation schlechterdings unentbehrlich ist. Nur sie kann, indem sie männlicheren Geistern sich auszusprechen erlaubt, jene Weiber und Kinder und Hämmlinge schweigen machen und die deutsche Literatur aus dem Sumpfe ziehen, in den sie jetzt versunken ist.

Uebrigens lassen sich nicht alle Geister entmannen. Die Censur, selbst wenn sie mit der größten Tyrannei gepaart ist, kann doch den tiefen Athemzug des Lebens, die geistige Respiration nicht hemmen. Wenn man einem Vogel auch den Schnabel fest zubindet und die Flügel bricht, so kann er noch durch die offnen Knochen athmen und leben.

Die Wahrheit kommt nicht abhanden, wenn man auch nicht auf jeder Straße drüber fallen kann. Sie wurzelt desto fester im Gemüthe, je weniger man sie von sich geben und sich an ihr heißer schreien kann. Eine Nation, der man den Preßzwang auferlegt, ist gewöhnlich gebildet genug, um denken zu können, was sie nicht sagen darf. Es ist gewiß, daß neue Verschärfungen des Preßzwangs, neue geistige Interdikte, wenn sie ja eintreten, so wenig fruchten werden, als die bisherigen. Es gibt nur eine Zauberformel, welche die Geister bindet. Sie heißt: Freiheit

und Recht! Wer diese Formel vergißt, mag die Geister mit Stricken und Eisen binden, er wird sie doch nicht binden; er mag sie lebendig begraben und Kalk über sie schütten Jahre lang, plötzlich wandeln die Geister wieder frei über dem Grabe und spotten seiner. Oft aber geschieht es, daß statt der guten Geister, die man ausgetrieben hat, uneingeladen die bösen kommen. Wer mit den guten Geistern nicht hat Frieden schließen wollen, der muß oft wider seinen Willen Krieg führen mit den bösen, die zorngrimmig den Exorcisten verderben. Die reine temperirte Luft der Freiheit ist allen gesund, und das wahre Element der Ruhe und Ordnung; nur die drückende Schwüle des Geisterzwangs erzeugt jene Völkergewitter, die mit zermalmenden Donnern daherfahren. Oft marktet man mit mäßiggesinnten Doktrinären um ein Körnchen, wo nachher die Anarchisten mit Scheffeln messen. Geredet muß werden Man sehe wohl zu, wer rede, daß nicht, wenn die Einen verstummen, Andere beginnen, deren Rede ist wie des Löwen Brüllen und des Meeres Brandung. Warum ließ Tarquinius die ersten sechs Bücher der Sybille verbrennen? Es war Glück darin verkündet. Ihm blieben nur die drei letzten, die nichts als Unglück weissagten.

Daß die deutsche Nation trotz der Censur zu denken wisse, hat sie bewährt. Eine Zeitlang schien es,

daß sie, was sie denke, auch sagen wolle. Im Jahr 1831 machte sich ein lebhafter Aufschwung der Presse bemerklich.

Sogar ohne Preßfreiheit, sogar in den beengenden Fesseln der Censur hat der öffentliche Geist in der gegenwärtigen europäischen Krise schon wohlthätig auf unsere Literatur eingewirkt. Man lese mit unpartheiischem Auge die zahlreichen, immer neu entstandenen politischen Journale, und man muß gestehen, daß sie theils durch die Gegenstände, die darin besprochen werden, theils durch den Geist, womit diese Gegenstände behandelt sind, sich ungemein vortheilhaft vor den Journalen der früheren Jahre auszeichnen. Vergleicht man den Geist der heutigen politischen Journalistik Deutschlands mit dem Geist, der von 1813 bis 1819 herrschte, so muß man bekennen, daß wir von den damaligen Träumereien und Ausschweifungen zurückgekehrt sind, und daß es sich jetzt nicht mehr um leere Theorien und romantische Phantasien handelt, sondern um Erfahrungssätze und positive Rechte, um bestimmte lokale Bedürfnisse. Ueberblickt man die große Zahl sachkundig und geistreich geschriebener Aufsätze, die täglich in den verschiedenen deutschen Blättern erscheinen, so kann man sich nicht verhehlen, daß die politische Bildung schon tief in die Massen eingedrungen ist, und daß sie nicht mehr bei einzelnen Koryphäen der

Literatur wohnt, deren Mancher sich vielmehr vor dem öffentlichen Geist der Massen beschämt zurückziehen muß.

Wir haben in unsern Uebersichten der Literatur regelmäßig den Weg der Geister verfolgt, und so oft wir den außerordentlichen Fleiß und die glücklichen Fortschritte der historischen und naturwissenschaftlichen Studien controlirt und gepriesen haben, eben so oft haben wir uns auch über den Mißbrauch und die Entwürdigung der Philosophie, Theologie, Staats- und Rechtswissenschaft und Poesie, kurz aller der Literaturzweige beklagen müssen, bei welchen die Willkühr des Verstandes und der Phantasie weniger eingeschränkt ist. Auf diese Literaturzweige hat der Censurzwang, hat der geistige Druck der Zeit lähmend und negativ eingewirkt, und es ist eine Thatsache, daß keine frühere Periode unserer deutschen Literatur je so viel Schlechtes, des menschlichen Geistes Unwürdiges hervorgebracht hat, als die letzte Periode seit den Karlsbader Beschlüssen. Wohl Jedem ist diese oder jene lügenhafte Theorie aufgestoßen, da aber der Bücher gar zu viele sind und nicht Jeder sie controlirt, so können wohl nur die Wenigen, die gleich uns die Literatur immer in der Uebersicht behalten haben, den ganzen Umfang von Schlechtigkeit ermessen, der aus dem Censurzwang hervorgegangen ist. Es wäre vielleicht zu verschmerzen, daß manches

gute Buch unter solchen Auspicien nicht erschienen ist, aber das ist kaum zu verschmerzen, daß so viele schlechte statt der guten erschienen sind. Wer noch zweifelt, der gehe nur die Werke der letzten 17 Jahre durch, oder werfe einen Blück rückwärts und vergleiche. Wie oft mußten wir bemerken, wie die früher stets unabhängige, ja fast immer liberale deutsche Philosophie in den zuletzt herrschend gewordenen Systemen mit der politischen Macht stark geliebäugelt hat. Wie oft mußten wir sehen, wie die Theologen, sonst ihres höhern Berufes mehr sich bewußt, in neuerer Zeit auf beiden Seiten der Gewalt dienstbar geworden, die Rationalisten und Freidenker, indem sie die Kirche ganz in die Hand der Staatsgewalt gegeben, die Pietisten, indem sie den Sinn für das Weltliche und für die weltliche Freiheit insbesondere bekämpft, und die Mystiker, indem sie sich in die Finsternisse der alten Hierarchie und des Jesuitismus verschanzt haben. Wie oft mußten wir sehen, wie die Staats- und Rechtslehrer mit den servilen Philosophen im Bunde die empörendsten Lehren gepredigt, wie Haller, Hugo, Schmalz, Jarke &c. jede Vernunft und Menschlichkeit aus dem Recht verbannt haben, und die hohnlächelnden Vertheidiger des Despotismus, der Monopole, der Privilegien, der Sclaverei und Leibeigenschaft gewesen sind. Wie oft mußten wir sogar bei den sonst so

unschuldigen Dichtern die Hinneigung zur servilsten Gesinnung rügen. Es gibt keine Art von servilem Fanatismus und von serviler Sentimentalität, die nicht in den letzten zehn Jahren in Deutschlands Literatur sich breit gemacht hätte, und dieser Servilismus hat nicht mehr den naiven Charakter früherer Zeiten, das Gepräge der alterthümlichen Gewohnheiten und Formen; er war vielmehr absichtlich lügenhaft, gegen die bessere Ueberzeugung ausgesprochen, und waffnete sich mit allen Künsten der Sophistik und der poetischen Beschönigung gegen den unterdrückten bessern Geist. Wir können in dieser Leichenrede der Restaurationsperiode nichts mildern.

Bis zu welchem Grade von Irthum, Lüge, Uebermuth und Selbstbefleckung würden unsre Schriftsteller gekommen seyn, wenn nicht das ewige Gefühl für Wahrheit und Recht von unten her im Volk sich geregt hätte. Diese Reaktion ist von einem frischen Lebenshauch begleitet, der die giftigen Miasmen der stehenden Literatur verjagt. Wir hoffen, sie werden nicht wiederkehren. Sollten aber, in Folge der europäischen Verwicklungen, kriegerische Stürme durch unser Vaterland toben und auf eine Zeit auch dem Gedeihen der unbefleckten Musen hinderlich werden, so hoffen wir doch auf die Wiederkehr des schönen Tages, der uns das Glück und die schönen

Künste eines nicht mehr trügerisch den heimlichen Krieg deckenden, sondern eines wahren und aufrichtigen Friedens bringen wird, mit einem Wort, eines Friedens der Freiheit, nicht eines Friedens der Knechtschaft.

Religion.

Der religiösen Literatur gebührt der alte geheiligte Vorrang. Die göttlichen Dinge werden billig über alle menschlichen gesetzt. Dem heiligen Gegenstande bleibt seine Würde, selbst wenn er unwürdiger behandelt erschiene, als der profane. Sollten wir mehr Geist für die weltlichen Wissenschaften und Künste aufwenden, als für die Religion, so bliebe die letztere nichtsdestoweniger der höchste Gegenstand geistiger Bestrebungen.

Religion ist der den Menschen eingepflanzte Trieb, ein höchstes Wesen anzuerkennen. Die Idee des höchsten Wesens an sich ist die eine und gleiche in allen Menschen, himmlischen Ursprungs und unabhängig von irdischen Modificationen. Die Art und Weise jedoch, wie die Menschen diese Idee in sich erkennen, ausbilden und darstellen, ist so verschieden, wie die Menschen selbst, und fällt unter die Bedingung alles Irdischen, ist einem Gegensatz und einer Entwicklung unterworfen.

Man spricht fast nur von dem Einfluß, welchen die Religion auf die Menschen haben soll, und be-

denkt zu wenig den Einfluß, welchen umgekehrt die Menschen auf die Religion wirklich haben. Die Religion ist wie das Sonnenlicht etwas durchaus Einfaches, aber es werden mannigfache Religionen daraus, indem die Menschen sie sehr eigenthümlich und sehr verschieden auffassen, so wie das einfache Licht, von irdischen Gegenständen aufgesogen, sich in viele Farben bricht. Sehen wir nun einmal von der religiösen Sonne ab, und blicken rückwärts auf die Landschaft, die von ihr beleuchtet wird, auf das große Panorama der Völker, die den bunten Farbenschmuck ihrer Religionen vor uns ausbreiten, so kann dieß vielleicht dazu dienen, uns eine recht lebhafte Empfindung von allgemeiner Toleranz einzuflößen.

Wenn man die wechselseitige Verdammung der ältern Zeiten und die unlautere Duldung der unsern betrachtet, wenn man sieht, wie offen oder heimlich jede Religionspartei die andere verwünscht und sich allein für die einzig rechte hält, so darf man sich allerdings nicht darüber beschweren, daß die Religionsspötter diesen Widerspruch lächerlich machen. Die religiöse Ausschließlichkeit ist immer lächerlich, wenn nicht noch etwas schlimmeres. Wozu anders kann sie führen, als entweder zu einem endlosen Religionskriege, oder zu dem Siege einer Parthei, und der letztere wäre noch weit mehr zu beklagen,

als der erstere, weil die Einseitigkeit ihre Herrschaft immer nur auf Gewalt und Unnatur gründet. Welche Religion ist so vollkommen, daß sie jedem Himmelsstrich, jeder Nation, jeder Culturstufe, jedem Temperament anpaßte? Man hält zwar mit Recht die christliche Religion für dieses Ideal, aber die Versuche, dieses Ideal zu verwirklichen, widersprechen sich bekanntlich auf so mannigfache Weise, als es verschiedene christliche Sekten gibt, und diese verdammen sich unter einander mehr als je ältere Religionsparteien gethan, und treiben den Grundsatz der Ausschließlichkeit bis zur äußersten, früher unbekannten Strenge. Was wäre nun wohl mehr zu beklagen, wenn der Kampf dieser christlichen Sekten endlos fortwüthete, oder wenn eine dieser Sekten den Sieg davontrüge?

Es bleibt aber noch ein dritter Ausweg übrig, die Versöhnung, und unter dieser versteh ich mit nichten die prahlhafte Duldung unsrer Zeit, sondern die innige und rückhaltlose Anerkennung alles Guten aller Religionen, den Einklang aller ächten religiösen Töne. Da die Menschen von Natur aus verschieden sind und diese ursprünglichen climatischen, nationellen und physio-psychologischen Unterschiede immer bleiben werden, so läßt sich zwar nicht erwarten, daß die ganze Menschheit, oder ein Volk jemals jene vollkommene Harmonie des Religiösen in sich her-

vorrufen werde; indeß ist nicht abzusehen, warum die Menschen nicht wenigstens endlich zu einer klaren Erkenntniß ihrer Einseitigkeit kommen, und demzufolge die Ausschließlichkeit aufgeben und sich, jeglicher mit seiner Stimme, der allgemeinen Harmonie dienend unterordnen sollten? Es ist gewiß, daß sich die Religiosität des einen Volkes oder Individuums immer mehr auf eine sinnliche oder phantastische Weise in der ästhetischen Schöpfung religiöser Symbole, Mythen und Ideale, die des andern mehr auf eine sittliche Weise im Willen und in Handlungen, die noch eines andern mehr auf eine gemüthliche Weise in Gefühlen, Begeisterungen und Entzückungen und die wieder eines andern mehr auf eine verständige Weise im Denken über das Göttliche und in religiösen Systemen aussprechen wird; warum aber sollte jeder, der einseitig der einen Richtung folgt, nothwendig die übrigen Richtungen leugnen oder verdammen müssen? warum sollte es nicht endlich dahin kommen, daß einer die Religiosität des andern nicht bloß duldete, sondern mit Ueberzeugung anerkennte, so wie einst auf einer andern Stufe religiöser Bildung, im unchristlichen Alterthum, jeder zwar einer Lieblingsgottheit huldigte, aber deßhalb doch die andern Gottheiten nicht verläugnete? Wer durch vorherrschende Denkkraft angetrieben wird, das Göttliche in den Tiefen des Verstandes zu ergrübeln

sollte zugleich anerkennen, daß in der menschlichen Seele noch andere Neigungen und Kräfte schlummern, die nicht weniger fähig sind, sich dem Göttlichen zu nähern, wenn auch auf andern Wegen, und er sollte nicht mehr so hochmüthig auf die herabsehen, die von der Willenskraft oder von dem ästthetischen Sinne, oder von dem übermächtigen Gefühl getrieben sich weniger durch religiöse Gedanken als durch religiöse Handlungen, Vorstellungen und Entzückungen auszeichnen. Und so umgekehrt. Der sinnliche Italiener, der die erhabensten religiösen Ideale in seiner bildenden Kunst und Kirchenmusik auf dem ästhetischen Wege erreicht hat, sollte nicht den denkenden Theosophen, nicht den strengen Moralisten, nicht den schwärmerischen Pietisten verachten. Der Moralist hinwiederum sollte neben seiner überwiegenden Willensstärke auch die Rechte des freien Denkens, des ästhetischen Sinnes und des frommen Gefühles anerkennen, und der Schwärmer endlich sollte allen seinen religiösen Entzückungen sich überlassen dürfen, ohne deßhalb die Gedanken und den Willen abtödten und alles Aeußere und Sinnliche als weltlichen Tand verdammen zu wollen.

Es ist gewiß der größte Irrthum aller Religionsparteien, daß sie die Ausschließlichkeit gleichsam als ein nothwendiges Postulat der Vernunft annehmen, und nicht im mindesten zweifeln, es könne nur eine

Religion die wahre, und diese einzige könne nur die ihrige seyn. Die Wahrheit ist im Gegentheil, daß keine religiöse Ansicht die andere ausschließt, sondern umgekehrt sie selbst voraussetzt und erfordert, weil jede für sich von einem richtigen, aber nur einseitigen Standpunkt ausgeht. Man muß sie alle vereinigen, was der einen fehlt, durch die andere ergänzen, was die eine übertreibt, durch die andere mäßigen, was die eine läugnet, durch die andere beweisen, und sie alle wie verschiedene musikalische Töne durch den Einklang reinigen und verstärken, indem ihre Monotonie wie ihr Mißlaut aufgehoben wird. Es kann nicht die Absicht Gottes seyn, nur eine dieser Stimmen eintönig vorwalten und die andere verstummen, noch weniger, sie alle eine fortwährende Dissonanz aushalten zu lassen; vielmehr sollen sie alle in einer unermeßlichen Fuge, im Hymnus der ganzen Menschheit, sich harmonisch in einander schließen.

Ich bin durch die Betrachtung der Geschichte sowohl, als durch die Prüfung der allen historischen Erscheinungen ursprünglich zu Grunde liegenden Seelenkräfte des Menschen zu der innigen und unerschütterlichen Ueberzeugung gelangt, daß es im religiösen Sinne keine absolute Einheit, sondern nur gleichsam eine Conföderation, oder um in dem hier so genau passenden und richtigen musikalischen Bilde zu bleiben, nur einen harmonischen Einklang ver-

schiedener Stimmen geben kann, und daß der Entwicklungsweg der Menschheit wirklich auf diese und auf keine andere Einheit hinzielt. Die Farben treten nur nach einander hervor, um endlich im Regenbogen ihren schönen Bund zu schließen.

Die Geschichte faltet aus einander, was in des Menschen Seele wie im Keime schlummert. Es ist einerlei, ob man von der historischen Erscheinung zurückblickt auf die psychologische Ursache, oder umgekehrt. Man muß auf beiden Wegen immer zu denselben Resultaten gelangen, denn Geschichte und Psychologie bestätigen sich wechselseitig, und es gibt kein psychologisches Phänomen, das nicht der Grund eines geschichtlichen, kein geschichtliches, das nicht die Folge eines psychologischen wäre.

Die Seele ist das innere Paradies, aus dem die vier heiligen Ströme fließen in die Welt. Der erste Quellbrunn ist in den Sinnen aufgethan, im Willen der zweite, im Gefühl der dritte, und der vierte im Gedanken. Aus dem ersten fließen alle ästhetischen, aus dem zweiten alle ethischen, aus dem dritten alle pathetischen, aus dem vierten alle intellectuellen Erscheinungen des Lebens her, und das Religiöse theilen alle mit einander. Im Religiösen nehmen sie ihren gemeinschaftlichen Ursprung, zum Religiösen streben sie wieder hin auf allen Wegen. Das Göttliche offenbart sich dem Sinn, wie dem

Willen, dem Gemüthe, wie dem Verstande, es erscheint im sichtbaren Bilde, wie in den Handlungen, in den Gefühlen, wie in den Gedanken. Es sind die vier Elemente der menschlichen Seele, in deren Färbung der göttliche Lichtstrahl gebrochen wird. Wie es kein Licht gibt, außer in einer Farbe, so gibt es nichts Religiöses außer in sinnlichen Anschauungen, in sittlichen Handlungen, in Gefühlen des Herzens und Gedanken des Verstandes.

Des Menschen Seele ist aber so beschaffen, daß darin immer nur eins jener Elemente über das andere vorherrscht, und die Ausgleichung wird nur in der Harmonie aller dieser einseitig beschaffenen Seelen gefunden. Man nennt diese einseitige Beschaffenheit der Seele das Temperament, und es gibt mithin vier Temperamente, je nachdem eines jener vier Urelemente in der Seele vorherrscht. Im sanguinischen Temperament herrscht der Sinn vor, im cholerischen der Willen, im melancholischen das Gefühl, im phlegmatischen der Verstand. Diese Temperamente sind an die Individuen vertheilt und bilden nach Geschlecht, Alter, Volksstamm und Klima ganze Gattungen. Sie sind ein Erbe, das der Mensch von der Natur empfängt und das er nie veräußern kann. Das Temperament bestimmt unabänderlich den Charakter und alle Aeußerungen des Menschen. In ihm ergießt sich vorherrschend einer jener vier oben ge-

nannten Lebensströme. Alle Lebensäußerungen des Menschen zeugen daher auch von diesem Urquell und in allen Erscheinungen der Geschichte prägen die Temperamente sich aus, jegliches sich nach seiner Art. Wie dies insbesondere bei allen religiösen Erscheinungen der Fall ist, wollen wir jetzt näher betrachten.

Das sanguinische Temperament hat eine vorherrschende Richtung zum Sinnlichen, und zwar mehr passiv im Genuß sinnlicher Eindrücke, oder mehr activ in der Schöpfung der Phantasie. Daher sucht es auch Gott überall im sinnlichen Bild oder Ton; es will Gott leibhaftig schauen oder doch seines Geistes Wehen und seines Schreckens Donner vernehmen, und wenn eine mehr geistige Religion ihm die Naturgötter raubt, so strebt es dennoch wieder, auch das Geistigste in Symbolen und Kunstidealen zu versinnlichen, oder wenigstens durch Baukunst und Kirchenmusik vermittelst der Sinne auf das religiöse Gefühl zu wirken.

Im cholerischen Temperament herrscht der Wille vor und zwar ebenfalls entweder mehr passiv in der Bestimmbarkeit, in der Fügung unter das Gesetz, oder mehr activ in kühnem Aufschwung und heldenmüthigen Thaten. Daher sucht es Gott in einem sittlichen Gesetz, es will Gottes unbekannten Willen im prophetischen Heldenthum offenbaren, odre den

durch das Gesetz schon offenbarten Willen desselben vollstrecken; es will für Gott leben, handeln, streiten, sterben.

Das melancholische Temperament zeichnet sich durch die Herrschaft der Gefühle aus, indem es sich entweder mehr passiv den innern Entzückungen und Qualen, oder mehr activ den nach außen stürmenden Leidenschaften überläßt. Daher sucht es Gott in der Liebe, in der wollustvollen Ausgießung eines heiligen Geistes, der die ganze Welt mit Wonne durchströmt. Unendliche Sehnsucht nach unendlicher Entzückung, die Qual der mangelnden Befriedigung, und die Schwelgerei im innern Genuß, wenn diese Befriedigung erfolgt, dies sind die Symptome der Gefühlsreligion.

Im phlegmatischen Temperament, in welchem die Sinnlichkeit, der Wille und das Gefühl vollkommen beruhigt und abgestumpft erscheinen, tritt dagegen der kalte, ruhig beobachtende und überlegende Verstand hervor, und zwar entweder mehr passiv im Auffassen und in der Combination, oder mehr activ im Eindringen und in der philosophischen Speculation. Daher sucht es Gott in einem Begriff, es denkt Gott und strebt vor allen, sich von dem Daseyn, und dann von der Beschaffenheit des göttlichen Wesens zu unterrichten.

Fragen wir nun, auf welche Weise diese Tem-

peramente unter den Menschen vertheilt sind, so ergibt sich zunächst, daß im Bezug auf den Geschlechtsunterschied beim männlichen Geschlecht mehr Willen und Verstand, beim weiblichen mehr Gefühl und Sinn vorwalten. Was den Unterschied des Alters betrifft, so scheint sich immer zuerst der Sinn, später der Wille, dann das Gefühl, zulëtzt der Verstand zu entwickeln. Der Mann ist mehr geneigt, für Gott zu handeln oder Gott zu denken, das Weib versenkt sich mehr in religiöse Gefühle oder in die sinnliche Anschauung. Auf das zarte Alter macht ebenfalls die sinnliche Pracht und Erhabenheit des Gottesdienstes den meisten Eindruck, im Jünglingsalter will der frische Muth sich in Thaten aussprechen, erst in reifen Jahren erstarkt und reinigt sich das Gefühl, und im Alter ist man am meisten geneigt, dem Ewigen nachzudenken.

In Bezug auf die klimatischen und geographischen Unterschiede scheint es, daß im Süden die Sinnlichkeit, im Norden der Wille, im Osten das Gefühl, im Westen der Verstand einheimisch sey. Dabei bemerken wir nicht undeutlich eine gewisse religiöse Diagonale, die von Südwesten nach Nordosten läuft. Die Völker des Südens und Ostens bilden einen allgemeinen Gegensatz gegen die des Nordens und Westens, und dieser Gegensatz stimmt mit dem der Geschlechter überein. Die südöstlichen Völker,

bei denen Sinn und Gefühl vorherrschen, haben eine mehr weibliche, die nordwestlichen, bei denen Willen und Verstand vorherrschen, eine mehr männliche Religiosität.

Der geschichtliche Unterschied stimmt dagegen mit dem der Lebensalter überein. Der Entwicklungsgang der ganzen Menschheit bietet kein andres Schauspiel dar, als was in dem Leben des Einzelnen sich zeigt. Die ältesten mythischen Religionen waren mehr sinnlich, und erhoben sich im Judenthum zur Sittlichkeit. Mit dem Christenthum begann die Religion des Gefühls und sie ist jetzt in die des Verstandes übergegangen.

Die Menschen sind indeß nicht nach so starren Linien gesondert, daß sich bei ihnen die bezeichneten vier Hauptrichtungen nicht auf mannigfache Weise parallelisiren oder durchkreuzen sollten. In jeder Religion findet man daher wenigstens etwas von den andern, wie in jedem Temperament wenigstens eine leise Schattirung von den übrigen. Jede Religion hat ein Gesetz und eine Kunst, eine Liebe und ein System, in jeder sind Helden, Künstler, Schwärmer und Denker geweckt worden; aber eines hat immer vorgewaltet, und dieses Vorwalten einer einseitigen Richtung, die alle andern zurückdrängte, bezeichnet den verschiednen Charakter der vielen Religionen, in welche die Menschen von jeher sich getheilt haben.

Es gibt gewisse, gleichsam chemische, Verwandtschaftsgesetze, nach denen die psychischen Elemente sich verbinden, wie die physischen, und nach diesen allein können auch die Verwandtschaften der verschiednen religiösen Richtungen bestimmt werden.

Willen und Sinn, Gefühl und Verstand bilden die grellsten Dissonanzen, sind am entschiedensten sich entgegengesetzt, wie Nord und Süd, Ost und West. Daher findet sich in einer sittlichen Religion am wenigsten Sinnlichkeit, und in einer sinnlichen am wenigsten Sittlichkeit; deßgleichen in einer Gefühlsreligion am wenigsten Verstand, und in einer Verstandesreligion am wenigsten Gefühl.

Dagegen verbindet sich mit dem Willen am leichtesten der Verstand, wie bei den nord-westlichen Völkern, und das Gefühl am leichtesten mit dem Sinn, wie bei den süd-östlichen Völkern.

In entfernterer Verwandtschaft steht der Wille mit dem Gefühl, der Sinn mit dem Verstande.

Hieraus ergibt sich, daß eine sittliche Religion mehr Verstand, weniger Gefühl, am wenigsten Sinnliches in sich aufnimmt; eine sinnliche mehr Gefühl, weniger Verstand und am wenigsten Sittliches; eine Gefühlsreligion mehr Sinn, weniger Willen, am wenigsten Verstand; endlich eine verständige mehr Willen, weniger Sinn, am wenigsten Gefühl.

Dies sind die anthropologischen Dissonanzen und

Consonanzen, über welche man sich verständigen muß, wenn man den unendlichen Wirrwarr der religiösen Töne sich entwickeln will. Sie haben eine geometrische Evidenz, und sind Naturgesetze, gegen die wir nicht streiten können und nicht streiten sollen.

Es gibt indeß außer diesem Standpunkt, der die religiösen Erscheinungen von unten her aus der Natur heraus beurtheilen läßt, auch einen höhern, der uns von oben hineinblicken läßt. Die große Masse der Menschen bewegt sich freilich sorglos in dem bunten Farbenspiel auf der Oberfläche des religiösen Lebens, allein Einzelne werden von innerem Drange bis in eine Tiefe des Schauens getrieben, da sich ihnen das göttliche Mysterium näher aufschließt. Zwar ist auch noch die Mystik an den Unterschied der vier religiösen Elemente gebunden, jedoch unterscheidet sich das Schauen in mystischen Symbolen von der gemeinen sinnlichen Abgötterei, die mystische Liebe von der pietistischen Empfindsamkeit und Wollust, die magische Kraft der mystischen Helden und Propheten von dem Fanatismus und der gemeinen Ascetik, und endlich auch der durchdringende Gedanke des mystischen Theosophen von der gewöhnlichen theologischen Dialektik. Ueberall aber kommt in diesen höhern Kräften und Gaben der Mystiker ein fremdes Wesen zur Erscheinung. Die innerliche Erleuchtung, die selbst als die Frucht langer Vorbereitung dennoch

eine unwillkührliche bleibt, ist eine Thatsache, auf die man zwar keine falschen Systeme, noch vernunftwidrige Ansprüche gründen soll, mit der man keinerlei Mißbrauch treiben soll, die aber auch eben so wenig wegraisonnirt werden kann.

Das Christenthum hat eine mystische Tiefe, wohin alle tiefeindringenden Geister streben, nicht blos eine bunte Oberfläche, auf welcher die leichten Geister sich unter dem Natureinfluß gleichsam klimatisch in Sekten scheiden. Auch hat diese bunte Landschaft überhaupt nur Bedeutung, sofern sie sich auf die Sonne bezieht, deren Licht sie auffängt. Wie das innerste Wesen, so war der Anfang des Christenthums mystisch, aber in seiner Weiterentwicklung fiel es unter die naturmäßigen Gegensätze. Der Katholicismus wollte ursprünglich universell seyn und hat die Idee einer Offenbarung des Göttlichen an alle dafür empfängliche Organe der Menschen lange bewahrt. Er nahm die religiöse Thatkraft, die sich freudig opfert oder für den Himmel muthvoll streitet, die innige Gottesminne, die süße Andacht, das tiefste Gefühlsleben, er nahm die Darstellung des Göttlichen im Raume, die Kunst, eine heilige Sinnlichkeit und endlich auch die Philosophie, ein gründliches Erforschen des Göttlichen in sich auf. Er öffnete dem Menschen jeden Weg, der aus dem Irdischen ins Ewige hinüberführt.

That, Bild, Gedanke, Gefühl durchdrangen sich überall, und waren doch im Ganzen nur Eins. Und das war es eigentlich, was dem Katholicismus so große Gewalt über die Menschen verlieh, und was noch jetzt als in ihm fortlebende Idee nicht verfehlt, selbst seinen Gegnern Ehrfurcht einzuflößen.

Aber die Wirklichkeit entfernte sich sehr bald von der Idee. Unfähig, in der schönen Harmonie aller Kräfte zu bleiben, trennte man sich in die Extreme, und diese bekämpften sich, ohne ein Recht dazu zu haben, denn ihre Vorwürfe wiegen sich wechselseitig auf. Bis zum Ende des Mittelalters traten die äußern Seiten mehr hervor, der gottergebene Wille, die christliche That in den Märtyrern und Helden der ersten Kirche, nachher die gottbegeisterte Phantasie und gottgeheiligte Sinnlichkeit in der christlichen Kunst. Die Reformation brachte dagegen mehr die innern Seiten zum Vorschein, das in Gott versunkene Gefühl im Pietismus, den über das Göttliche reflektirenden Verstand in Philosophie und Rationalismus.

Jede der beiden Zeiten hat in ihrer Einseitigkeit Vorzüge, aber auch Mängel, die der andern fremd sind. Vor der Reformation herrschte beim Mangel des Gefühls eine in der Hierarchie, ihrem Zwang und ihren Verfolgungen nur zu grausam hervorgetretene Herzensverhärtung und Rohheit, und beim

Mangel des Denkens ein krasser Bilderdienst und Aberglaube vor, um welche wir allerdings das feinere Gefühl und die Aufklärung der neuen Zeit nicht vertauschen wollen. Allein unsre Zeit entbehrt auch beim Mangel religiöser Thatkraft und gottergebenen Heldenthums und beim Mangel eines die Natur heiligenden und verschönernden Kunstsinns so manches Große und Herrliche der Vergangenheit.

Welcher Katholik, welcher dichterische Geist auch eine sinnliche Offenbarung des Göttlichen zu glauben sich gedrungen fühlt, wird doch nicht läugnen, daß die Religion des Mittelalters in eine allzugrobe Sinnlichkeit ausgeartet, daß die göttliche Idee unter der Last sinnlicher Bilder und Zeichen gleichsam erdrückt und verschüttet, daß das Wunder gemein gemacht worden ist, und daß die Sinnlichkeit eine Herrschaft sich angemaßt, unter welcher der denkende Verstand und das innige Gefühl einen Zwang erlitten, gegen den sie nothwendig sich empören mußten. Die herrschende Kirche mißtraute dem Verstande und die inhumanen Mittel sind bekannt, durch welche sie denselben zu tödten bemüht war. Sie mißtraute dem Gefühl und suchte dasselbe durch äußere Werke zu übertäuben. Wer die Gebete zählen mußte, konnte nicht mehr beten. Was Wunder also, daß der Verstand mit seinem alles durchdringenden Blitz endlich den stolzen Bau jener Kirche zerriß. Als er aber

einmal zur Herrschaft gekommen, war es eben so natürlich, daß er seinerseits in einseitige Uebertreibung verfiel. Er mißtraute jener Sinnlichkeit, der er einst erlegen war, und verdammte mit den äußern Zeichen auch die Offenbarung Gottes in der Schönheit, ja viele seiner Verfechter wählten die Häßlichkeit mit Vorliebe, um nur jenem Einfluß der Schönheit zu begegnen. Das Gefühl aber konnte nicht aufkommen gegen die kriegerische Besonnenheit jener Verständigen, die in ihm zwar keinen Feind, doch einen zweideutigen Nachbar erkannten, bei welchem der Feind leicht Posto fassen könnte, die ihm daher die Fesseln des Wortes anlegten, wie der Katholicismus ihm einst die der Werkthätigkeit aufgedrungen.

Da flüchtete das mißhandelte Herz, die Gotttrunkenheit andächtiger Seelen in die verfolgten Sekten des Pietismus. Aber auch sie sind in einer schroffen Einseitigkeit befangen, worin sie besonders die Verfolgung fortwährend erhält. Sie sind gleichsam ertrunken und aufgelöst in Gefühlen und können weder die Wirklichkeit des Göttlichen, wie die Katholiken, noch das Gesetz des Göttlichen, wie die Protestanten, erfassen. Sie schwimmen im Nebelhaften und Formlosen. Sie mißtrauen der Sinnlichkeit, weil sie dieselbe für eine Fessel halten, weil sie vom festen Boden der Erde in ein unsichtbares Reich der Seligkeit verzückt zu werden streben. Sie mißtrauen

dem Verstande, weil er überall Schranken erkennt, und das Ueberschwengliche schlechterdings nicht duldet.

Dies ist das große Schisma der Gemeinden in unsrer Zeit. So hat die Idee sich wieder in Vorstellung, Begriff und Gefühl zersetzt, die nun in höherer Entwicklung ihre Vereinigung suchen müssen.

Im gegenwärtigen Augenblicke stehn die Parteien auf dem Friedensfuß. Wenn auf der einen Seite die Polemik der gelehrten Theologen, ohne große Theilnahme des Volkes, fortwüthet, geschehen auf der andern Annäherungen und Uebergänge. Der friedliche Zustand rührt zum Theil noch von der Ermattung der frühern Kämpfe her, zum Theil von dem Vorwalten weltlicher Neigungen und Bestrebungen, bei denen die Religion vernachlässigt wird. Im vorigen Jahrhundert zogen uns die Wissenschaften und Künste, in diesem zieht die Politik uns von der Betrachtung des Religionsstreites ab. Ist seit zwanzig Jahren wieder mehr von dem letztern die Rede gewesen, so ist doch der Zeitgeist keineswegs vorzugsweise für diese Angelegenheit gestimmt. Erst spätere Zeiten werden die Räthsel lösen, die in unsern religiösen Verwickelungen liegen.

Nirgends zeigt sich der Einfluß früherer Verhältnisse auf unsern heutigen Zustand so auffallend, als in unsrem Kirchenwesen. Alles, was wir davon erblicken, trägt das Gepräge der Vergangenheit, und

welcher Vergangenheit? eines Kriegszustandes, der damit endete, daß beide Parteien in schlachtfertiger Stellung versteinerten. Wir sehen an den gewaltigen Riesen hinauf, die immerfort mitten auf unserm belebten Markte stehen, und schauern ein wenig über die Größe, oder über die Wuth, oder über das Todte der mächtigen Gestalten. Es ist in der That eine ganz einzige Lage, in der wir uns in kirchlicher Hinsicht befinden. Möchte ein verschiedner Glaube immerhin an getrennte Stämme oder wenigstens Stände sich vertheilen, möchte der Haufen auf rohere, die Gebildeten auf feinere Weise glauben und beten, so wäre das nichts besondres, aber daß ein und dieselbe Nation mit gleicher Naturanlage, gleichen Schicksalen, gleicher Bildung und auf demselben engen Boden zusammengedrängt, sich in so durchaus verschiedne Kirchen, ohne Rücksicht auf Stand und Bildung, ich will nicht sagen getrennt hat, sondern nur getrennt erhält, ist wahrlich, so sehr wir uns daran gewöhnt haben, doch immer außerordentlich. Die Ursache dieser Erscheinungen aber, daß sich dieser Zustand erhält und uns nicht durchaus mißbehagt, liegt eben in jener Gewohnheit, die sich allmählich einfinden mußte, nachdem beide Parteien weder siegen, noch fallen, noch länger fechten konnten. Sie liegt aber ferner in dem Umstande, daß die kirchlichen Fragen von wissenschaftlichen, ökonomischen und politischen

ein wenig beseitigt worden sind, und man sich nicht ausschließlich mehr für die Kirchensache interessiren mag. Mitten im Frieden aber zeigt man sich von Zeit zu Zeit die Waffen und macht drohende Bewegungen, die immer wieder von wichtigen politischen Bewegungen verschlungen werden. Man darf behaupten, unsre Zeit sey so sehr von politischem Interesse beherrscht, daß die religiösen Bewegungen, die sich zeigen, nur aus den politischen gefolgert werden können, daß sie sogar künstlich durch diese erzeugt werden. Die einzige unabhängige, rein religiöse Bewegung, die durch den Druck politischer Verhältnisse zwar genährt, aber auf keine Weise von der Politik organisirt wird, ist die pietistische, und auch aus diesem Grunde muß man dem Pietismus mehr reelle Kraft zuschreiben, als den verbrauchten Maschinerien andrer Parteien.

Während fast alle Nationen um uns her sich ausschließlich mehr zu der einen oder andern einseitigen religiösen Richtung bekennen, stellen wir Deutschen sie insgesammt in ihrer ganzen Mannigfaltigkeit und in ihrem fortwährenden Kampf dar. Dies liegt in unsrem Nationalcharakter, in dem großen Reichthum geistiger Capacität, den ich oben schon als uns eigenthümlich bezeichnet habe. Wir haben etwas Mystisches in uns, das, wenn seine Harmonie in die äußere Dissonanz tritt, eben den ganzen Umfang

geistiger Töne entfaltet, und eben darum waren wir es auch, von denen früher die vollendet christliche Kunst, dann die Reformation und endlich die jetzt vorherrschende kritische Durchbildung aller religiösen Seiten ausging. Welches Volk hat mehr für die Entwicklung des Christenthums gethan, welches vermochte mehr zu thun?

Der gegenwärtige religiöse Zustand Deutschlands bietet in seinem scheinbaren Chaos ein höchst lehrreiches Gemälde dar.

Die ganze Geschichte des Christenthums, ja sogar des Heidenthums, und vielleicht auch des künftigen Christenthums hat in Deutschland und in der Literatur ihre Repräsentanten. In der katholischen Kirche stehen sich noch immer die bischöfliche und papistische Partei gegenüber, und von Zeit zu Zeit kommen noch bald Mystiker, bald Dominikaner, bald Reformatoren zum Vorschein. Die Protestanten repräsentiren theils die ältern Christen, theils die künftigen, und bei ihnen erblicken wir nicht nur alle Waffen, die jemals zu den verschiedensten Zeiten und von den verschiedensten Seiten her gegen den Katholicismus sich gerichtet, sondern, sofern ihre Lehren positiv sind, enthalten sie auch die Keime künftiger Entwickelungen. Die nun auf die Zukunft sehn, finden im gegenwärtigen Protestantismus noch mannigfache Gebrechen und somit herrschen in dieser Partei sehr

entgegengesetzte Meinungen. Endlich hat sich das Heidenthum wie in den Ueberlieferungen der katholischen Kirche, so im Libertinismus einiger Protestanten ebenfalls eine Stimme erhalten. Darf man sich also über die ungeheure Mannigfaltigkeit von Meinungen und Urtheilen, die über Religion obwalten, noch verwundern? Die Stimmen vergangner Jahrtausende mischen sich immerfort mit den heutigen, und will man sie alle verstehen, muß man sich in allen Zeiten umsehen. Kein Zeitalter war so roh, daß es nicht in dem unsern einen Repräsentanten aufzuweisen hätte, und man darf wohl auch sagen, keines wird so edel seyn, dem nicht wenigstens eine erhabne Ahnung des heutigen entspräche. Den Fuß im Abgrund und Sumpf ragt dies Geschlecht mit dem Haupt in ferne Sonnenhöhen.

Wir reden zuerst vom Katholicismus. Bei allem, was man für und wider ihn sagt, kommt es vorzüglich darauf an, wie man sich das Wesen desselben eigentlich denkt. Die meisten sehn darin einen todten Buchstaben, nur die wenigsten eine lebendige Seele. Seine Vertheidiger selbst legen dem System von Satzungen und Vorschriften die Kraft bei, die ihn trägt und erhält, und seine Gegner zielen auf nichts andres, wenn sie mit Buchstaben gegen den Buchstaben anziehn, und eine Satzung durch die andre, eine Auslegung durch

die andre zu vernichten trachten. Das Wesen des Katholicismus ist aber in keinem Buche zu suchen. Er ist auf keinen Buchstaben, sondern auf die Menschen gebaut; verbrennt alle seine Bücher, und es wird Katholiken geben nach wie vor. Diese Bücher thun so wenig als der Name zur Sache. Namen ist Schall und Rauch, umnebelnd Himmelsgluth. Zwar entspricht der Katholicismus auch jetzt noch vorzugsweise der sinnlichen Richtung, allein es liegt doch in ihm noch die Ahnung jener Mystik des Mittelalters, und sie ist es, die ihm die Herzen des Volks erhält. Noch liegt in ihm die Richtung nach organischer, den ganzen Menschen umfassender Erkenntniß und Anbetung Gottes. Noch haben die Sinne, das Gemüth, der Verstand und das thätige Leben gleichen Antheil an der Religion des Katholiken. Nur in diesem Sinne ist die katholische eine allgemeine Kirche, denn nur jene organische Erkenntniß bietet gleich der Erde dem himmlischen Licht alle Seiten dar und ist deßfalls die einzige, die auf Allgemeinheit Anspruch machen kann. Was hier als Idee ausgesprochen ist, liegt wenigstens als dunkel geahnetes Bedürfniß in der Seele des ungebildeten Katholiken und er findet es auch auf rohe Weise in seiner Kirche befriedigt. Er sieht seinen Gott, er fühlt sich von seinem Daseyn mit andächtiger Leidenschaft ergriffen, er denkt ihn und er handelt für ihn. Darum genügt dem rohen Men=

schen die katholische Religion, wie keine andre, und auch der gebildetste würde sich damit begnügen, er würde keine andre mehr kennen, wenn bei ihm nicht einseitig ein Organ vorherrschte oder mit Hintansetzung des andern ausgebildet wäre, wenn die Zeit so weit vorgerückt wäre, um so viel umfassen zu können, als der vollendete Katholicismus an Bildung verlangt. Die Idee, Gott mit allen Organen zu vernehmen und anzubeten, im Gegensatz gegen alle andern Religionen, in denen nur das eine Organ vorwaltet, ist äußerst einfach, aber die Realisirung einer ihr entsprechenden Kirche übersteigt das Vermögen der Geschlechter, die bis jetzt gelebt haben und leben. Ich wiederhole also, nur die Befriedigung jenes Bedürfnisses, wie sie der gemeine Katholik auf rohe Weise in seiner Kirche findet, ist die erhaltende Kraft, ist das Wesen des Katholicismus, und die Bücher, die das Volk nicht einmal kennt, sind nur einseitige Ausflüsse jener Kraft für die Gelehrten und gegen die Gegner, und allen Gebrechen der Wissenschaft unterworfen. Wer sie angreift, hat leichte Mühe, trifft aber den wahren Katholicismus nicht darin an. Alle Mißgriffe, ja alle Schändlichkeiten derer, welche die Volksstimme als ächte Gottesstimme Pfaffen nennt, haben der erhabenen Idee nichts von ihrer Würde rauben können, wenn man es nur versteht, die Sache von den Menschen zu unterscheiden.

Der Katholicismus ist mächtiger außer, als in der Literatur. Er verschmäht die Untersuchung, es genügt ihm an der Tradition, und er muß sich sogar der Sündfluth von Schriften entgegensetzen, welche diese Tradition in den Schatten stellen könnten. Von jeher war Tradition und Schrift im Widerspruch. Als Omar Alexandrien eroberte, ließ er die ungeheure Bibliothek dieser Stadt, darin alle Schätze des Wissens jener Zeit aufbewahrt lagen, verbrennen, und gab den Grund dafür an: steht in diesen Büchern, was im Koran steht, so bedürfen wir ihrer nicht, denn wir haben den Koran schon, steht aber etwas andres darin, so müssen sie vertilgt werden, denn Gott ist Gott, und Muhamed ist sein Prophet, und der Koran ist sein Wort, was darüber ist, das ist vom Uebel. In ähnlicher Weise dachten jene Mönche, welche die Buchdruckerkunst als die schwarze Kunst bezeichneten, und in der That ist ein Omarfeuer wirksamer und consequenter als ein catalogus librorum prohibitorum, während der Grundsatz beider nur ein und derselbe ist.

Wenn nun der Katholicismus nach der Reformation, trotz der neuen Philosophie und der weltlichen Richtung des ganzen Zeitalters noch immer diese alte Macht behauptet, so trägt die katholische Literatur wahrlich wenig oder gar nichts dazu bei. Diese Literatur war schon in den Händen der Scho-

lastiker und nachher in denen der Jesuiten ausgeartet, eine bloße sophistische Klopffechterei für die irdische Gewalt des Papstes, durchaus fern der Unschuld und frommen Gesinnung der Laien, eine wahre Teufelskapelle neben der alten Kirche. Alle edlen Geister flohen sie und flüchteten früher in die der papistischen Scholastik entgegenstehende Mystik, später zur Reformation. Nur verhältnißmäßig sehr wenige Jesuiten offenbarten in kindlicher Unschuld den altkatholischen Geist, wie Angelus Silesius; ihre besten Köpfe, sofern sie nicht dem Lügengeist dienten, warfen sich auf weltliche, insbesondre mathematische Wissenschaften und gingen insofern für die katholische Theologie verloren, deren jesuitischer Geist nach der Reformation auch vor dem nachsichtigsten, selbst partheiischen Auge keine Entschuldigung findet. Hier war alles schwarz, schwarz wie die Hölle, und wenn die reine Teufelei, das ganze auf Verdummung und Verschlechterung des Menschengeschlechts hinzielende Lügensystem, der katholischen Kirche nicht mehr geschadet hat, als es wirklich der Fall war, so ist dies nur dem oben schon erwähnten Umstande zuzuschreiben, daß das eigentliche innere Leben dieser Kirche der Bücherwelt fremd ist.

Jene alte jesuitische Literatur, die bis tief in das vorige Jahrhundert reicht, wurde endlich, wenigstens in Deutschland total zu Schanden. Sie hatte der

protestantischen Literatur widerstanden, so lange diese selbst vom finstern Zelotengeist besessen war, sie mußte aber, wie diese, dem Genius der humanen Bildung weichen, der im vorigen Jahrhundert die alten Nachtgeburten verjagte.

Seitdem trat nun an die Stelle der giftigen jesuitischen Lüge, die fromme Täuschung der Jansenisten und Illuminaten. Die gebildeten Katholiken sahen die Verruchtheit des Jesuitismus ein und kreuzigten sich davor, und suchten nun das Heil, wie immer, zunächst im gerade Entgegengesetzten, nämlich in einer Annäherung an den Protestantismus. Sie bildeten die gemäßigte Parthei oder das Juste milieu im Katholicismus. Viele unter ihnen wären Protestanten geworden, wenn sie nicht gehofft hätten, innerhalb der katholischen Kirche besser auf deren Umbildung einwirken zu können als außerhalb. Andere erkannten die Einseitigkeit und Entartung auch im Protestantismus und wollten eine neue Reformation ohne die Auswüchse der ältern. Die meisten aber begnügten sich damit, nur die Moral zu retten, an die Stelle der alten Kirchenlügen und Kirchenunzucht wieder edle Sitteneinfalt zu setzen, und dies konnten sie, ohne den poetischen Zauber ihres alten Dogmas aufzugeben, ohne in die nüchterne Prosa der Protestanten zu fallen. Es wäre in der That sonderbar, wenn die strengere protestantische Sittlichkeit

nicht zu gewinnen wäre ohne die protestantische Pedanterei und platte Holländerei.

Die Anregung ging von Frankreich aus, theils vom Voltairianismus, der der Verdummung, dem Aberglauben und den kirchlichen Lastern juvenalische Satyre entgegensetzte, theils vom Jansenismus, der ohne Nachtheil für das Dogma nur eine moralische Reformation wollte, und dessen Patriarch Fenelon war, das Ideal seiner zahlreichen Anhänger auch in Deutschland. Außer diesem französischen Beispiele für die deutsche Kirche übte besonders die nähere Bekanntschaft mit der von Protestanten gepflegten Philosophie und Poesie den mächtigsten Einfluß auf die katholische Neuerung, und endlich war ihnen das Zeitalter der allgemeinen Aufklärung, das Zeitalter Friedrichs II. und Josephs II. günstig.

Schon 1763 unternahm Hontheim unter dem Namen Justinus Febronius eine scharfe Critik des Papismus, eben so Isenbühl 1778, aber beide unterlagen der noch in Baiern, Salzburg und den Rheinlanden unerschütterten geistlichen Gewalt. Nur in Oesterreich trieb Joseph II. nicht nur 1773 das schwarze Ungeziefer der Jesuiten aus, das die Ferdinande und Leopolde so lange plagte, sondern beschränkte auch die Papstgewalt in seinen Staaten, leerte die Klöster als Nester der Dummheit und Unzucht aus, beförderte den Unterricht, jede Toleranz und jede Art hu-

mauer Bildung und Aufklärung. Aber er ging fast zu weit, denn er duldete, daß zwei höchst seichte Köpfe Blumauer den Voltaire, Alxinger den Wieland in Oesterreich spielen, und zu der alten Unzucht, die sie nur fortsetzten, noch den frivolsten und geistlosesten Unglauben beifügen durften, Schriftsteller, die äußerst populär wurden, und nicht wenig zur Verflachung und Rohheit der halbgebildeten Classen beitrugen. Nicht viel geistreicher war der Philosoph Pezzl, der den bekannten Faustin, Briefe über den Katholicismus und ein Leben Josephs II. schrieb.

Während so die Aufklärung in Oesterreich Triumphe feierte, befand sie sich dagegen in Baiern noch völlig unter dem Scheffel. Die Jesuiten wirkten hier fort, die Aufklärer mußten ihr Wesen im Geheimen treiben und ihre unter dem Namen der Illuminaten bekannte Verbindung wurde 1786 durch jesuitischen Einfluß zersprengt und hart verfolgt. Inzwischen war doch der warme Sonnenstrahl selbst durch die eiskalten Klostermauern eingedrungen. Der berühmte Klosterroman Siegwart von Miller, und die Selbstbiographie der entflohenen Mönche Schad und Brenner sind interessante literarhistorische Denkmale jener Zeit und zeigen uns recht deutlich, welchen unwiderstehlichen Zauber die geheime Lektüre neuer protestantischer Bücher, insbesondere der neuen Dichter auf die in lateinischen Kirchen jesuitisch er-

zogene Jugend machte, und wie wenig es möglich war, den Reizen des neuen Lichts und Lebens durch die alte Dummheit zu widerstehen.

Seit dem Anfang der französischen Revolution trat ein umgekehrtes Verhältniß ein. Das durch Joseph II. aufgeklärte Oesterreich sank in die Verdunkelung zurück und das kurz vorher noch ultrajesuitische Baiern, so wie die vorder-österreichischen Lande wurden tolerant und bildeten jenen gemäßigten Jansenismus aus, den Joseph II. schon früher hätte Oesterreich einflößen sollen und der dort besser am Platz gewesen wäre, als die Voltairiaden. Von nun an trat die katholische Theologie mit der protestantischen in die Schranken, und bemühte sich in edlem Wetteifer vorzüglich um eine reine Moral und um eine vorsichtige, nichts übereilende, nichts roh antastende Kritik.

Großen Einfluß erwarb sich die im Stillen der Aufklärung entgegengereifte Schule zu Freising. Die Benedictiner daselbst, eingedenk der alten Zeit, da ihr Orden allein alle Gelehrsamkeit repräsentirte, und schon ihrer Stellung nach Rivalen der Jesuiten, nahmen das Princip der neuern Zeit in sich auf. In dieser merkwürdigen Schule bildete sich Werkmeister, der wieder zahlreiche Schüler nachzog. Sein Kampf gegen den Heiligendienst, gegen die Werkheiligkeit und Sinnlichkeit im Gottesdienst hatte den

Zweck, zu einer einfachen, mehr geistigen und moralischen Auffassung des Christenthums, wenn auch im Schooß des Katholicismus zurückzuführen. Er wollte dem Katholicismus die Vorzüge des Protestantismus aneignen, ohne dessen Mängel und ohne förmlich zu convertiren. Insbesondere aber drang er auf eine deutsche Liturgie, auf Verbannung des Romanismus.

Der eigentliche Koryphäe dieser Tendenz wurde der ehrwürdige Bischof Sailer in Regensburg. Glücklicher als jeder andere verband er mit echtkatholischer Verehrung des Mysteriums eine heitere Lebensweisheit, einen der modernen Aufklärung angemessenen gesunden Menschenverstand und eine sehr populäre Sprache. Seine „Vernunftlehre" und „christliche Moral," seine „Weisheit auf der Gasse," seine Andachtsbücher, die in Jedermanns Hände kamen, wurden der Maßstab der katholischen Aufklärung in Deutschland. Wie er hauptsächlich auf den Verstand wirkte, so der ehrwürdige Coadjutor des Bisthums Constanz, Freiherr v. Wessenberg, auf das Gemüth. Die moralischen und poetischen Schriften dieses vielseitig gebildeten Mannes bezwecken weniger dogmatische Aufklärung, als Veredlung der Gesinnung. In einem seiner Gedichte hat er sein Ideal Fenelon verherrlicht, zum Beweis, wie sehr dieser sanfte französische Lehrer der gemäßigten katholischen Parthei zum Vorbilde dient. Noch merkwürdiger aber ist Wessen-

berg durch seinen Streit mit Rom, und durch seine Vertheidigung der deutsch-katholischen Kirche gegenüber dem Ultramontanismus geworden.

An diese Heroen des aufgeklärten Katholicismus haben sich viele interessante Männer angereiht, mehr oder weniger bis zu gewissen Extremen abweichend. Gleichzeitig mit Werkmeister erklärte Reyberger, die Kirchengebote seien erst von der Bibel und Vernunft zu prüfen, ehe man sie annehme. Als Dogmatiker und Exegeten durch vernunft- oder bibelgemäße Erklärungen wirkten in diesem Sinne Klüpfel, Jahn, Hug, Dereser, Batz. An die vielgelesenen Zeitschriften dieser Männer schloß sich ein anderes Journal der Linzer, die Tübinger Quartalschrift und zuletzt die so geistreiche, als unumwundene Zeitschrift von Pflanz in Rotweil, dem kühnsten Gegner des Cölibats. In neuester Zeit geschehen aber auch wieder Uebergänge aus der Sailerschen Schule in die ultramontane.

Auch äußerlich wurde im Sinne Wessenbergs von mehreren für die deutsche Kirche geschrieben. Wie Werkmeister drangen Praker, Kapler, Felder, Brenner &c. auf eine deutsche Liturgie. Schon 1808 verlangte Schwarzel die Herstellung der Concilien, was freilich ein unpraktischer, aber immerhin charakteristischer Vorschlag war. Daß sich auch politische Köpfe unter dieser Parthei fanden, welche sich der

weltlichen Macht gegen die päpstliche bedienen zu können hofften, war wohl sehr natürlich und ich möchte sagen, verzeihlich, denn die Katholischen haben desfalls noch nicht so viel warnende Erfahrungen gemacht, wie die Protestanten. So kämpfte Gregel und vorzüglich der ausgezeichnete Kirchenrechtslehrer Michl in der Napoleonischen Periode für das fürstliche Aufsichtsrecht über die Kirche gegen den heiligen Stuhl, und gingen bereits so weit, wie die servilsten Protestanten, indem sie dem weltlichen Herrn alle geistliche Gewalt in die Hände legten.

Auch die Philosophie übte Einfluß auf diese Parthei und wurde zum Theil von ihr benützt, so weit es möglich war, die moderne Philosophie, und noch dazu die der protestantischen Hochschulen, im katholischen Gebiet in Anwendung zu bringen. So war Zimmer ein eifriger Anhänger Kant's; der originelle Cajetan Weiler kämpfte als Schüler Jakobi's mit einer seines sanften Meisters nicht würdigen Wuth gegen die Schellingianer, welche die Reaction unterstützten. Salat in Landshut übertraf diese Wuth noch, da er sich einbildete, bei jener Reaction ein Opfer der Aufklärung geworden zu seyn. Man hatte ihn in Landshut, als die Universität von da nach München verpflanzt wurde, zurückgelassen und das konnte er nicht verschmerzen.

An Sailer und Wessenberg reihte sich als Mo-

ralschriftsteller und Prediger Mutschelle in München, Riegler in Bamberg ꝛc. Als Aufklärer im katholischen Schulwesen erwarb Graser in Würzburg den größten Ruhm. Da man neben der Vernunft auch die Bibel zur Kritik der Kirchensatzungen herbeigezogen hatte und überhaupt in keiner Weise hinter den Protestanten zurückbleiben wollte, so wurde auch die Bibel fleißig übersetzt von Leander van Eß, D. Brentano, Babor, Dereser. Da diese Uebersetzer ihre katholischen Leser durch keine Erinnerung an Luther abschrecken wollten, so konnten sie auch Luthers kraftvolle und körnige Sprache nicht beibehalten und ihre Arbeiten erschienen daher zu modern und vergleichungsweise matt. Die Kirchengeschichte wurde ebenfalls mit einem neuen Eifer studiert und geschrieben, so von Michl, Tannenmayer, Röyko. Großes Aufsehen machte schon früher Wolffs treffliche Geschichte der Jesuiten, die sehr viel zu der gänzlichen Depopularisirung dieser Sekte beitrug. Später frischte v. Bucher durch aktenmäßige Aufklärung über das Jesuitenwesen in Baiern diesen Haß wieder auf. Die neueste Zeit hat sich wieder auf die ultramontane Seite gewandt, so die Kirchenhistoriker Katerkamp und Stolberg. Rein antiquarisch sind die schätzbaren altkatholischen Denkwürdigkeiten, welche Binterim herausgibt, und einen ganz eigenthümlichen Standpunkt nimmt Carovè mit seinen historisch-

dogmatischen Schriften ein, die alle modernen Erscheinungen in der katholischen Welt und Literatur kritisch verfolgen, und der treuste Spiegel ihrer innern Zerrüttung sind.

Ehe wir diese gemäßigte Parthei verlassen, müssen wir noch im Allgemeinen einige Worte über sie sagen. Sie ist die jüngere Schwester der Reformation, hat aber nicht wie diese die alte Mutter verlassen, sondern pflegt sie mit kindlicher Schonung. Sie ist nicht herausgetreten aus der regelmäßigen Succession der katholischen Jahrhunderte, aber sie ist zurückgegangen bis in's 9te Jahrhundert, bis zu der Unabhängigkeit, welche die deutsche Kirche, und bis zu der Reinheit, welche das Dogma noch zur Zeit des Rhabanus Maurus besaß. Diese Parthei will eine deutsche Nationalkirche im Gegensatz gegen den Ultramontanismus, aber auch eine unabhängige Kirche gegenüber der weltlichen Macht; will einen verständlich deutschen Kultus mit Weglassung der lateinischen Zauberformeln; sie will Schulbildung, im Gegensatz gegen die alte Dummheit, eine heitre Philosophie im Gegensatz gegen den düstern Aberglauben, und Toleranz anstatt der Verfolgung. Allein diese Parthei ist ihres Berufs noch nicht vollkommen inne geworden. In die Mitte gestellt zwischen den Rationalismus und den poetischen Ultramontanismus hat sie noch nicht festen Boden gewonnen und sich mehr

zu dem erstern, also auf die protestantische Seite hin-
gezogen gefühlt. Daher die arge Prosa, die ihr bei-
wohnt; die trockene Moral und wässrige Empfind-
samkeit; die nüchterne Bibelübersetzung; die Furcht
vor aller Phantasie, und endlich die Hinneigung zum
politischen Servilismus, jener in Kirchensachen prah-
lende Liberalismus, der gegen Rom donnernd gleich-
wohl vor dem kleinsten deutschen Residenzschlößchen
höfelt und schweifwedelt. Diese Erscheinungen, die hin
und wider in neuester Zeit vorgekommen sind und
das Charakterbild einer der achtungswürdigsten Par-
theien entstellen, sind zum Glück nicht die vorherrschen-
den; vielmehr beurkundet die Masse dieser Parthei in
einer gewissen Anspruchslosigkeit, welche erwartet, und
in einer gewissen Sprödigkeit, welche sich nicht gleich
vom ersten besten guten Rath herumholen läßt, sehr
viel gesunden Sinn und Verstand. Zahlreiche Symp-
tome deuten uns an, daß die Abschaffung des Cöli-
bats das Losungswort für einen Kampf werden wird,
der in nicht zu langer Zeit diese Parthei von der
ultramontanen trennen und sie dem Protestantis-
mus noch um eine Stufe näher bringen wird.

Es wäre merkwürdig genug, wenn Portugal und
Spanien hierin vielleicht den Deutschen vorangingen.

Es schien im Anfang des Jahrhunderts, als ob
es sich von selbst verstände, daß das ganze katholische
Deutschland auf dem Wege der Aufklärung immer

weiter fortschreiten werde. Allein es zeigte sich das Gegentheil. Es erfolgte eine heftige jesuitische und romanische Reaction. Dies erklärt sich schon ganz einfach aus der wechselseitigen Hervorrufung der Extreme. Das von der Aufklärung zu sehr verkannte poetische Element des Katholicismus rächte sich auf eine siegreiche Weise, indem es selbst den Protestantismus ansteckte. Die von der schwachen Verstandesklügelei verkannte mystische Idee rächte sich, indem sie mitten im Schooße der protestantischen Philosophie wiedergeboren wurde. Außerdem kamen noch andre Umstände hinzu, welche die katholische und romantische Reaction begünstigten. Die französische Revolution hatte den Glauben, Napoleon hatte den Papst selbst gestürzt; jetzt da sich alles gegen Frankreich bewaffnete, trat auch der Katholicismus wieder in sein altes Recht, wurde anfangs als Waffenbruder lächelnd anerkannt, dann näher besehen, bewundert vergöttert. Wer hätte glauben sollen, (so schien man nach der Restauration zu denken,) daß in dem alten Pfaffenunwesen so viel Schönes steckte? Und jeder nahm sich davon, was ihm gefiel, der deutsche Patriot das gothische Geschnörkel, der Poet die Legenden, Helden- und Minnenlieder, der Staatsmann das historische Princip und den blinden Gehorsam.

Die Reaction fing übrigens sehr bescheiden mit den Versuchen einiger Baiern an, die Schellingische

Philosophie auf die katholische Dogmatik zu übertragen. Von dieser Art waren Buchner und Thanner. Der Widersacher des Schellingianismus in Baiern war dagegen der derbe Cajetan Weiler. Dieser Theorienstreit hätte kein Aufsehen erregt, wenn nicht Poesie und Politik sich des Schellingianismus bemächtigt und auch von andern Seiten her die romantische Reaction befördert hätten. Friedrich Leopold Graf v. Stollberg, nebst Bürger einer unserer frühesten Romanzendichter, voll von ritterlichen Erinnerungen und Stolz der Ahnen, ergrimmte sich heftig gegen die französische Revolution, die alles Alte zerstörte und warf sich eben deßhalb in's entgegengesetzte Extrem, wurde katholisch und schrieb als der deutsche Chateaubriand mit schwärmerischer Liebe eine poetische Religionsgeschichte als Apotheose des so lange verkannten Katholicismus. Allein Gefühl und Phantasie waren fast ausschließlich bei ihm vorherrschend, und etwas Sanguinisches, eine gewisse Herzensschwäche hat er niemals verleugnen können. Tiefer Ernst und scharfer Verstand kam in diesen neuen Ultramontanismus erst, als einige geborne Katholiken die Schelling'sche Philosophie, die Wiedererweckung der altdeutschen Poesie und Kunst und die ältere Mystik mit ihm in Verbindung brachten.

Man machte die wunderbare Entdeckung, daß in den altkatholischen Landen, am sagenreichen Rhein

unter den noch erhaltnen Denkmalen und noch häufigern Ruinen des Mittelalters, wo noch keine protestantische Kultur je eingedrungen, und noch der ganze alte Zauber des kindlichen und abergläubigen Katholicismus waltete, auch noch echt mittelalterliche Herzen schlugen, und daß mitten in unser philosophisches Jahrhundert hinein noch Geister der Vorwelt ragten. Unstreitig hat es zu allen Zeiten Charaktere gegeben, die als Repräsentanten einer andern künftigen oder vergangenen Zeit betrachtet werden müssen. Wie im Mittelalter selbst Arnold von Brescia, Petrarca und andre Vorboten der neuen Zeit schon von protestantisch-republikanischem Geist durchdrungen gewesen, so hat unsre Zeit wieder ihre Repräsentanten des Mittelalters, die nicht auf eine äußere Weise durch Liebhaberei an jene Vergangenheit geknüpft, sondern innerlich von ihrem Wesen beseelt, organisch mit ihr verwachsen sind. Sie leben, denken und empfinden nur im Sinne des Mittelalters, alles tritt ihnen unter diesen Gesichtspunkt, und wenn sie zugleich die Bildung der neuern Zeit in sich aufgenommen, so huldigt dieselbe doch der mittelalterlichen Idee, und dient nur, das Licht derselben in einer neuen Welt von Bildern, Gedanken und Empfindungen auszustrahlen. So erscheint Joseph Görres von Coblenz, einer der größten und merkwürdigsten Geister dieser Zeit, durchaus originell in seiner mittel-

alterlichen Illusion. Ich kann den Ausdruck dieses Geistes nur mit dem eines Straßburger Münster oder Cöllner Doms vergleichen. Wie man sagt, daß Winkelmann ein inwendiger Bildhauer, und Tieck ein inwendiger Schauspieler sey, so könnte man auch von Görres sagen, er sey ein inwendiger Baumeister. Wenigstens mahnen uns alle seine Schriften in ihrem logischen Aufriß und in ihrem reichen phantastischen Schmuck beständig an die Kunst Erwins. In allen seinen naturphilosophischen, mythologischen, politischen und historischen Werken zeigt sich der Tiefsinn des gothischen Freimaurers. Alle diese Werke sind ästhetisch nicht anders zu betrachten, denn als Kirchen, wundersam durchdachte, vom tiefsten Grunde bis zur pyramidalischen Spitze planvoll durchgeführte, unerschöpflich reiche Kunstwerke, die sich aber von andern Gebäuden des menschlichen Geistes durch den Ausdruck des Christlichen, Heiligen, Kirchlichen sehr scharf unterscheiden. Daher kommt es denn auch, daß Görres in unserer Zeit so wenig populär ist. Das Volk, das die Kunst zu verstehen und zu lieben vorgibt, versteht und liebt fast überall nur noch das Flache und ist zu kurzsichtig, um in die Tiefen eines Werkes von Görres einzudringen und die Pracht seiner geistigen Architektur in allen Theilen umfassend zu übersehen. Das Volk aber, das des Denkens sich befleißt, ist in den Propyläen zu profan geworden,

um sich nicht durch den Geist, der aus Görres Schriften wie aus einem Allerheiligsten des Tempels weht, zurückstoßen zu lassen. Die Schöngeister begnügen sich daher, ihn schwülstig, und die Schulphilosophen, ihn mystisch zu nennen, und so bleibt einer der reichsten und tiefsten Geister, der Nation nicht nur fremd, sondern wird wohl gar von ihr verschmäht. Görres hat über Natur (Organonomie und Exposition der Physiologie) über den Geist (Vorrede zu Suso, kleine Schriften ꝛc.) über Kunst (Aphorismen und Aufsätze in den Heidelberger Jahrbüchern) über ältere Geschichte (Mythengeschichte) und über neuere (Europa und die Revolution, Deutschland und die Revolution ꝛc.) geschrieben und überall (einige jakobinische Jugendschriften ausgenommen) ist seine Ansicht die römisch-katholische, und es ist höchst interessant, zu sehen, wie die ganze moderne Weisheit unter diesem Gesichtspunkt sich ausnimmt. Wie die altkatholische Welt vom modernen Standpunkt aussieht, das haben uns tausend Schriftsteller gesagt, aber wie unsre moderne Welt von jenem altromantischen Standpunkt aussieht, das sagt uns nur Görres. Als ein Schüler Schellings hat er die Verwandtschaft der Schellingischen Philosophie mit der altkatholischen Mystik klar gemacht und im Gegensatz gegen Oken, der nur von der Natur ausging und Hegels, der nur vom Geist ausging, ist Görres von der G e s ch i ch t e ausgegan-

gen und hat die ganze Welt und Gottes Wirken in der Welt als ein lebendiges Werden, als ein schicksalvolles Ringen dargestellt, hierin nachahmend seinen großen Landsmann, Rupert v. Duiz, dessen Mystik dasselbe historische Prinzip im Gegensatz gegen die übrigen mehr auf den ruhenden Geist oder die Natur begründeten Systeme des Mittelalters hervorhob, wie ich dies seiner Zeit in einem andern Werke über die ältere deutsche Literatur zeigen werde. Görres bezeichnet im streng katholischen Sinn als die Grundkräfte alles historischen Lebens eine irdische, sondernde, zerstörende und in die niedere Natur hinabführende und eine göttliche, verneinende, erhaltende und einer höhern Natur entgegenführende Kraft und im Kampfe dieser beiden Kräfte, der mit dem Siege der letztern enden soll, sieht er die bald steigende, bald fallende und doch immer fortschreitende Bewegung der Weltgeschichte vorherbestimmt. Wie diese Kräfte gegeneinander stehn, jetzt die eine, jetzt die andere auf eine Zeit die Oberhand gewinnt, jetzt beide sich die Waage halten; wie sie erst in dem physischen Leben der Völker, dann im geistigen Leben sich bekämpfen, also folgen sich nach der Zwei- und Drei- und Vier- und Sechszahl die großen Perioden, die Werkeltage der Weltgeschichte, die endlich ein Sabbath, eine durch den Sieg der Gottheit geheiligte letzte Zeit, schließen soll — Denen, die sich mit solchen kabbalistischen

Zahlenverhältnissen nicht vertraut machen können, müssen wir wenigstens zu Gemüthe führen, daß sich die Welt nothwendig anders darstellt, wenn man den Standpunkt der nächsten engbegränzten Gegenwart verläßt, um sie in ihrem weiten Umfange als Ganzes, Vergangenheit und Zukunft in einen Ring verschlingend, zu überblicken. Wenn bei der Betrachtung der jüngsten Tagesgeschichte, bei der Einsicht in die einfachen und praktischen Zwecke der Völker und in die gemeinen Intriguen der Partheien, wobei alles so ganz natürlich zugeht, allerdings der Gedanke an die mystische Vergangenheit, an die prophetische Ferne der Zukunft, an den heiligen Ursprung und an die heilige Bestimmung des Menschengeschlechts in den Hintergrund tritt, so ist doch Gott, die Vorsehung, der heilige Weltzweck jetzt wie immerdar der nämliche, und ein unabweisliches Gefühl sagt uns, daß wir einst jenem ehrwürdigen Hintergrund der Zeiten wieder näher kommen werden. Keine noch so frivole Gegenwart kann uns über den tiefen Ernst der Weltgeschichte täuschen, und es ist heilsam sich zuweilen zu fragen: von wannen wir kommen und wo unser Ziel ist.

An Görres schließt sich in ähnlicher Gesinnung Franz Baader an, der jedoch aus der historischen Evolution der Gottheit in deren mystisches Innere zurückkehrt. Inzwischen scheint Franz Baader noch

bei den Mittelgliedern zu verweilen, die wie Jakob Böhme unsre Zeit mit jener Mystik der Kreuzzüge verbinden, und er ist noch nicht so ganz mittelalterlich wie Görres.

Zwei äußere Umstände trugen wesentlich zum Emporkommen des altkatholischen Wesens, zur romanischen Reaction gegen den Jansenismus bei, erstens die Wiedererweckung der altdeutschen Poesie und Kunst so wie der Triumph des romantischen Geschmackes in der modernen Belletristik und sodann die politische Restauration, die feudalistisch-legitime Reaction gegen den Liberalismus.

Sulpiz Boisserée entfaltete vor den Augen der erstaunten Kunstwelt die Zauber der gothischen Baukunst, Cornelius, Overbeck rc. bewirkten eine Rückkehr vom verdorbenen französischen Geschmack in der Malerei zum altdeutschen und altitalienischen, vor allem aber führte Ludwig Tieck die deutsche Poesie in die romantische Wildniß des Mittelalters zurück, wo sie mit wehendem Helmbusch nach Abenteuern jagend, an der dämmernden Waldkapelle das schnaubende weiße Roß anhielt und betete. Drang auch Tieck, drangen die altdeutschen Studien nicht bis zum Volke durch, so übten sie dennoch einen großen Einfluß. Man denke nur daran, wie beliebt die ganz aus dieser Romanomanie hervorgegangenen Romane Fouque's waren.

Die Politik leistete indeß, obwohl auch nur eine Zeit lang, der altkatholischen Schule noch bessern Vorschub, als die Poesie. Sie führte ihr in Genz, Friedrich Schlegel, Adam Müller, Haller, Jarcke, Pfeilschifter ꝛc. Proselyten zu, die in einem politischen Interesse, besoldet oder mindestens belohnt von der Gewalt, vom Protestantismus zum Katholicismus übergingen und den ultramontanen Grundsätzen ihr Talent verkauften. Zwar ist keiner dieser Herren eigentlich Theolog. Friedrich Schlegel und Adam Müller unterstützten die genannten Grundsätze im Gebiete der Kunst und Philosphie; Genz, Haller, Jarcke, Pfeilschifter im Gebiet der Staatswissenschaft und politischen Journalistik; allein sie übten doch großen Einfluß auf die katholische Welt, und bildeten eine Schule in derselben, die in Verbindung mit den neufranzösischen Jesuiten und mit Rom selbst zu einer mächtigen Parthei anwuchs. Ligorianer (neue Jesuiten) umschatteten wieder gleich Dohlen die Wiener Hofburg, und in Baiern wurden Klöster wiederhergestellt. Zeitschriften, wie „der Katholik“ und „die Eos“ predigten laut und unverholen den alten Papismus, und Görres lieh ihnen sein Genie, weil ihn alles freut, was ihm das Mittelalter — vorspiegelt.

Ich fürchte sehr, daß gerade diese Hast, das Mittelalter herzustellen, und die schmutzige Vermischung der reinen und edlen Mystik eines Görres

und Baader mit der Niederträchtigkeit der politischen Jesuiten, weit entfernt, die altkatholischen Ideen zu retten, vielmehr ihren Untergang nur beschleunigen wird. Der Jansenismus allein vermag das Schöne und Würdige in diesen alten Ideen zu erhalten, indem er beweist, daß es dem Freiheitssinn und Verstande unsres Zeitalters nicht widerspricht. Wenn sich aber eine durchaus schlechte Parthei hinter das Würdevolle dieser Ideen flüchtet, um ihr Gift in einem geweihten Kelch darzubieten, so wird wahrscheinlich das Gift den Becher sprengen, wie einst in Luthers Hand der Becher von demselben Gift zerbarst, das er eben unwissend zu trinken im Begriff war. Unsre Zeit verträgt, ja verlangt eine katholische Kirche, die äußerlich jansenistisch, innerlich mystisch ist, aber keine, die äußerlich papistisch und innerlich doch nur — ministeriell ist. Ueberhaupt wird auch für die katholische Kirche, wie für jede, aller Segen nur vom Volk, nur von unten ausgehen, nicht von oben.

Die Hierarchie ist unhaltbar, weil sie nur noch von oben gehalten wird und der Boden unter ihr weicht. Mag man sie, von einer Art poetischer Bezauberung verleitet, in ihrer ganzen alten Pracht, wie sie vor sechshundert Jahren war, herstellen wollen — oder mag man sie nur, durch geschicktes Schmiegen und Biegen unter die weltliche Gewalt und indem man derselben die Kirche als Polizeianstalt an=

bietet, wenigstens noch in ihrem gegenwärtigen baufälligen Zustande zu conserviren suchen, weder das eine noch das andere kann gelingen. Die Liebe zu der alten Kirche ist dahin, und eher nicht, bis sie die Liebe wiederfindet, kann die Kirche auferstehen.

Der Glaube ist das Schönste im Reich der Geister, wie das Weib das Schönste in der Natur. Beide verzerren sich in die äußerste Häßlichkeit, wenn sie statt Liebe Haß finden, und in ohnmächtigem Kampfe doch nicht enden können. Beide treibt die Verzweiflung eines unnatürlichen Verhältnisses auch zu eigner Unnatur, die ihnen zuletzt zur andern Natur wird. Die Süßigkeit, das Vertrauen und die stille Macht der Liebe werden Gift, Verrath, Gewaltthat.

Es ist in der That ein erhabenes und ächt tragisches Schauspiel, das uns die alte Kirche gewährt, bald Medea, bald Niobe, bald Entsetzen, bald Wehmuth erweckend. Unheilbar verwundet, kann sie doch nicht sterben. Von einer Fülle innerer Ideen geschwellt, findet sie nirgends Raum. An Herrschaft und Liebe gewöhnt, findet sie keine Arme und keine Herzen. Wie der alte König Lear ward sie verstoßen und mußte betteln von den kaiserlichen Schwiegersöhnen und ward mißhandelt, geplündert, gefangen, und sah die geliebte und verkannte Cordelia, des Herzens tiefen Glauben, grausam gemordet. Jetzt

hat man sie endlich wieder befreit und ehrt ihr Alter und läßt sie wieder regieren unter einer sanften Vormundschaft. Sie lebt nun auf, aber was soll aus ihr werden? Mit ihrem Anspruch auf die höchste Autorität tritt sie wieder in die Mitte so vieler andrer Ansprüche, die Gewalt und Besitz und das Zeitalter für sich haben. Mit Liebe soll sie regieren, und die Sklaven, die sich ihr zum Dienst aufdrängen, kennen nur List und Gewalt.

Der Ultramontanismus hat es seit der Reformation wohl gefühlt, daß er mit doppelter Zunge reden müsse, mit der göttlichen und menschlichen, mit der einen, um Befehle zu geben, mit der andern, um die Gemüther für den Gehorsam zu bearbeiten. Die zweite Stimme wurde den Jesuiten anvertraut. So lange das Zeitalter roh, ungeschlacht und unverschämt war, mußten die Jesuiten vorzüglich Feinheit gebrauchen, weil sie den Feind nur von hinten her anfallen konnten. Nun das Zeitalter in dieser Schule selber fein genug geworden ist, müssen sie es umgekehrt mit der Unverschämtheit versuchen, weil sie dem vorsichtigen Feind so geradezu von vorn unversehens kommen, und ihn aus der Fassung bringen. Dieser Kriegsmanier getreu, studieren selbst die Klugen unter ihnen auf Dummheit, und stellen sich so brutal als möglich, was auch zum Theil deßwegen nothwendig ist, weil sie es jetzt auf den Pöbel abge-

sehn haben, während sie ehemals nur die höhern Stände zu überlisten trachteten. Zur Zeit der Reformation galt es ihnen, die Ansprüche des Volks durch die Fürsten, jetzt gilt es ihnen, die Ansprüche der Fürsten durch das Volk in Schranken zu halten. Daher die sonderbare Allianz zwischen Jesuiten und Republikanern, von der man in der deutschen Literatur schon Spuren hatte, bevor sie im politischen Parteikampf Frankreichs und Belgiens realisirt würde.

Unsre deutschen Staaten sind zu gut bureaukratisch und polizeilich organisirt, als daß politische Jesuiten bei uns etwas ausrichten oder etwas andres seyn könnten als eigenthümlich maskirte Staatsdiener. Desto mehr haben wir poetische Schwärmer.

Die poetischen Katholiken werden von der schönen sinnlichen Seite des Katholicismus, von der Mystik seiner Ideen, und nicht minder von den Wundern ergriffen, die er in der Geschichte und in der Kunst hervorgebracht. Ihr reizbares Temperament liebt die erhabenen Eindrücke der Kirchenpracht, ihr Sinn für das Schöne vertieft sich in die Zauber der religiösen Kunst; ihr glühendes Gefühl schwelgt in Andacht und Begeisterung und gibt sich am heiligen Ort, in heiliger Stunde der schönen Ahnung einer nähern Gegenwart Gottes hin; ihre geschäftige Phantasie findet in der Mannigfaltigkeit der religiösen

Mythen, Bilder und Gebräuche alle Befriedigung, deren sie bedarf, ihre Neigung zum Uebersinnlichen, ihr Hang nach mystischen Räthseln, ihr Tiefsinn, der immer das am liebsten zum Gegenstande der Betrachtung wählt, was jenseits der Grenzen des Wissens liegt, und selbst die Verwegenheit ihres scharfen Verstandes, in immer tiefern Speculationen den Urgrund des Daseyns zu ergrübeln, findet in den Mysterien des katholischen Glaubens eine reiche Nahrung; endlich die Vorliebe für das Alterthümliche, das den poetischen Gemüthern eigen zu seyn scheint, findet in den Erinnerungen des Katholicismus, in den gewaltigen und rührenden Bildern des Mittelalters wie die schönsten Gegenstände des Genusses, so die würdigsten Stoffe für den darstellenden Kunsttrieb. Wenn man das Daseyn vieler warmen, sinnlichen, poetischen Seelen nicht läugnen kann, so muß man auch zugeben, daß sie ganz vorzüglich vom Katholicismus ergriffen werden müssen, und ihre bedeutendsten Schriften beweisen hinlänglich, daß ihre Begeisterung reinästhetisch und auf keine Weise erheuchelt ist. Es gehört daher nur zu den Thorheiten ihrer überreizten Gegner, unter ihnen verkappte Jesuiten zu wittern, und alle ihre poetische Begeisterung nur für ein Blendwerk zu halten und auszugeben, hinter welchem sich nur boshaftes Raffinement hierarchischer Absichten verstecke. Namentlich hat Voß diese gehässige Meinung

ausgesprochen, ein Mann, der überall nur Schwarz und Weiß und keine Farbe gekannt zu haben scheint. Die poetischen Katholiken haben sich in andächtigen Herzensergießungen, in historischen und poetischen Schilderungen und zum Theil in polemischen Schriften geltend gemacht. Wie der schöne sinnliche Gottesdienst der Gegenstand ihrer Neigung ist, so ist der nüchterne, verständige ein Gegenstand ihrer Abneigung. Ueberdem ist es gewöhnlich der strenge Gegensatz ihrer angebornen Natur und ihres anerzognen Glaubens, der sie zu so eifrigen Vertheidigern des Katholicismus gemacht hat; es sind gewöhnlich ursprüngliche Protestanten, die in ihrer Kirche sich nicht befriedigt gefunden und Proselyten geworden sind. Geborne Katholiken werden von Jugend auf an ihre Kirche gewöhnt, Protestanten erscheint sie neu, wunderbar, und der Contrast, der sie zum Uebertritt veranlaßt, erweckt ihnen auch den Eifer, der alle Proselyten auszuzeichnen pflegt.

Man hat vorzüglich bemerkt, daß die meisten jener poetischen Gemüther in Rom bekehrt werden, daß der Anblick dieser Stadt den Eindruck auf sie macht, der sie zu einem, wie man nicht läugnen kann, so gewagten Entschluß bringt. Dies beweist aber gerade, von welcher Seite sie den Katholicismus betrachten. Es ist nicht sowohl der Glaube, der hier und dort derselbe ist, sondern die schlechte Dorf-

kirche, die sie hier kalt läßt, und das prachtvolle Rom, das sie dort mit den gewaltigen Eindrücken der Kunst bezaubert.

An die poetischen Katholiken hat sich eine Schaar armer Sünder angeschlossen, über welche die Protestanten ein gewaltiges Geschrei erhoben haben. Es gibt nämlich viele sinnliche und verstandesschwache Menschen, die eben so stark zur Sünde hingetrieben werden, als sie sich vor dem dunkeln Verhängniß fürchten, das sie strafen soll. Solche flüchten, besonders im Alter, in den Schooß einer Kirche, die ihnen Vergebung aller Sünden unbedingt gewähren kann, während ihnen der Protestantismus die schwere Bedingung der Besserung auflegt. Nachdem sie alle physischen und geistigen Wollüste durchgenossen, suchen sie jene alleinseligmachende Mutter auf und möchten gerne, von ihrer Liebe getragen, lebendig zum Himmel fahren. Doch gibt es auch wieder andre, die zwar ziemlich moralisch leben, aber eine ganz erbärmliche Furcht vor dem alten Adam, vor der Erbsünde und vor allen den Fehlern haben, die sie unbewußt begehen, und die sie um die Seligkeit zu bringen drohen. Um also auf alle Fälle sicher zu seyn, ergeben sie sich in die Gnade des Apostels, der das Amt der Schlüssel führt. Nach dem Maaß ihrer Sündhaftigkeit machen die erstern auch mehr, als die letztern, von der Gnade Geräusch und übertäuben sich

selbst und andre mit ihren Versicherungen. So talentvoll aber auch einige dieser gefallenen Engel den Katholicismus gepriesen haben, sie lassen doch immer einen Rest zurück, der nicht aufgeht, ihr irdisch Theil von Selbstbetrug oder Schmutz, der dann mit dem Heiligen, das sie verfechten, in den auffallendsten Contrast tritt und mit Recht jeden ehrlichen Mann indignirt.

Jenen Politikern wie diesen Poeten dürfte es nicht gegeben seyn, die alte Kirche würdig zu restauriren. Dies kann nur, wie ich oben schon sagte, durch die gemäßigte und liberale Partei geschehn, die im Geiste des Jahrhunderts fortgeschritten ist. Es kann aber nur geschehn, wenn diese Gemäßigten und Liberalen nicht in das entgegengesetzte Extrem des nüchternsten Denkglaubens fallen, sondern im Gegentheil, wenn sie das mystische Element, das in ihrem Glauben liegt, pflegen und ausbilden. Sie, die Reinen, die Freien sollen sich der Mystik annehmen, nicht die Unreinen und Unfreien, die sie nur mißbrauchen. Aus der Tiefe einer jugendlichen, warmen, klaren Begeisterung muß der schönste Glaube der Welt verjüngt werden, nicht durch den Wahnwitz, nicht durch Gewissensbisse verwilderter Genüsse. Mit einem Wort, der Glaube muß wieder aus dem Volk kommen, nicht von den Höfen her, noch von den Gelehrten und Poeten.

Wenden wir uns zur protestantischen Literatur, so kann uns nicht entgehn, daß sie ungleich der katholischen eine höhere Bedeutung für die Confession und einen größern Einfluß auf die Confessionsverwandten hat. Die Katholiken pflanzen ihr System durch einfache Tradition und äußere Zeichen fort, sie verlangen blinden Glauben und Gehorsam ohne alle Reflexion. Die Protestanten dagegen wollen überzeugen und überzeugt seyn und verlangen eine stets erneute Prüfung des Systems. Darum sind das Wort und die Schrift die Fundamente, deren sie nicht entbehren können. Unterricht, Predigten und Bücher sind von der Lehre der Protestanten unzertrennlich. Dies verleiht natürlich der protestantischen Literatur an Masse und Erudition ein unverhältnißmäßiges Uebergewicht über die katholische, setzt sie aber auch allem Verderben der Vielschreiberei aus.

Alles bezieht sich im Protestantismus nicht auf eine Idee allein, sondern zugleich auf ein Buch, auf die Bibel. Das Studium der Bibel, die Reinigung des Grundtextes, die Erklärung desselben, die Vergleichung der darin enthaltenen Lehren mit den Lehren der Vernunft, die Verständigung zwischen Theologie und Philosophie, die Beschwichtigung nicht nur, sondern sogar die künstliche Aufsuchung jedes möglichen Zweifels, die Polemik gegen alle möglichen Irrthümer, und daher eine gründliche Erforschung

der Kirchengeschichte, dies alles ist die Aufgabe des protestantischen Theologen. Daher werden unsre jungen Geistlichen von Kind auf an die Bücher angeschmiedet, und lernen Gott und ihren Beruf nur Schwarz auf Weiß kennen. Ihre Weihe zu dem Amt eines Seelsorgers, eines Menschenkenners und Menschenfreundes, wie jeder ächte Priester seyn soll, beruht auf einem quälenden pedantischen Schulexamen, und der wird am würdigsten geachtet, der sich die Wangen am hohlsten und bleichsten studiert und von der Welt nichts ersehen hat, als was seine Studierlampe bescheint.

Was so oft den in Klöstern erzogenen Priestern der Katholiken vorgeworfen worden ist, daß sie an mechanische äußere Werke gewöhnt, ohne Kenntniß des Lebens und der Menschen, nicht würdig zur Sorge für die Seelen vorbereitet werden, kann man mit gleichem Recht auch auf viele protestantische Prediger anwenden, die in ihre Gemeinden treten und nur Bücher, nicht die Menschen kennen. In der Literatur aber wird unstreitig der überwiegende Einfluß der Philologie und Dialektik dem Glauben selber nachtheilig. Unter der erdrückenden Last von Citaten wird das Herz leicht beengt, die Kritik macht kalt und die Schranken der Bibel wie der symbolischen Bücher bedingen einen Mechanismus der Formen, der mit stereotypischen Redensarten und todtem Buchstaben-

kram den Geist oft eben so austreibt, wie ihn die äußere Werkthätigkeit der Katholiken ausgetrieben.

Diese unter Büchern auferzogene theologische Kaste setzt nun auch später ihre Gewohnheit fort und gibt der Welt statt neuer Heiliger immer nur neue Bücher. Wenn man sieht, daß jetzt jährlich tausend und mehr theologische Werke in Deutschland gedruckt werden und daß wenigstens neunhundert darunter Ansprüche machen, wozu einst die Apostel berechtigt waren, so muß man lachen oder sich ärgern über die Thorheit oder den Lügengeist dieser Welt. Wahrlich es ist ein Wahnwitz, von so viel tausend Büchern irgend ein neues Heil zu erwarten, schon deßwegen, weil es ihrer so viele sind. Das Schlimmste aber ist, daß diese protestantische Bücherwuth durch den Wucher benutzt wird, und daß man die Religion und Moral mißbraucht, um für Andachts- und Erbauungsbücher ordentliche Fabriken anzulegen. Doch ich behalte mir vor, darüber im Detail zu sprechen.

Abgesehen von diesen Mißbräuchen der Schrift, wer wollte nicht erkennen, daß der gewaltige Umschwung des Denkvermögens und der Sprache, der die Höhe der literarischen Bildung, auf welcher wir jetzt glänzen, herbeigeführt hat, unmittelbar an die Anfänge des Protestantismus geknüpft ist. Wie jener titanenhafte Held, der die Blitze des Capitols in gewaltiger Hand aufgefangen, und auf die alten

Götter zurückgeschleudert, zugleich des Wortes und der Schrift vor allen mächtig war, und in seiner deutschen Bibel den Felsen gegründet, auf dem die neue Kirche sich erbaut, so hat der Geist, dessen Verkünder er gesendet war, fort und fort mit der Freiheit des Denkens die Bildung desselben gepflegt, und von protestantischen Schulen und Universitäten ist zunächst alle Erudition der Wissenschaft, Sprache und Literatur ausgeganzen.

Indeß hat dieser neue Geist auch in der protestantischen Kirche sich von den Banden der Autorität, die jeder Kirche den Haltpunkt gibt, nicht zu lösen gewußt, und unwillig über die lästigen Fesseln, die Theologie ihrem Mechanismus überlassen, und sich mit allen organischen Kräften auf die weltlichen Wissenschaften und Künste geworfen. Unter dem äußern Schutz, den die protestantische Kirche gewährte, gewann die Philosophie, die Naturwissenschaft, Jurisprudenz, Geschichte, Philologie alle die Freiheit, ohne welche sie zu der hohen Ausbildung, worin wir jetzt sie finden, nie hätten gelangen können, und somit war die Theologie mittelbar eine Trägerin der schönsten Blüthen der Cultur, unmittelbar selbst aber verbaute sie sich in ein System von Rücksichten und Beschränkungen, die sich ihr als Nothwendigkeit aufdrängten, und mitten im Negiren und Protestiren, mußte sie doch etwas Positives festhalten, und sie

konnte das Princip der Autorität, Legitimität und Stabilität, wiewohl sie es am Katholicismus verworfen hatte, doch selber nicht entbehren, und nahm es nur unter ganz andern Formeln wieder auf.

Die Schattenseite, der Quell aller Schäden, Schwächen und Fehler im Protestantismus ist die kirchliche Halbheit. Dies gilt sowohl vom äußern Kirchenrecht, als vom innern Dogma. Der Protestantismus ist auf halbem Wege stehn geblieben, er ist das Justemilieu, das nach der Reformation in kirchlichen Dingen eingetreten ist, wie wir auch in politischen Dingen nach der Revolution ein solches Justemilieu erlebt haben. Er hat die Fesseln der alten Kirche abgeworfen und doch keine ganze Freiheit errungen. Luther, der den Geist aus der Gefangenschaft der Kirche erlöste, setzte ihm schon wieder Grenzen, und ließ ihn eigentlich nur bis in den Vorhof, aber nicht über die Mauer. Der Erstarrung muß die Bewegung, dem Tode das Leben, dem unveränderlichen Seyn ein ewiges Werden sich entgegensetzen. Hierin allein hat der Protestantismus seine große welthistorische Bedeutung gefunden. Er hat mit der jugendlichen Kraft, die nach höhrer Entwicklung drängt, der greisen Erstarrung gewehrt. Er hat ein Naturgesetz zu dem seinigen gemacht und mit diesem allein kann er siegen. Diejenigen unter den Protestanten also, welche selbst wieder in eine

andre Art von Starrsucht verfallen sind, die Orthodoxen, haben das eigentliche Interesse des Kampfs aufgegeben. Sie sind stehn geblieben, und dürfen von Rechts wegen sich nicht beklagen, daß die Katholiken auch stehn geblieben sind. Man kann nur durch ewigen Fortschritt, oder gar nicht gewinnen. Wo man stehn bleibt, ist ganz einerlei, so einerlei, als wo die Uhr stehn bleibt. Sie ist da, damit sie geht.

Die Orthodoxen haben gegen das Papstthum nur dieselben Seiten herauskehren können, welche dieses gegen sie gerichtet hat. Dort sahen wir Stillstand und hier wieder, dort Infallibilität und hier, dort Fanatismus und hier, dort eine Priesterschaft und hier, dort viele Ceremonien und wenig Worte, hier viele Worte und wenig Ceremonien.

Die Rationalisten, die den Starrsinn der Buchstabengläubigen bekämpfen, sind ins andre Extrem gefallen und ihr Widerwille gegen das ewige Anpreisen des Glaubens im Gegensatz gegen das Denken und die allerdings oft geschmacklosen und mißbräuchlichen Uebertreibungen in dem ewigen Gesalbader vom Herrn hat sich bis zu einem entschiedenen Unglauben und bis zu einem oft mit jüdischen Leidenschaften verschwisterten Haß gegen die Person Christi gesteigert. Wenn nun dieses Extrem immer offen hervorgetreten wäre, so hätte es sich in seiner Unnatur bald abgenutzt oder wäre entschiedener bekämpft worden;

aber in den meisten Fällen hat der Unglaube und die Christverspottung geheuchelt, eine theologische Maske vorgenommen, das Unchristenthum für das wahre Christenthum ausgegeben und es gelehrt beweisen wollen. Dadurch ist die Theologie demoralisirt worden.

Auch hier hat wieder die Halbheit gesiegt. Ein wahrer Unglaube wäre leichter zu überwinden, als ein geheuchelter Glaube.

Die innern Gebrechen der Theologie waren zum Theil Folgen des gedrückten äußern Zustandes der protestantischen Kirchen. Dieser mußte nothwendig demoralisirend wirken.

Bekanntlich wurde die protestantische Kirche schon in ihrem ersten Entstehen ein Werkzeug der weltlichen Politik und blieb von der weltlichen Macht abhängig. Je höher sich die römische Kirche über die Fürsten gestellt hatte, desto tiefer gerieth die lutherische unter sie. Anfangs, da noch ein religiöser Enthusiasmus und Fanatismus glühte, spielten natürlich auch die protestantischen Geistlichen als fürstliche Seelsorger, Oberhofprediger und Diplomaten eine große Rolle. Aber das hörte mit dem Zeitalter Ludwigs XIV. auf. Die Schwarzröcke wurden verdrängt durch Grünröcke. An die Stelle der feisten Beichtväter traten lustige Jagdgenossen und Maitressen.

Die protestantische Geistlichkeit trat in die Kategorie der niedern Beamten zurück.

Es ist noch nicht lange her, daß die Landpfarreien von lüderlichen und groben Krautjunkern „unter der Schürze" vergeben wurden, d. h. unter der Bedingung, daß der arme Candidatus Theologiä das abgedankte Kammermädchen, die nicht mehr brauchbare Maitresse heirathe. Rabner hat in seinen Briefen und Thümmel in seiner Wilhelmine diesen schändlichen Gebrauch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts satyrisch gegeißelt; am ausführlichsten aber hat Nicolai in dem Roman Sebaldus Nothanker den kläglichen Zustand der protestantischen Kirche damaliger Zeit geschildert. Wenn sich damals ein armer Prediger unterstand, im geringsten den Launen eines kleinen Fürstlein und Gräflein im deutschen Reich oder seiner Dirne, oder seinem Hofmarschall zu mißfallen, oder einem brutalen Oberhofprediger und Superintendenten zu widersprechen, der wurde mir nichts dir nichts von Amt und Brod gejagt und fand nirgends Schutz.

Dergleichen kommt jetzt freilich nicht mehr vor. Der größere Anstand, dessen sich die Höfe und Bureaukratie befleißigen, hat wohlthätig auch auf die Kirche zurückgewirkt. Wenn allerdings noch Kirchenstellen vermittelst der Schürze vergeben werden, so gut wie Professuren, so gilt es doch nur die ehrbaren

Töchter derer, welche die Stellen zu vergeben haben, oder ihre Vettern, und alles geht anständig zu.

Aber mit dem Anstand ist nicht zugleich die Würde zurückgekehrt. Jede Würde besteht in der Freiheit, und unsre protestantische Kirche ist noch jetzt, wie ehemals, unfrei.

Als vor hundert Jahren die Jesuiten in Dillingen den Satz zu beweisen versuchten, der katholische Glauben sey der absoluten Monarchie nützlicher als der protestantische, schlug sie der Prälat Pfaff in Tübingen mit dem Gegenbeweise, daß keine Kirche serviler sey als die lutherische, siegreich aus dem Felde. Als ein Hofpfaffe zu Copenhagen, Dr. Masius, öffentlich zu schreiben wagte, die Fürsten müßten nicht sowohl aus Gottesfurcht, als vielmehr um ihres weltlichen Vortheils willen lutherisch werden, weil nur der lutherische Glauben unmittelbar einen göttlichen Ursprung der Fürstengewalt, ohne Dazwischenkunft einer noch höhern geistlichen Gewalt, behaupte und weil nur bei den Lutheranern der weltliche Monarch zugleich der Bischof, mithin Kaiser und Papst zugleich sey — als Masius dies behauptete und der ritterliche Kämpfer für die Wahrheit und das Recht, der nie genug zu preisende Thomasius, unter allen Zeitgenossen allein Muth genug hatte, eine so gottlose Schrift zu tadeln, fiel Alles über diesen Ehrenmann her, man nannte seine Mei-

nung, daß die Religion zu etwas anders nütze sey, als zur Befestigung der absoluten Monarchie, ein Majestätsverbrecher, er mußte aus Leipzig, wo man alle seine Sachen confiscirte, flüchten, um dem Kerker, vielleicht dem Tode zu entgehen, und in Copenhagen wurde seine Gegenschrift feierlich durch den Henker verbrannt.

So damals. In der Hauptsache hat sich aber seitdem nichts geändert. Die bischöfliche Würde ist noch immer von den weltlichen Monarchen unzertrennlich, und die Kirche wird durch Cabinetsordres regiert. Die Consistorien scheinen zwar eine gewisse aristokratische Gewalt zu haben, aber sie scheinen nur, sie sind in der Wirklichkeit nur das Organ des Ministeriums. Aus dem Cabinet empfangen sie die Liturgie, die priesterliche Kleidung, die Texte ihrer Predigten und die Vorschriften, wie sie Gottes Wort auf die Zeitumstände anwenden sollen. Die subalterne Geistlichkeit wird exercirt, wie das übrige Beamtenheer. Mit einem Wort, es gibt keine Priester mehr, sondern nur noch Staatsdiener in schwarzer Uniform.

Die schwachen Versuche, eine Presbyterialverfassung in der protestantischen Kirche einzuführen, sind allezeit mit Mißfallen vernommen und mit einer Leichtigkeit beseitigt worden, welche beweist, daß es unmöglich ist, zwischen dem völlig servilen Klerus

und den ihren eignen Weg gehenden Dissenters eine Mittelpartei zu bilden. Der Hof wird nie zugeben, daß ein demokratisches Element in die Kirchenverwaltung komme, und derjenige Theil des Volks, der sich ernstlicher mit Religion beschäftigt, wird den Priestern niemals trauen. Also fallen unsre in der Regel wohlmeinenden Presbyterianer immer zwischen zwei Stühlen durch.

Noch lange wird der Staat diese Gewalt über die Kirche üben, denn die Zahl der selbstständigen Dissenters ist noch klein. Die Mehrheit des Volks hat sich in den frühern Jahrhunderten, was die religiösen Streitigkeiten betrifft, gleichsam erschöpft, es hat kein Interesse mehr für diese Sache, es beschäftigt sich mit andern Dingen, und so kommt ihm der Servilismus seiner Geistlichen und das jeder Neuerung, jeder geistigen Erhebung feindselige Fortschlendern derselben im gewohnten Geleise, gerade zu Statten. Es wird durch die Geistlichen nicht mehr haranguirt, nicht mehr aufgereizt, und das ist ihm recht. Es kann glauben, was es will, es kann in die Kirche gehen oder nicht, ohne daß es darum von den Geistlichen verklagt oder gequält würde, und das ist ihm auf der Stufe seiner gegenwärtigen Bildung gerade recht.

Daher das charakteristische Kennzeichen der pro-

testantischen Welt — der religiöse Indifferentismus.

Hierzu scheinen vorzüglich auch zwei Umstände beizutragen, denen man zu wenig Aufmerksamkeit schenkt. Einmal hängt im protestantischen Gottesdienst alles von der Person des jeweiligen Geistlichen ab. Für den Katholiken sind alle seine Kirchen gleich, und er verrichtet darin seine Andacht auch ohne den Geistlichen, oder es ist wenig Unterschied, welcher Geistliche dabei thätig ist. Darum herrscht auch, wenn ich so sagen darf, ein ungestörter Gleichmuth der Andacht überall unter den Katholiken. Bei den Protestanten aber kommt alles auf die Persönlichkeit des Predigers an; nur seinetwegen und nur, wenn er da ist, kommt man in die Kirche, nur auf ihn sieht man, nur mit ihm beschäftigt man sich, weil sonst nichts in der protestantischen Kirche die Aufmerksamkeit auf sich zieht. Absichtlich wird Sinn und Geist der Anwesenden von allem andern ab und auf den Prediger hingelenkt. Dieser hat es nun in seiner Gewalt, die Andacht und den religiösen Sinn zu erheben oder herabzustimmen. Ist er selber fromm, begeistert und besitzt er ein großes Talent der Beredsamkeit, so wird er vielleicht eine weit größere Wirkung hervorzubringen wissen, als ein katholischer Priester, der in seiner Kirche mehr Sache als Person ist, es zu thun vermag. Ist der Prediger aber ohne

wahre Frömmigkeit, ohne Gaben und Talente, von der schläfrigen Gattung der Gewohnheitsmenschen, oder gar ein eitles Weltkind im Priesterrock, so wird er auch den religiösen Sinn sicher weit weniger zu nähren wissen, als es ein katholischer Priester vermag, den so vieles andere unterstützt. Der protestantische Pfarrer macht alles oder nichts aus seiner Gemeinde; er allein kann die Kirche zum liebsten Aufenthaltsort der Gemeinde machen, er allein sie aber auch allen verleiden. Es gibt nun leider sehr viele unbegabte Prediger, ohne alle höhere Weihe. Diese sind es, welche die Gebildeten aus den Kirchen verscheuchen und nur die Heerde der Geistesarmen noch darin festhalten, aber ihre Andacht zu einem werthlosen Werk sonntäglicher Gewohnheit herabwürdigen, die nicht besser ist, als die Kirchenscheu der andern. Beides wird Indifferentismus. Die Einen lassen sich die schlechte wässerige Predigt gefallen, weil es einmal Mode ist, im Sonntagsputz den Kirchenstuhl zu drücken. Die Andern werden kühl gegen die Religion, weil sie unmöglich so elende Predigten anhören können. — Der zweite Umstand, der den Indifferentismus befördert, ist der katechetische Unterricht. Der ehrliche alte Meister sagt in seiner kleinen Schrift über die Einbildungskraft sehr richtig: „Der Cornelius Nepos und der Katechismus sind uns, blos weil wir sie einmal unter der Ruthe gelesen, Zeitlebens

zum Eckel." Er drückt sich vielleicht etwas zu stark aus, aber in der Hauptsache ist die Bemerkung sehr treffend und wahr. Eine große Menge Menschen kann die Unterrichtsbücher, die ihnen in der Schule so viel Thränen und lange Weile gekostet, auch im Alter und selbst bei der Ueberzeugung, daß sie ihr nothwendig gewesen seyen, nicht ohne einen geheimen Widerwillen ansehn. Dieses Spiel der Phantasie, das mit den heiligsten und werthvollsten Gegenständen die Nebenbegriffe des Zuchtmeisters mit der Ruthe verbinden muß, hat den Indifferentismus mehr als man denken sollte, befördert. Das handwerksmäßige, ja zuchtmäßige Abrichten in der unreifen Jugend ertödtet oft den Sinn, den es wecken und bilden will.

Man hat in den neuesten Zeiten das Schädliche und den Katholiken gegenüber besonders auch das Schimpfliche des Indifferentismus bei den Protestanten wohl gefühlt und es sich angelegen seyn lassen, demselben aus allen Kräften entgegen zu arbeiten. Demnach ist die religiöse Controverse nicht nur freigelassen, sondern sogar begünstigt worden, und dieselbe Censur, die in politischen Dingen wie ein Argus wacht, hat alle ihre hundert Augen für die religiösen zugeschlossen. Da indeß der Eifer der religiösen Doctrinairs die indifferente Masse des Publikums nicht zu erhitzen vermocht hat, da die innern Reiz-

mittel nichts verschlagen haben, so ist man zu äußern übergegangen, und hat das verhallende Wort durch consistentere Werke zu stützen gesucht. Diese neuen äußeren Werke sind theils die Union zwischen den getrennten protestantischen Confessionen, theils die Einführung einer neuen Liturgie, sämmtlich Mittel für eine festere äußere Consistirung des Protestantismus, durch welche wieder die innere Seele desselben erfrischt und belebt werden soll, wie auch in physischen Krankheiten durch äußere mechanische Stärkungen innere Erschlaffung gehoben wird. Man will die Muskeln des corpus Evangelicorum stärken, und hofft dadurch, auch die überreizten und längst abgestumpften Nerven wieder in eine gesunde Verfassung zu setzen.

Verkennen wir nicht, daß diese Neuerungen größtentheils zweckmäßig und vortrefflich sind, daß sie aber eine Opposition finden, weil sie etwas von oben her Gebotenes sind, was nicht unmittelbar durch ein lebendiges Bedürfniß von untenher ersehnt wurde.

Die Tracht der protestantischen Geistlichkeit, besonders die Perücken, waren entsetzlich abgeschmackt, aber die neue schöne Tracht glaubte man nicht aus der Garderobe eines Theaters erhalten zu dürfen, auf dem Werners „Weihe der Kraft“ zum erstenmal gegeben wurde.

Die Liturgie der lutherischen Kirche hatte dem

poetischen und sentimentalen Geist der neuen Zeit längst nicht mehr gefallen; eine weit schönere wurde dargeboten; ein Concilium, eine allgemeine Presbyteialsynode hätte schwerlich etwas, oder etwas bessers zu Stande gebracht, und doch glaubte man, Priesterstand und Volk sey nicht genug zu Rathe gezogen worden.

Die Union der lutherischen und reformirten Kirche war der sehnlichste Wunsch aller Vernünftigen schon vor drei Jahrhunderten. Sie kommt endlich zu Stande, aber kaum erregt sie Aufsehen und findet wohl gar Abneigung, weil sie von der weltlichen Behörde ausging.

Pietisten, Schwärmer, armes Volk, was im Winkel einer Provinz Gott den Herrn auf seine eigne Weise anbeten wollte, und kleine Conventikel hielt mit Knien, Beten, Singen, wurde zu gleicher Zeit von Gensd'armen auseinander getrieben und eingekerkert. Warum sollten gerade sie an der so sehr ausgedehnten Toleranz keinen Antheil haben? Warum sollte der religiöse Eifer, den man den Beamten von oben her doch sehr eindringlich empfohlen, niemals da gelten, wo er sich von selber unten im Volk erzeugte?

So wurde die Religion durchaus als Sache der Loyalität behandelt. Man nahm für alle religiöse Neuerungen das Unterthanenpflichtgefühl in Anspruch,

und indem man nicht eigentlich befahl, sondern nur empfahl, setzte man um so mehr eine entgegenkommende Höflichkeit überall voraus und so bildete sich im Schooße des Protestantismus jene wunderliche religiöse Höflichkeit aus, die so recht unser Zeitalter charakterisirt.

Wirft somit der Protestantismus auf seiner äußern Seite viele und starke Schatten, so hat er doch sehr viel innres Licht, und wir sollen über seinen Mängeln nie vergessen, was Großes er geleistet hat und welche noch größere Verheißung in ihm liegt. Wurde jener Riesenkampf Luthers und seiner ruhmgekrönten Waffenbrüder nicht um die theuersten Interessen der Menschheit gekämpft? Und wenn sie nicht Alles thaten, kann man sie darum anklagen? Ist es nicht vielmehr an uns, das noch fehlende zu thun? Die bisherigen Leistungen des Protestantismus folgten sehr natürlich auf einander, jede einseitig aber alle zusammenhängend und weiterführend. Noch sind wir auf dem Wege, aber wir gehen doch, wir stehn nicht still, wenigstens nicht alle.

Luther reinigte den dick mit Schmutz überfüllten Brunnen der Kirche und führte einfach zur reinen Quelle der Schrift zurück. Daß seine nächsten Nachfolger am Buchstaben hingen, war natürlich. Daß die Trockenheit des Buchstabens den Gefühlsglauben, den Arndt-Spenerschen Pietismus hervorrief, war

wieder ganz natürlich. Daß im Gegensatz gegen beide wieder der Verstand sich geltend machte, darf eben so wenig wundernehmen, als daß er, wie immer ein Extrem das andere hervorruft, bis zur krassesten Zweifelsucht und Freigeisterei ausartete. Endlich war es abermals natürlich, daß sich ein vergleichendes historisches Verfahren jenen einseitigen, allein vom Buchstaben, Gefühl oder Begriff ausgehenden Theorien entgegensetzte, und daß damit zugleich die oben schon unter dem Katholicismus erwähnte romantische und mystische Reaction in Verbindung trat.

Betrachten wir die protestantische Orthodoxie noch zu Anfang des vorigen Jahrhunderts, so müssen wir die Pietisten segnen, die uns zuerst von diesem todten Buchstabenglauben, und giftigen Gezänk zu befreien anfingen. Diese Orthodoxie des 17ten Jahrhunderts lag wie ein Alp auf ganz Norddeutschland. Man entsetzt sich, wenn man in diese Periode unsrer Geschichte zurückblickt, die Streitigkeit über den Cryptocalvicismus 2c. die Hexenprozesse und jene zahllosen pöpelhaften Scharteken liest, in denen sich die Geistlichen von damals anschimpften, anschrien, angifteten. Da der Buchstabenglaube der herrschende war und sich durch die servile Gesinnung seiner Anhänger mit Hülfe der Fürstengunst auf Universitäten und in den ersten Kirchenstellen eben so fortpflanzte, wie früher

bei den Katholiken die Scholastik und der Jesuitismus, so hielten diese alten Blöcke lange wieder.

Das fromme Gefühl empörte sich zuerst gegen den todten Buchstaben, erst später der klare Verstand. Der sehr ehrwürdige Spener, eine der liebenswerthesten Erscheinungen des Protestantismus, kämpfte schon ein Jahrhundert früher mit dem geschwollenen Giftmolch Karpzow, ehe Lessing mit dem dummen Hauptpastor Götze in Hamburg kämpfte. Doch beidemale siegte das gute Herz über das Böse und der gute Kopf über den schlechten.

Ohne mich in's Detail der ältern deutschen Kirchengeschichte einzulassen, will ich nur bemerken, daß der von Spener beförderte Gefühlsglaube, nachdem er sich Popularität verschafft hatte, alsbald sich in der von dem Grafen Zinzendorf zu Anfang des vorigen Jahrhunderts gestifteten Herrenhutersekte isolirte, und insofern für einige Zeit aufhörte, innerhalb der protestantischen Kirche weiter zu wirken. Die herrschenden Pfaffen waren schlau genug, diejenigen Elemente, die ihnen zuwider waren, auszuscheiden und lieber die räudigen Schaafe in eine kleine Hürde sperren, als in der allgemeinen großen fort und fort Ansteckung verbreiten zu lassen. Waren erst die Pietisten isolirt, so konnte man sie wie die Juden als Fremde mißhandeln, brauchte sie nicht mehr als Brüder zu berücksichtigen.

Diese Ausscheidung der Pietisten trug nicht wenig dazu bei, gerade das entgegengesetzte Element, den Zweifel und Unglauben, in der protestantischen Kirche zu begünstigen. Wenigstens würde die deutsche Theologie dem von Frankreich eindringenden Geist Voltaire's kräftiger gewehrt haben, wenn etwas mehr deutsches Gemüth in ihr gewesen wäre, wenn sie nicht das Gefühl bannisirt und an die pietistischen Dissenters abgegeben hätte. Mit den französischen Schmutzschriften, die in grobem Druck auf schlechtem Papier damals ziemlich häufig übersetzt wurden, drang auch die Freigeisterei als neue Mode nach Deutschland. Man vergleiche die höchst interessanten Memoiren des preußischen Freiherrn v. Pöllnitz und die frivolen Gedichte Hoffmannswaldaus, um klar zu erkennen, wie die französische Unsitte und Gewissenlosigkeit auf deutschen Höfen, unter dem deutschen Adel und in den deutschen Städten allmählig einnistete. Der jetzt vergessene, aber äußerst geistreiche Schummel, schrieb unter der Regierung Friedrichs II. ein Buch, dem er den Titel „der kleine Voltaire" gab, worin er nachwies, wie weit der französische Unglaube bereits in Deutschland verbreitet sey. Er erwähnt darin vieler absurder Schriften, worin eine genial seyn sollende Gotteslästerung gepredigt wurde, und erzählt uns von den damaligen atheistischen Orden auf deutschen Universitäten rc.

betrafen diese Uebel nur die höhern Classen, die mit Frankreich im lebhaftesten Verkehr der Mode und Lekture standen, so trat bald auch ein Mann auf, der dem gemeinen Volk Verachtung des Christenthums und dagegen eine moralische Vernunftreligion im Geschmack Rousseau's und der französischen Philosophie predigte. Dies war der berüchtigte Generalsuperintendent und nachherige Gastwirth Karl Friedrich Bahrdt. Seine Schriften (vom Zweck Jesu, Moral für alle Stände, Bibel im Volkstone ꝛc.) erregten so großes Aufsehen, daß sich das höchste Reichsgericht genöthigt sah, ihn 1778 seiner geistlichen Würden zu entsetzen und zu bannisiren. Er war ein grober und etwas platter Gesell, aber doch ein Märtyrer der von ihm erkannten Wahrheit und insofern ungleich würdiger als die heutigen Schleicher und Heuchler von Rationalisten, die dasselbe glauben wie Bahrdt, aber es nicht mehr laut sagen, sondern nur sub rosa zu verstehen geben. Noch platter als Bahrdt und ohne dessen Feuer schrieb Mauvillon ein „einzig wahres System der christlichen Religion," worin er eben diese Religion angriff. Im Jahr 1783 erschien Horus, ein von Wünsch verfaßtes antichristliches Buch, das viel Aufsehen erregte. Am beißendsten und giftigsten waren aber die Schriften Paalzows (Hierokles. Porphyrius. Geschichte des Aberglaubens. Geschichte der religiösen Grausamkeit ꝛc.), der

mit der Wuth eines Sanskulotten über alles, was nur mit dem Christenthum zusammenhing, herfiel, und den Gott der Christen ein blutgieriges Ungeheuer nannte. Auch erschien am Ende des vorigen Jahrhunderts eine „natürliche Geschichte des großen Propheten" worin Christus als ein ziemlich alberner Romanheld auftritt.

Den wissenschaftlichen Mittelpunkt dieser Literatur bilden die berühmten Wolfenbüttelschen Fragmente, die von Lessing herausgegeben wurden, und worin wirklich mit dem ausgezeichnetsten Scharfsinn die scheinbarsten Zweifel gegen das Christenthum erhoben wurden. Dieses Buch hat für alle irreligiösen und unmoralischen Kothschriften von jener Zeit an bis auf Gutzkow herab als Autorität dienen müssen. Ein Beweis, wie gefährlich es ist, wenn edlere Geister sich nicht bewahren und dann den unsaubern Geistern zu einem erwünschten Vorwande dienen.

Später ist der Atheismus im Indifferentismus, wie Feuer im Rauch aufgegangen.

Die gebildeten Stände beschäftigten sich weit mehr mit Philosophie und Poesie als mit Theologie und fingen sogar bald an, sich wieder zum Supranaturalismus und selbst zum Katholicismus zu neigen. Nur in den niedern Classen der Gesellschaft pflanzte sich der Atheismus fort, besonders seitdem

die französischen Einquartirungen so viel Frechheit verbreitet hatten. Dem Pöbel ist es eigen, die abgetragenen Kleider der Vornehmen anzuziehen und damit nach seiner Weise zu prahlen.

Erst in ganz jüngster Zeit hat der Atheismus sein Haupt auch wieder in der schönen Literatur erhoben. Ohne Zweifel hat die Heuchelei in der Theologie und die Prüderie in der Poesie diesen neuen Gegensatz der offnen Frechheit hervorgerufen. Außerdem aber hat das schlechte Beispiel der neuesten französischen Romantik, die unsre deutsche Romantik an Zartheit nicht erreichen kann, daher durch die ruchloseste Ausbeutung aller erdenklichen Laster uns wenigstens an einer relativen Energie zu übertreffen sucht, und die krankhafte Nachahmungssucht, die den Deutschen antreibt, auch die größten Gemeinheiten und Abgeschmacktheiten unsrer Nachbarn zu copiren, einige sittenlose Jünglinge dahin gebracht, das alte ruchlose Treiben, wie es im oben genannten „kleinen Voltaire“ geschildert ist, als etwas Neues wieder auf's Tapet zu bringen. Atheismus und Unzucht, diese uralten Geschwister, werden uns von jungen Menschen, die noch nicht das Mannesalter erreicht haben, mit einer, den Franzosen abgeborgten Dreistigkeit als die höchsten Leitsterne des Lebens empfohlen. Sie nennen sich die jeune Allemagne, und bilden die Propaganda einer so nichtswürdigen Tendenz, daß man

ihnen zwar nicht früh und stark genug entgegentreten kann, doch aber nicht eigentlich besorgen darf, sie werden Einfluß genug gewinnen, um mit ihrer moralischen Pest großes Verderben unter der deutschen Jugend anzurichten. Sie gereichen der deutschen Literatur in der jetzigen, zu so vielem Guten vorgeschrittnen Zeit, zu großer Schande, aber die Gefahr, die Verpestung, mit der sie uns drohen, wird ohne Zweifel durch die gesunde, sittlich-kräftige Natur des Volkes abgewendet werden.

Der Voltairianismus hatte schon viel tiefer Wurzel in Deutschland gefaßt und wurde dennoch als ein fremdes Uebel glücklich ausgeworfen. Die atheistische Literatur wurde schon in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts durch einige edle Theologen verdrängt, welche das in unserm Volk immer wache moralische Gefühl gegen die den Franzosen entlehnte, mit dem Unglauben gepaarte Frechheit waffneten. Diese Theologen sahen aber zugleich ein, daß der alte todte Buchstabenglaube eben so wenig helfen könne, daß im Gegentheil gerade diese starre alte Theologie jene Ausschweifungen hervorgerufen hätte. Sie richteten daher ihre Neuerung, wegen welcher man sie Neologen nannte, sowohl gegen den Buchstabenglauben als gegen den Atheismus. Sie wollten weder die Schrift trotz der Vernunft, noch die Vernunft trotz der Schrift, sondern Schrift und Vernunft zu-

gleich und im Einklang haben. Dahin arbeiteten zunächst die drei Patriarchen der neuen deutschen Theologie, Michaelis in Göttingen, Semler in Halle, Ernesti in Leipzig von dem Standpunkt der kritischen Bibelforschung aus, und Mosheim, Gellert vom Standpunkt der Moral aus. Sie, die noch der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts angehören, hatten zahlreiche Schüler. Den oben erwähnten Schriften der Freigeister trat der ehrwürdige Spalding 1770 mit seinen vertrauten Briefen „über Religion" und seinem (in der Schrift „die Religion, eine Angelegenheit der Menschen" niedergelegten) Beweise entgegen, daß das Christenthum die humanste Religion sey. Eben so schrieb Seiler in Erlangen „über den vernünftigen Glauben an die Wahrheit der christlichen Religion." J. G. Rosenmüller lieferte sogar historische Beweise für die Echtheit des Christenthums, und gegen den fanatischen Christenfeind Paalzow schrieben Lüderwald und Kleuker, gegen Mauvillon Bartels, gegen Bahrdt der berühmte Kanzelredner Reinhard ꝛc. Die sittlich reine, wenn auch nicht gerade biblische Philosophie von Reimarus, Mendelssohn, Kant, die fromme und wirklich christliche Philosophie Jakobi's und Herders und überhaupt der Ernst und die Würde, mit der sich auch die weltlichen Wissenschaften und die Poesie umkleideten, drängten die schwachen Versuche

der Freigeister gänzlich in den Hintergrund und die Theologie gewann freie Bahn. Die Klippen, die ihr zu Anfang des vorigen Jahrhunderts gedroht hatten, lagen hinter ihr.

Zwar behielt sowohl der alte Buchstabenglauben, als der Pietismus und die Freigeisterei noch ihre Repräsentanten in der protestantischen Theologie, jedoch trug die größere Toleranz des philosophischen Jahrhunderts, die gesellige und ästhetische Ausbildung und in der Theologie selbst das historische Verfahren, der wissenschaftliche Geist sehr viel zur Dämpfung des Hasses und zur völligen Unterdrückung der alten pöbelhaften Polemik bei.

Unter den jüngern Koryphäen des Buchstabenglaubens zeichnete sich hauptsächlich der letzte Carpzow in Helmstädt, Seiler in Erlangen, Zeller in Berlin und besonders die berühmten Tübinger Storr, Flatt, Steudel aus, um so mehr, als sie kämpfen und durch Wetteifer in der Gelehrsamkeit den Neologen die Waage halten mußten. So ziemlich in der Mitte hielten sich Morus, Döderlein, Ammon, Stäudlin, Bretschneider. Weniger durch Dogmatik und Theorie, als durch kritische Bibelforschung, schlossen sich an die Rationalisten an, der Hersteller des Bibeltextes Griesbach in Jena, der berühmte Orientalist F. K. Rosenmüller, J. G. Eichhorn, Wetstein, Mat-

thäi, Heß, Vater, Gesenius ꝛc. und die zahlreichen Bearbeiter der Kirchengeschichte, unter denen Spittler, durch pragmatische Uebersicht und Unpartheilichkeit, Plank durch Entwicklung der Dogmen namentlich des Protestantismus selbst, Schrökh durch äußerst fleißige Sammlung des historischen Materials, Neander durch streng wissenschaftliche Kritik der älteren Kirchenlehre sich den größten Ruhm, außer diesen aber Walch, Henke, Baumgarten, Stäudlin, Schmidt, Marheinecke, Augusti, Tittmann, Münter, Gieseler, Münscher, Füßli, Hoßbach ꝛc. sich mannigfache Verdienste erwarben.

Der wissenschaftliche Geist hatte sich der ganzen Theologie bemeistert, daß alle Partheien der kritischen und historischen Forschung gleich sehr bedurften, die Altgläubigen, um zu zeigen, daß ihr Buchstabe auch Geist habe, die Rationalisten um zu zeigen, daß ihre Vernunft auch in der Schrift gegründet sey, und die Pietisten, um zu zeigen, daß auch ihre Religion des Gefühls und der Liebe schriftmäßig und die echt biblische sey. Daher wurden alle Partheihäupter große Gelehrte und Kritik und Geschichte die gemeinschaftliche Waffe.

Im Wesentlichen halten die Supranaturalisten oder buchstabengläubigen Altlutheraner mit den gefühlgläubigen Pietisten und protestantischen Mystikern zusammen ge-

gen die vernunft- oder denkgläubigen Rationalisten, obgleich jene erstern wieder unter einander sehr gesondert sind.

Die Rationalisten, deren Hauptstütze innerhalb der Theologie die vorhin schon erwähnten biblischen Philologen, Orientalisten, Kritiker und Historiker sind, stützen sich außerdem auf die weltliche Philosophie, und zwar, wie natürlich, zunächst auf Kant, dessen aristotelische, kritische, von jeder Schwärmerei entfernte Methode, ihnen am meisten zusagen mußte. Sie konnten nicht besser das ihnen verhaßte Mystische in der Religion beseitigen, als indem sie mit Kant die absolute Wahrheit dahingestellt seyn ließen und nur eine relative annahmen. Sie sagten, man könne das Geheimniß der Gottheit auf keine Weise enträthseln, es sey also besser, dasselbe auf sich beruhen zu lassen, als durch falsche Erklärungen den Sinn der Menschen zu bethören, und Aberglauben und hierarchischen Trug zu befördern; und es sey, bei der Unerklärlichkeit der göttlichen Dinge, des Menschen allein würdig, Gott durch Sittlichkeit und durch Gebrauch des, Täuschung und Lüge entlarvenden Verstandes zu ehren. Es ist nicht zu leugnen, daß diese theologischen Kantianer, ja selbst die reinen Zweifler, wie der Wolfenbüttelsche Fragmentist, als eine Opposition, wenn sie nur nicht einseitig mit ihren Extremen siegen, ein wohlthätiger Sauerteig im

Protestantismus sind. Die Kritiker, die Helden des Verstandes, sind die Engel, die mit dem scharfen blitzenden Flammenschwert der Denkkraft in das Paradies der Kirche gesendet sind, um die unwürdigen Bewohner auszutreiben. Einer Masse gegenüber, die in roher Sinnlichkeit, in dumpfem Gefühl oder in blindem Autoritätsglauben entartet ist, einer Geschichte gegenüber, die auf jedem aufgeschlagenen Blatte nur beweist, wie weit wir noch zurück sind, welchen unendlichen Weg der Geist noch voraussieht, haben diese Männer eine Arbeit übernommen, die des menschlichen Geistes eben so auf die höchste Weise würdig ist, als er die schwerste Aufgabe für denselben seyn muß. Die Sinnlichkeit und die Gewalt der Phantasie, das Gemüth und alle angeborne Schwächen der Menschen sind die Mächte, gegen deren Entartung und Verderbniß sie ankämpfen und der Verstand, das kleine Richtmaß, ist das einzige Werkzeug, mit dem sie die Höhen und Tiefen des alten Felsen bewältigen wollen. Wenn die Art, wie die Denkkraft angewendet wird, auch selbst der Verderbniß unterworfen ist, so ist schon die bloße Freiheit ihrer Anwendung für das menschliche Geschlecht von unermeßlichem Vortheil, denn nur im Bilden reinigt sich die Kraft. Zu dieser Freiheit gehört unmittelbar die Mittheilung, die Oeffentlichkeit, oder vielmehr sie besteht nur im öffentlichen Denken oder Reden,

denn ein Gedanke an sich, im Innern verschlossen, kann so wenig frei genannt werden, als es möglich ist, ihn zu unterdrücken. Daß nun jene Kritiker alle religiösen Gegenstände zur Sprache bringen, ist an sich ein unsterbliches Verdienst, wenn sie es auch noch nicht auf die vollkommenste Weise thäten. Sie behaupten das ewige Recht der Gedankenmittheilung und machen dieses allgemeine Recht zu ihrer Pflicht, und hüten als sehr ehrenwerthe Wächter den einzigen Weg, auf dem die Meinungen sich austauschen, die Ueberzeugungen sich läutern können. Sie zeigen jeden offenen Frevel, der sich hinter den Schild der Religion flüchten will, achtsam an, und ziehen die verborgenen an das Licht. Sie zwingen den Gegner Rede zu stehn und strafen die Dummheit, die ohne Beruf herrschen will, und die Arglist, die eine schlechte Sache verheimlicht, um sie nicht vertheidigen zu müssen. Wer erkennt nicht den Segen religiöser Mittheilung, gegenüber jener asiatischen Abgeschlossenheit, da kein Volk weiß, was über den Bergen geglaubt wird.

Es liegt etwas schlechterdings Nothwendiges in dieser Prüfung des Verstandes. Jeder Mensch findet in sich den Verstand als ein intellectuelles Gewissen und er vermag die Stimme desselben durch Täuschungen des Sinnes oder Gefühls zwar lange, doch nicht für immer zu übertäuben Dies Gewissen regt sich

aber auch im Ganzen des Völkerlebens und vernichtet in jenen Täuschungen die Wurzeln des Unrechts und des Elends. Es ist die reine Mathematik und Logik des Verstandes, die uns verliehen ist, um die Harmonie aller in uns liegenden Kräfte zu erkennen und zu bewahren. Sie kann die blühende Sinnlichkeit nicht hinwegdenken, aber sie mäßigt das Ueberwallen der sinnlichen Kraft; sie kann das tiefe Gefühl nicht aus den Herzen klügeln, aber sie führt die wahnsinnige Leidenschaft in die Grenzen der gesunden Natur zurück. Wenn daher die Sinnlichkeit uns zu seelenlosem Götzendienst verführt, das Gefühl ertödtet und den Verstand gefangen nimmt, wenn das überspannte Gefühl den Leib abtödtet und den Verstand in stumpfsinnigem Hinbrüten ersticken will, so wird eben dieser Verstand das gestörte Gleichgewicht erkennen und durch die Erkenntniß wieder herstellen. Dennoch kann der Verstand selbst in eine ganz ähnliche Tyrannei entarten, sofern er ausschließlich herrschen will, und dieses Extrem tritt in der Regel ein, sobald der Verstand siegreich ein Extrem der Sinnlichkeit oder der Leidenschaft überwunden hat. Der Verstand, der über die nächtliche Welt, darin sinnliche Triebe und monströse Leidenschaften durcheinander wühlen, ein überraschendes Licht verbreitet, woran das Ungeheure sich verzehrt, wie Traumbilder, wenn das Auge den Tag sieht, wird eben so bald zur fres=

senden Feuersflamme und will nichts dulden als sich. Kaum hat er den Götzen entlarvt und gestürzt, so bannt er das schöne Geheimniß des Göttlichen ganz aus der sinnlichen Natur, kaum hat er die Raserei der Leidenschaften bewältigt, so läugnet er die Offenbarungen des Herzens. Kaum hat er die Aristokratie der Priesterkaste besiegt, so errichtet er selbst wieder den Wohlfahrtsausschuß, der jeden für kopflos erklärt, der Gott nicht blos im Kopfe hat. Zuletzt, und dies ist die Krisis seines Fanatismus, constituirt die Denkkraft sich als das Absolute, allem Seyn zu Grunde Liegende, und dekretirt von ihrem Ich herab das Daseyn Gottes oder der Vernunft, oder wie ihr das Ding nennen wollt. An der Hand der Philosophie haben deutsche Theologen alle Stadien dieses Verstandesfiebers eben so consequent und gleichzeitig, nur mehr versteckt, durchgemacht, wie die Politiker praktisch und öffentlich in der französischen Revolution.

Man gab das todte Wort wieder auf, um ein lebendiges Denken an seine Stelle treten zu lassen, aber auch dieser Fortschritt geschah noch in der einseitigen Richtung, welche die Reformation vorgezeichnet hatte, ja er hat zum Extrem der Lehre geführt. Erst mit der Alleinherrschaft des Begriffs über das Wort, selbst das heilige, erreichte jene Lehre den Culminationspunkt, die bestimmt schien, den Sinnen-

glauben zu zerstören, und den Gefühlsglauben hervorzurufen. Man ließ einseitig nur das Denken Gottes gelten und verschmähte jede Vorstellung, jedes Gefühl des Göttlichen als Täuschung, ja das Wort selbst wurde mit Recht nur als ein Bild betrachtet, das an sich nichts und etwas nur durch den lebendigen Begriff sey, und das den freien Begriff nie fesseln dürfe. Die Unterordnung des Wortes unter den Begriff war unstreitig ein großer Fortschritt, aber die Ausschließlichkeit eines Denkglaubens, die Verwerfung der Vorstellung und des Gefühls war nur wieder die alte Einseitigkeit. Man glaubte nur, was man beweisen konnte, wie das Ein mal Eins, und da man den Glauben aus dem Beweise ableiten wollte, der selbst nur aus dem Glauben geführt werden konnte, so mußte man in die seltsamsten Widersprüche und Trugschlüsse gerathen. Wenn nichts so segensreich gewirkt hat, als die verständige Erkenntniß des frühern kirchlichen Verderbens, wenn auch das Denken Gottes, die Reflexion über die ewige Harmonie der Dinge der wahren Andacht niemals fehlen sollte, wenn auch gerade sie es ist, die uns die Bilder und Gefühle von Gott nicht vertilgt, aber reinigt, so ist doch auch kaum ein roher Götzendienst, kaum ein dumpfes Andachtsgefühl, kaum ein sklavisches Wortebeten so plump und arm gewesen, als jene logischen Beweise von den Eigenschaften Gottes, die das höchste

Wesen zu analysiren streben, wie der Mineralog ein Fossil, und deren letzter Satz: ich glaube, weil ich denke! doch nie eines ersten: ich denke, weil ich glaube! entbehren konnte.

Während sich eine Menge Ungläubiger, Atheisten, Deisten, Materialisten, seit Voltaire und Hume, oder seit den Wolfenbüttelschen Fragmenten und Friedrich dem Einzigen dreist von der Kirche lossagten, sie anfeindeten oder sie wenigstens gleichgültig auf sich beruhen ließen, bildete sich dagegen innerhalb der Kirche eine eigenthümliche Gattung von Mineurs, die unter der Maske der Kirchlichkeit und Rechtgläubigkeit doch ganz desselben Unglaubens lebten. Lächelnd lehren die Herren ihre liebe theologische Jugend, der Unglauben sey eben der wahre apostolische, urchristliche, durch Vernunft und Schrift erwiesene Glaube. Christus selbst, — sie verleugnen ihn nicht — er ist ihnen ein gar lieber Mann, aber sie legen ihm alle ihre Plattitüden in den Mund und er wird durch exegetische Taschenspielereien bald zu einem Kantianer, bald zu einem Hegelianer, bald zu einem andern —aner gemacht, wie es dem Herrn Professor beliebt. Es kommt ja doch alles in unsrem gelehrten Zeitalter nur auf die Auslegungskunst an, und man könnte sogar ein Bonze seyn und auf die symbolischen Bücher des Fo schwören und doch vermittelst einer geschickten Exegese den dummen Büchern

einen so vernünftigen Sinn unterstellen, als man nur immer Lust hätte. Das Wort läßt man stehn, man schwört sogar darauf, aber man denkt dabei etwas Andres. Sollte die reservatio mentalis etwas seyn, was die katholische Geistlichkeit allein in Erbpacht genommen hätte? Sollte es allein unter den Katholiken schlaue Jesuiten geben dürfen? Sind wir nicht auch pfiffige Leute? Doch ich will nicht ungerecht seyn. Etwas Unlauteres ist in der Sache, aber es liegt vielleicht nicht im Zweck, nur im Mittel. Die Leute wollen nicht heucheln, sie glauben es nur thun zu müssen, in guter Absicht, um durch dieses fromme Mittel das wahre Wohl der Menschheit zu befördern. Sie wollen auf diese normale, legitime, kirchliche Weise allmählig und unmerklich, blos durch eine Uebersetzungskunst, die alte Dummheit des Glaubens in die neue Weisheit des Denkens umwandeln. Es liegt sogar, wenn man will, etwas Rührendes in der lebenslänglichen Mühe, den ungeheuern, in den tiefsten Wurzeln ruhenden, himmelanstrebenden, mit tausend Schlingpflanzen, Ranken und üppigen Blumen durchflochtenen Urwald der Bibel durch exegetisches Ausrotten, Ausjäten und Beschneiden endlich in das kahlmäusige, mit ein Paar nach französischer Gartenkunst mathematisch zugeschnittenen Taxushecken durchkreuzte, und von einem kleinen philosophischen Springbrünnlein mäßig belebte Vernunft-

system eines Halbkantianers oder Halbhegelianers umzuarbeiten. Tragisch ist es wenigstens, wenn dann die Arbeit nach fünfzig Jahren vollendet ist und der wackere Arbeitsmann sich seines Werkes freuen will, siehe da kommen andre Leute, die sehn den Urwald noch stehn, den alten heiligen Wald, an den nimmer eine Axt rührt, und alles was der Arbeitsmann gethan, war Trug, er hatte den Wald nur in seiner Einbildung umgehauen, das kahle Taxusgärtlein existirte nur in seinem denkgläubigen Kopfe.

Die Lächerlichkeit, ihre Vernunft aus der Bibel herauskünsteln zu wollen, wäre vielleicht unerklärlich, wenn die Herren nicht gerade auf diese Herleitung aus der Bibel einen großen praktischen Werth legten. Die Bibel und ihre Vernunft sind unvereinbar, warum lassen sie sie nun nicht getrennt von einander? Warum wollen sie mit aller Gewalt zusammenreimen, was nun und nimmer zusammenreimt? Antwort: wenn sie auch von der Untrüglichkeit ihrer Vernunft überzeugt sind, so sagt ihnen doch ein gewisser Instinkt, daß dieser Vernunft etwas fehlt, um sie eindringlich zu machen; sie verschmähen also nicht, die von ihnen selbst verachtete, die ihnen so sehr im Wege liegende, oft sogar verhaßte, aber doch vom Volk heilig geachtete Bibel durch die gehörige Zustutzung und Auslegung zu einer Urkundsperson ihrer Vernunft zu machen. Die Bibel ist einmal im un-

bestrittenen Besitz der Autorität; sie wissen, wie viel der Besitz werth ist, und suchen daher, sich in diesen Besitz zu setzen. Wenn die Bibel nicht durch ihren Geist und Buchstaben in der Gemeinde herrschte, würde sich um dieses lästige Buch gewiß kein Rationalist bekümmern.

Die Art, wie man die Bibel nun malträtirt, um die moderne Vernunft der Rationalisten aus ihr herauszutorquiren, ist so erbaulich als mannigfaltig. Die Einen, an deren Spitze Paulus in Heidelberg steht, sagen, man müsse die Erzählungen der Bibel anerkennen als Berichte von wahren Thatsachen, diese Thatsachen aber, die nur scheinbare Wunder seyen, ließen sich allemal natürlich erklären. Daß Christus bei der Hochzeit war, sey richtig, daß statt des Wassers Wein zum Vorschein gekommen sey, das sey eben so gewiß; aber Christus habe das Wasser nicht durch ein Wunder, sondern durch ein klein wenig Taschenspielerei verwandelt. Lazarus sey nicht vom Tode, wohl aber vom Scheintode aufgeweckt worden, denn Christus sey kein Wunderthäter, wohl aber ein Arzt gewesen ꝛc. Die Andern verwerfen die Wahrheit der Thatsachen und erklären die biblischen Erzählungen für Mythen und Gleichnisse, hinter denen Philosophien und Mythen der frühern Zeit versteckt seyen. In diesem Sinne hat noch jüngsthin Strauß ein scharfsinniges Werk geschrieben. Sehr

witzig hat Steffens auf den Widerspruch in dieser doppelten rationalistischen Exegese aufmerksam gemacht, und gefragt: „ob man denn Wunder in einem Gedicht aus der Physik erklären wolle?"

Beide Erklärungsweisen reichen jedoch nicht hin, die Ehrfurcht vor Christi Person zu erschüttern. Trotz aller natürlichen Auslegegungen sieht man in ihm das hohe Ideal der sittlichen Welt und das bleibt ein ewiges Wunder. Trotz aller mythischen Auslegungen sieht man in ihm den Zerstörer des alten Heidenthums, den Begründer einer neuen, ganz andern Zeit, den neuen Adam, den ersten im göttlichen Geist Wiedergebornen, den Vater einer neuen geistigen Menschheit.

Die Kritiker verderben nicht so viel als die Schwätzer. Jüngere Rationalisten fallen zuweilen auf poetische Citate, um die Löcher ihrer Vernunft damit zu flicken. So hat Einer Göthes König in Thule und das „trank nie einen Tropfen mehr" mit dem Leiden und Sterben Jesu in Verbindung gebracht, und der Bibel noch eine Ehre anzuthun geglaubt, wenn er sie mit Göthe vergleicht. Es wird vielleicht noch ärger kommen. Die ästhetische und philosophische Verbildung bemächtigen sich allmählig aller Gebiete der Literatur, und in den Köpfen junger naseweiser Dozenten liegt wie in einem Räucherpulverglase alles durcheinander.

Zu geschweigen der ältern Rationalisten Nitzsch, Greiling, Theiß, Kindervater, Bartels ꝛc., unter denen wohl der berühmte Canzelredner Reinhard in Dresden der populärste ist, glänzen neben Paulus hauptsächlich sein Freund Johann Heinrich Voß, von dem später unter den Dichtern mehr die Rede seyn wird, Tzschirner, der nicht so listig wie Paulus, sondern frei und kriegerisch auftrat, der Leipziger Krug, der noch trivialere Gedanken als Paulus in einem gefälligeren Style vortrug, daher den Haufen mehr gewann, der rüstige Kirchenzeitungsschreiber Zimmermann in Darmstadt, der gleichwohl auch gegen den Zeitgeist schrieb, Röhr in Weimar, die Preußen Gesenius und Wegscheider, die jüngst mit den Supranaturalisten in so heftigen Kampf geriethen ꝛc. Es wären viele hundert Namen anzugeben, aber ich würde mich wohl hüten, sie alle zu nennen, auch wenn ich sie alle kennte, denn sie vermehren sich in solchem Grade, daß in zehn Jahren schon wieder ganz andre Namen unter ihnen vorleuchten werden. Es genügt, das eine Princip zu bezeichnen, dem diese Vielen alle huldigen.

Den Rationalisten verwandt, doch keine ihrer Beschönigungen theilend, steht der liebenswürdige, hypochondrische, unlängst verstorbene Jochmann, der über Theologie schrieb, ohne Priester zu seyn und

seinen Namen, so lange er lebte, nie genannt wissen wollte, in seiner Art einzig da. In den anonymen, bei Winter in Heidelberg erschienenen „Betrachtungen über den Protestantismus" deckt er alle Mängel der protestantischen, hauptsächlich der deutschen und englischen Theologie und Kirche schonungslos, aber mit tiefem Gefühl für Recht und Wahrheit auf. Steffens geistreiche Klagen über die falsche Theologie enthalten ebenfalls sehr viel Wahres.

Die Supranaturalisten, die das Uebernatürliche im Christenthum schlechthin anerkennen, ohne es bekritteln, oder erklären, ja nur über das Unerklärliche sich wie Schleiermacher beruhigen zu wollen, sondern die gerade ihre Freude am Geheimniß als solchem haben, theilten sich von Anfang an in Buchstabengläubige und Gefühlsgläubige, Orthodoxe und Pietisten. Von der ersten, der Storr'schen Schule in Tübingen 2c. haben wir schon geschrieben. Wir gehen zu den Gefühlsgläubigen über, müssen aber auch unter diesen wieder die mehr kirchlichen Sentimentalen von den eigentlichen Pietisten und Sektirern gerade so unterscheiden, wie wir die mehr kirchlichen Rationalisten von den eigentlichen Freigeistern unterschieden haben. Denn die Gefühlsgläubigen sind am Ende so klug gewesen, wie die Denkgläubigen und haben das kirchliche Terrain zu behaupten und zu beherrschen versucht, wogegen sie früher entweder von

den Buchstabengläubigen excommunicirt wurden oder sich freiwillig isolirten.

Wie Kant auf die Denkgläubigen, so übten Herder und Jakobi auf die Gefühlsgläubigen den größten Einfluß. Im vorigen Jahrhundert herrschte aber noch zu sehr der Rationalismus und der Buchstabenglaube vor, als daß die Gefühlstheologen innerhalb der Kirche große Fortschritte gemacht hätten. Lavater sowohl als Jung Stilling erscheinen nur als Dilettanten, hatten ihren Wirkungskreis unter den Laien, und galten als halbe Sektirer. Sie waren die ersten, die, seitdem Thomasius den Hexenprozessen ein Ende gemacht hatte, den auf die Schrift und Vernunft allein angewiesenen Glauben von neuem auf Thatsachen einer in die unsre unmittelbar hineinragenden Geisterwelt begründeten. Lavater predigte nicht nur den Gefühlsglauben, sondern mischte auch so viel Phantasie hinzu, daß man ihn schon vor mehr als fünfzig Jahren des Katholicismus verdächtigte, wie er denn wirklich auf die Glaubensänderung des Grafen Stollberg einwirkte; überdies aber huldigte er dem Geisterglauben, den, nach dem Vorgange der Gaßnerschen Beschwörungen, hauptsächlich Jung Stilling in seiner „Theorie der Geisterkunde“ predigte, und an die Geisterseherei die triviale Nutzanwendung knüpfte, man solle fromm und gläubig seyn, damit man nicht einst als Gespenst umherwandeln

müsse. Stilling war ein guter lieber schwacher deutscher Mann, wie es deren so viele gibt, aber alle seine Schriften haben eine Physiognomie der bornirten Angst, die sie mir von jeher unerträglich gemacht haben. Es ist noch derselbe krasse Aberglaube der Hexenprozesse, den er predigt, aber in jener ältern Zeit war doch dieser Aberglaube noch kräftig, man wagte noch ein Bündniß mit dem Teufel, und ließ es sich in der Walpurgisnacht bei Spiel und Tanz gefallen. Aber nun, die verruchte, nie genug mit Hohn zu brandmarkende, Schwächlichkeit der modernen deutschen Bildung, hat auch von diesem alten Aberglauben, wie von allem Alten, das Dumme behalten und nur das Kräftige weggelassen. An die Stelle des Uebermuths mit dem die Alten der Hölle entgegenzogen, ist jetzt Furcht, an die Stelle des Kampfs, Flucht getreten. Statt des Faustischen Höllenzwangs, der den Teufel selbst zum Knecht des Menschen bändigte, sieht man jetzt nur in blinder Knabenangst betende und flennende Männer mit Geberdungen, als ob es Weiber wären.

Weit bedeutender tritt Eckartshausen auf, der zwar den Visionen nicht allein Aufmerksamkeit schenkte, und nicht blos in den frommen Schauern schwelgte, welche dieselben erwecken, sondern der zugleich tiefer Denker war, und uns in dem „Salzbund Gottes" ein sehr interessantes, aus den Ideen Jakob

Böhme's und der Rosenkreuzer geschöpftes System hinterlassen hat. Noch origineller, wenn auch nicht durch ein System, doch durch einzelne blitzende Gedanken und eine kernige, sonderbare Sprache ausgezeichnet, erscheint Hamann, dem erst in neuerer Zeit der verdiente Ruhm geworden ist. Noch etwas früher in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts predigte Edelmann die Alleinherrschaft der Liebe, der wirklichen Bruderliebe der Menschen unter einander, im Gegensatz gegen die etwas abgeschmackte Liebe der Herrenhuter zu Christo, mit dem sie in der That wie Mädchen mit einer Puppe ein kindisches Spiel trieben. Ich erwähne diesen Edelmann um so mehr, als er in mehreren Handbüchern noch immer unter der Firma eines gottlosen Atheisten neben den Voltairianern mitläuft, was er wahrlich nicht verdient.

Eine eigenthümliche Bahn schlugen Daub und Schwarz in Heidelberg ein, indem sie die Theologie mit der Schelling'schen Philosophie in Verbindung brachten. Später ging Daub zu Hegel über. Clodius huldigte dagegen unter den Protestanten am meisten Jakobi. Krummacher suchte in Herders poetischem Sinne durch Parabeln zu wirken, die ihm großen Ruhm erwarben.

In neuerer Zeit bildete sich aus der alten Buchstabentheologie, die überall noch Anhänger behielt,

z. B. Harms, Scheibel in Breslau, (als dessen Schüler sich Steffens noch unlängst zur verstricktesten Observanz des Lutherthums bekannte) eine neue Schule des auf die Schrift sich gründenden, kritischen und wissenschaftlichen Gefühlsglaubens. An ihrer Spitze steht Tholuk, ihr eifrigster Vorkämpfer ist Hengstenberg, verwandt mit ihr Guericke, Twesten. Tholuk hat sich ein unsterbliches Verdienst um die Geschichte der orientalischen Mystik erworben, deren edelste Blüthen er in ein Bouquet gewunden hat. Hengstenberg ist im Gefühl der theologischen Verirrungen von Zorn ergriffen worden, und wahrlich ich ehre diesen Zorn, denn ich theile ihn sattsam, aber Hengstenberg ist unduldsam, schüttet das Kind mit dem Bade aus, eifert ohne Gerechtigkeit, und ist darum selbst schuld, wenn er nichts ausrichtet. Man muß die Hühner aus dem Garten jagen können, ohne selbst deshalb die Beete zu zertreten.

Neben der Kirche sind Dilettanten und Sektirer in jüngster Zeit nicht unthätig gewesen, Steine zu einem neuen Gebäude zusammenzutragen, und man ist dabei auf verschiednen Wegen der Forschung wieder zu dem Punkte gelangt, wo Jung Stilling stehen geblieben war. Die Geisterlehre bildet den Zauberkreis, in dem der Altar der neuen Kirche aufgerichtet wird. Schon Horst warf in seiner „Zauberblibliothek“ und „Dämonologie“ gleichsam verliebte

Blicke in die Geisterwelt, schämte sich aber an sie zu glauben und sammelte nur mit historischer Treue, was dahin einschlug. J. F. v. Meyer bekannte sich nicht nur mit Freimuth, sondern sogar mit Stolz zu dem Geisterglauben und unterstützte ihn durch eben so viel philosophischen Tiefsinn als exegetische Gelehrsamkeit. Seine „Bibelerklärungen," sein „Hades," seine „Blätter für höhere Wahrheit" und die von ihm herausgegebenen „Wahrnehmungen einer Seherin" nehmen in der mystischen Literatur der neuesten Zeit den ersten Rang ein. Zwar ist darin ein gewisses andächtiges Geschwätz, das blos subjective Empfindungen ausdrückt, mit den tiefsten und reichsten Gedanken gepaart, inzwischen darf man es nur wie Wasser vom Goldsand ablaufen lassen. Auch sein Stolz ist bisweilen beleidigend für Andersdenkende, allein kann man diesen Stolz einem Geiste verdenken, der von den Flachköpfen des Tages mißkannt und gerade um des Edelsten willen, das ihm eigen ist, für einen aberwitzigen Schwärmer gehalten wird? und ist der Stolz nicht besser, als erheuchelte Demuth? Die Wahrnehmungen einer Seherin sind eine Frucht des Magnetismus, und wohl in geistiger Beziehung die reifste, die von diesem neuen Baume des Erkenntnisses gepflückt worden. Sie enthalten ein System, das in der Mitte steht zwischen dem von Jakob Böhme und Swedenborg, und überhaupt, zur Vermitt-

lung aller einander innerlich so nahe verwandten mystischen Systeme dient, indem es einem von Wasserwolken vielfach durchbrochenen, aber eben deshalb sie verbindenden, Regenbogen gleicht. G. H. Schubert, ein Schüler Schellings und ausgezeichneter Naturphilosoph, hat in seiner „Geschichte der Seele," „Symbolik des Traumes," so wie in fast allen seinen naturwissenschaftlichen Werken die Beziehungen des Magnetismus auf eine höhre Welt nachzuweisen gesucht und dabei einen eben so frommen, als tiefpoetischen Sinn und nicht weniger Gelehrsamkeit als praktische Naturkenntniß bewährt. Auch die von den Basler Pietisten herausgegebnen Reden von Hellsehenden, die noch wenig bekannt scheinen, bilden einen sehr interessanten Bestandtheil dieser Literatur. Endlich haben Justinus Kerner, der Dichter, und Eschenmayer, der Philosoph, durch ihre Schriften über die Seherin von Prevorst in den letzten Jahren allgemeines Aufsehen erregt, und dadurch auch Görres und Franz Baader veranlaßt, Verwandtes über ältere und neuere Visionärs mitzutheilen. Schade nur, daß die Gesichte der Seherin von Prevorst uns nicht nur in Bezug auf das Object, sondern auch in Bezug auf die subjective Art der Auffassung zu Jung Stilling zurückgeführt haben, nämlich zu gemeinen Spuckgeschichten und zu der gemeinen Gespensterfurcht. Das ist eine armselige,

grobe Geisterwelt, an die sich die zarten und erhabenen Ahnungen, die sonst im Magnetismus, in den Visionen andrer Seherinnen und Seher und in den Divinationen der Mystiker liegen, nicht leicht anknüpfen lassen, und die dem Mißbrauch der Gläubigen, dem Spott der Ungläubigen allzuviele Seiten blos gibt.

Eine der merkwürdigsten Erscheinungen in der neuesten theologischen Literatur ist die Verbreitung der Lehre Swedenborgs, durch Uebersetzung seiner Schriften von Tafel und Hofaker in Tübingen. Diese Lehre hängt zwar durch ein innerliches Band mit der alten orientalischen und romantischen Mystik zusammen, aus dem südlichen Saamen ist aber in der nordischen Heimath eine ganz eigenthümliche Pflanze aufgesproßt. Man kann ihn den protestantischen Muhamed des Nordens nennen, sofern er nicht nur eine neue Lehre, sondern auch eine neue Kirche verkündet, und nicht nur wie Luther auf die Schrift die alte Offenbarung und die Vernunft, sondern auch eine neue, ihm selbst als dem Propheten gewordne Offenbarung auf unmittelbare himmlische Eingebung gründet. Wie aber im Charakter der heißen Zone Muhameds Lehre die der Knechtschaft ist, so ist im Charakter des Nordens Swedenborgs Lehre die der Freiheit, die kühnste, die es geben kann. Sie sagt daher den poetischen Rationalisten (wie Göthe, der ihr huldigte) nicht weniger zu, als den Anhän-

gern des Magnetismus, und es wäre nicht unmög-
lich, daß sie noch eine große Verbreitung finden und
später einmal einen mächtigen Gegensatz gegen die ro-
manische Mystik, welcher der Süden immer treu blei-
ben wird, bilden könnte. Das Charakteristische die-
ser Lehre ist der consequenteste Protestantismus, die
Opposition einer absoluten Freiheit und Selbstbestim-
mung gegen die göttliche Bestimmung des Menschen.
Alles was der Mensch diesseits und jenseits des To-
des werden kann, wird er nur durch sich selbst, durch
die Richtung, die er sich selbst gibt, und wenn er
nicht in die höheren Regionen eingeht, so ist es sein
eigner Wille, so thut er es blos deswegen nicht, weil
ihm nicht wohl darin ist, weil er gemeinere Umge-
bungen vorzieht. In dieser Lehre ist alles heiter,
klar, wohnlich, man ist darin wie zu Hause, und das
Wunderbare, was wir jenseits ahnen, und die Schre-
cken davon fallen weg. Es gibt in der That keine
Lehre, die dem Weltverstande der heutigen Zeit mehr
zusagte. Sie ist, hinsichtlich der Selbstbestimmung
dem Fichtianismus und dadurch allen Freiheitsideen
der modernen Wissenschaft auf's innigste verwandt.
Selbst der Umgang mit der Geisterwelt erscheint da-
rin als etwas sehr Natürliches. Swedenberg gehört
dem Norden an, der selbst in seinen Bewohnern von
der magnetischen Kraft durchdrungen ist, wie die Vi-
sionen und sonambulen Zustände aller hohen Nordländer,

der Hebridenbewohner, der Grönländer, der Schamane 2c. beweisen. Der animalische Magnetismus ist dort so natürlich wie der physische, das innere Licht so gewöhnlich wie das Nordlicht und wie dieses eine Selbsterleuchtung der Erde, eine Uebersetzung des Planeten in die Sonne ist, so das innere Licht des Magnetisirten eine Selbstapotheose des Menschen, eine Uebersetzung des sterblichen Individuums in die unsterbliche Geisterwelt, wenn auch Beides in sehr beschränktem Maaße; und nicht ohne eine Täuschung, die nothwendig in der Umkehr der Verhältnisse liegt. Der nordische Seher und das Nordlicht erhellen uns nur die Nacht, sind aber weit entfernt vom Tage, und dem, der in seiner Lehre wandelte und einst den wahren Himmel tagen sieht, dem wird seyn, wie einem, der nur das Nordlicht gesehen, es für die Sonne hielt und plötzlich diese selbst sieht.

Ich glaube mithin, die Lehre Swedenborgs wird, so sehr sie auch von einer Seite her zur Aufklärung über die religiösen Dinge beitragen muß und so erhaben sie auch rücksichtlich ihrer, auf Freiheit gegründeten Moral ist, doch immer einen Gegensatz bilden gegen die ältere und romantische Lehre von der, von oben her begnadigenden Liebe. Gewiß aber, wenn die erbärmliche Trivialität und Ideenlosigkeit der Theologie allmählig mehr und mehr der tiefern Forschung

weicht, wird Swedenborgs Lehre nicht ohne großen Einfluß bleiben.

So weit die Literatur. Inzwischen gibt es in Deutschland eine große Menge von eigentlich sogenannten Pietisten oder Stillen im Lande, die außer der Bibel und einigen Traktätlein fast keine Literatur haben, oder sich an ältere Mystiker, an Böhme, Gichtel, Gutmann, Arndt, Tersteegen, Bengel 2c. halten, und mehr für sich in stillem Conventikel beten, als sich auf dem literarischen Forum herumtreiben. Unscheinbar und geräuschlos schlägt dieser Pietismus seine Wurzeln in die Tiefe, und findet mannigfache Nahrung, wenn auch keineswegs oder nur selten in neuern Büchern, doch desto mehr in neuern Empfindungen, in der Mißstimmung der Zeit.

Da wo der gemeine Mann, den schreienden Mißklang zwischen dem was ist und dem, was seyn sollte, ahndend, sich in tiefer Andacht zu Gott flüchtet, sehe ich den Anfangspunkt großer Dinge. Nur im Pietismus geht der Mensch rückwärts bis zu jener innersten und tiefsten Quelle geistiger Verjüngung, aus der ein neuer Strom des Lebens bricht, wenn der alte versiegt ist. Alle anderen Richtungen unsrer Zeit bewegen sich mehr nur auf der Oberfläche wider und durch einander.

Wie der Protestantismus den Uebergang vom Sinnlichen zum Verstande, so bezeichnet der Pietis-

mus den Uebergang vom Verstande zum Gemüth. Ist aber dieser Kreislauf vollendet, hat Vorstellung, Begriff und Gefühl, jedes in einseitiger Herrschaft sich durchgebildet, so werden sie in harmonischer Durchdringung von Neuem die Idee gebären. Der Pietismus wird einst den Uebergang zu einer neuen, die ganze gebildete Welt beherrschenden, Mystik bilden.

Der Pietismus muß nothwendig drei Crisen erleben, und wir befinden uns noch in der ersten. Er muß anfangs noch an den Protestantismus gebunden, noch von dessen Einfluß beherrscht erscheinen, weil er von kleinem Anfang beginnend nur mühsam sein Daseyn unter Beibehaltung der alten Formen fristet. Zugleich ist diese Periode die politische und weltliche, und der Pietismus wird nicht nur durch die herrschenden Kirchen, sondern auch durch den Zeitgeist niedergedrückt. In einer zweiten Crisis aber wird er über beide herrschend werden, und in das Extrem der Einseitigkeit fallen. In der dritten endlich wird er mit dem Protestantismus und Katholicismus sich versöhnen und eine neue Kirche begründen.

So widersinnig diese Prophezeihung, in unserer, den religiösen Interessen fast abgestorbenen, indifferenten, weltlichen Zeit dem großen Haufen derer erscheinen möchte, welche gar nicht an die Zukunft denken, oder sie nur mit Idealen weltlicher Staaten erfüllen, so wird doch eine kleine Minderzahl mit

mir übereinstimmen. Die Wenigen, die in dieser Zeit von Gott erfüllt sind, werden nicht zweifeln, daß wieder eine Zeit, wenn auch spät kommen werde, da das religiöse Interesse jedes andere beherrschen wird, und daß der Pietismus der Weg dazu sey, daß in ihm die neue Verjüngung des verachteten Glaubens und die Versöhnung der bisher getrennten Religionsparteien vorbereitet werde.

Denen, welche die Macht einer religiösen Gesellschaft bezweifeln, wenn sie nicht in eine starke äußere Kirche consolidirt ist, muß bemerkt werden, daß die Pietisten, theils in der gegenwärtigen Zeit wirklich noch zu vereinzelt, schwach und vom Einfluß der bisherigen Systeme noch beherrscht zu uneinig und oft zu verderbt sind, um eine mächtige Kirche herzustellen; daß es theils aber auch gar nicht im Wesen des Pietismus liegt, sich äußerlich geltend zu machen und mit weltlicher Macht zu umkleiden. Der Pietist lebt im Gemüth und wendet sich von allen Aeußerlichkeiten ab. Der Strom der Gefühle consolidirt sich schwer, und wo nur immer innerlich empfunden wird, ist nicht einmal ein Lehrsystem, geschweige denn die starre Form einer sichtbaren Kirche leicht gegründet. Dennoch ist die Macht des Gefühls ohne alle äußern Hülfsmittel und Schutzwehren stark genug, sich zu verbreiten, und die äußern Schranken fremder Kirchen eben so zu überschreiten,

als sich selbst äußern Verfolgungen zu entziehn. Diese Macht besteht unsichtbar und unantastbar, und täuscht jede Berechnung ihrer Gegner. Niemand kann verhindern, sie dereinst zur herrschenden zu machen, und ist sie dies geworden, so werden wir Erscheinungen sehn, die niemand erwartet hätte.

Die ersten Anfänge des Pietismus zeigen noch den ganzen Einfluß des Protestantismus, aus dem sie hervorgegangen. Die ersten Pietisten wollten nur den reinen Protestantismus darstellen, in derselben Weise, wie die Jesuiten den reinen Katholicismus. Daher sind sie auch ein vollkommenes Gegenbild der Jesuiten. Die innige Gemeinschaft mit Jesus, der durchgebildete Roman der Seelenliebschaft, die Bußfertigkeit, die Zerknirschung, die Entzückung und die Visionen, endlich die aufopfernde Dienstfertigkeit, die Bekehrung der Heiden, die Missionen nach fremden Welttheilen sind beiden gemein, nur daß die Jesuiten damit heuchelten, und nur die Zwecke der Hierarchie verfolgten, während die Pietisten das nach ihrer Meinung Gute um sein selbst willen thaten. Die Pietisten wollten anfangs nur einen geläuterten Protestantismus und sich keineswegs von der protestantischen Kirche trennen. Wo dies geschah, war es doch immer nur im Namen des reinen Protestantismus, und schon daß es geschah, zeigt noch von dem Einfluß des alten Systems. Indem sie eine äußere

verschaffen, arme Abenteurer, die auf eine bequeme Weise Krippenreiterei treiben und kokette Weiber, die unter dem Namen einer büßenden Magdalena nur die sündige spielen wollen. Alle diese Mißbräuche sind indeß nicht dem Pietismus an sich, sondern der Stellung zuzuschreiben, in welcher er sich jetzt noch befindet. Der Weltgeist, dem der Pietismus noch erliegt, treibt auf solche Weise Hohn und Spott mit ihm.

Eine große Zahl von Pietisten sucht diesem Weltgeist dadurch zu entfliehn, daß sie sich von allem irdischen so weit als möglich zurückziehn und nicht einmal mehr denken wollen. Dies ist der Quietismus im Pietismus, sein Extrem, die einseitigste Verirrung, deren er fähig ist. Zu diesem Quietismus sind die niedern Klassen am geneigtesten, weil der Stolz und Hochmuth der Unwissenheit denen am leichtesten wird, die wirklich am unwissendsten sind. Auch die ganz abgeschwächten Vornehmen suchen den Quietismus, um selbst in der äußersten Impotenz noch eine Wollust zu finden.

Am schlimmsten sind die blutigen Pietisten, deren Phantasie durch die Bilder von den Wunden des Lammes total verdorben ist. Eine Fleischerbank ist in der That kein Altar. Diese Blutbader sind der reine Gegensatz der Rationalisten, aber beide sind gleich geschmacklos.

Die Menschen sollen allerdings gleich seyn vor Gott, wie vor dem Gesetz, aber so wie der einzelne Bürger, wie ihn Talent und Glück begünstigen, sich ein größeres Vermögen erwerben kann, als ein Anderer, also auch kann er in religiösen Dingen, wenn er mit Geist und Gaben versehn ist, sich etwas zulegen, seine Idee von der Gottheit etwas reichlicher ausstatten, ihr ein etwas saubereres Kleid anziehn und ihr in seinem Geist einen etwas schönern Tempel erbauen. Es wäre wenigstens der krasseste Terrorismus der Gleichheit, wenn wir Andern verdammt seyn sollten, uns unsern Gott so homöopathisch zu vedünnen, wie die Deisten, und der ganzen kerngesunden Menschheit die religiöse Hektik der Denkgläubigkeit anzukränkeln. Dennoch wäre dieses Auspumpen alles religiösen Lebens noch nicht so abscheulich als die kannibalische Lust, womit unsre Pietisten, die das den Rationalisten abgeschröpfte Blut eingesogen zu haben scheinen, sich selbst und alles, was sie nur berühren, mit Blut beschmieren, und immer nur in Blut und Blutgedanken baden. Jene ökonomischen Denkgläubigen, denen selbst die Kirchen m ä u s e noch zu fett sind, führen nur das lawsche Blutsaugersystem in die Theologie ein, während diese bluttrunkenen Pietisten wahre Sebtembriseurs sind und um das Kreuz tanzen wie um die Guillotine, glücklich, wenn sie nur Blut sehn und

in Blut baden können. Sie unterscheiden sich von den Sanskulotten in der That nur dadurch, daß sie das Blut um des Opfers willen interessirt, während jene das Opfer nur um des Blutes willen interessirte. Beides läuft aber im barbarischen Resultat auf eins hinaus. Also, wenn es seyn muß, lieber verdurstet, als im Blut erstickt.

Alle diese Verirrungen hindern indeß nicht, daß sich der Pietismus immer mehr ausbreitet und in der Achtung selbst der Gebildeten immer mehr steigt. Als Religion des Gemüthes ist er ein unentbehrliches Bedürfniß derer geworden, denen der Wort- und Denkglauben der Protestanten nicht mehr genügen konnte.

Der Pietismus findet am meisten Anhang unter den niedern Klassen der Gesellschaft, theils weil diese minder verdorben sind als die höhern, theils weil sie nicht so sehr in den Genüssen der Erde schwelgen, um den Himmel darüber zu vergessen. Da, wo das feine Gift der Unsittlichkeit und die hochmüthige Weltklugheit noch nicht so tief eingedrungen, ist das Gemüth noch frisch und stark, der höchsten und längsten Entzückung fähig. Und da, wo äußerlich Noth und Mangel, Verachtung und Unfreiheit herrschen, sucht der Mensch sich gern die innerliche Freiheit, das innerliche Glück. Es sucht den Himmel, wem die Erde nichts bietet. Und sollen wir die innere lebendige

Wärme, welche die großen Massen des Volks im Pietismus ergriffen und sie freundlich schirmt gegen den Frost des Lebens, sollen wir den blühenden Sinn für Liebe, der in die kleine Gesellschaft flüchtet, weil ihn die große zurückstößt, sollen wir die innere Erhebung mißbilligen und verdammen, die den Frommen den letzten Rest von menschlicher Würde sichert, wenn Niedrigkeit, Armuth und Laster sich verbunden, sie niederzutreten. Es ist der niedrigste Stand, es sind die Armen, welche die Massen der pietistischen Gesellschaften bilden. Ist es nicht ein schöner Zug dieses Volks, daß es in der eignen Brust den Stern findet, der ihm in der Nacht des Lebens leuchtet? Ist diese verachtete Frömmigkeit nicht die einzige Schutzwehr gegen thierische Abstumpfung und Niederträchtigkeit, wie gegen frivole oder verzweifelte, zu Revolutionen führende Entschließungen? Ein Umstand wird dem Pietismus besonders jetzt günstig, der Mangel an öffentlichem Leben und der Eigennutz, der das Privatleben zerrüttet. Während der Engländer seine große Staatsthätigkeit, der Franzose seine geselligen Genüsse, der Italiäner seine Natur besitzt, findet der Deutsche den Himmel nur in sich selbst. Die Langweiligkeit des Staatslebens, die Perfidie der bürgerlichen Gesellschaft und oft zugleich die Einförmigkeit der Natur und des häuslichen Lebens machen ihm, wie die Wonne frommer Herzens-

in Blut baden können. Sie unterscheiden sich von den Sanskulotten in der That nur dadurch, daß sie das Blut um des Opfers willen interessirt, während jene das Opfer nur um des Blutes willen interessirte. Beides läuft aber im barbarischen Resultat auf eins hinaus. Also, wenn es seyn muß, lieber verdurstet, als im Blut erstickt.

Alle diese Verirrungen hindern indeß nicht, daß sich der Pietismus immer mehr ausbreitet und in der Achtung selbst der Gebildeten immer mehr steigt. Als Religion des Gemüthes ist er ein unentbehrliches Bedürfniß derer geworden, denen der Wort- und Denkglauben der Protestanten nicht mehr genügen konnte.

Der Pietismus findet am meisten Anhang unter den niedern Klassen der Gesellschaft, theils weil diese minder verdorben sind als die höhern, theils weil sie nicht so sehr in den Genüssen der Erde schwelgen, um den Himmel darüber zu vergessen. Da, wo das feine Gift der Unsittlichkeit und die hochmüthige Weltklugheit noch nicht so tief eingedrungen, ist das Gemüth noch frisch und stark, der höchsten und längsten Entzückung fähig. Und da, wo äußerlich Noth und Mangel, Verachtung und Unfreiheit herrschen, sucht der Mensch sich gern die innerliche Freiheit, das innerliche Glück. Es sucht den Himmel, wem die Erde nichts bietet. Und sollen wir die innere lebendige

Wärme, welche die großen Massen des Volks im Pietismus ergriffen und sie freundlich schirmt gegen den Frost des Lebens, sollen wir den blühenden Sinn für Liebe, der in die kleine Gesellschaft flüchtet, weil ihn die große zurückstößt, sollen wir die innere Erhebung mißbilligen und verdammen, die den Frommen den letzten Rest von menschlicher Würde sichert, wenn Niedrigkeit, Armuth und Laster sich verbunden, sie niederzutreten. Es ist der niedrigste Stand, es sind die Armen, welche die Massen der pietistischen Gesellschaften bilden. Ist es nicht ein schöner Zug dieses Volks, daß es in der eignen Brust den Stern findet, der ihm in der Nacht des Lebens leuchtet? Ist diese verachtete Frömmigkeit nicht die einzige Schutzwehr gegen thierische Abstumpfung und Niederträchtigkeit, wie gegen frivole oder verzweifelte, zu Revolutionen führende Entschließungen? Ein Umstand wird dem Pietismus besonders jetzt günstig, der Mangel an öffentlichem Leben und der Eigennutz, der das Privatleben zerrüttet. Während der Engländer seine große Staatsthätigkeit, der Franzose seine geselligen Genüsse, der Italiäner seine Natur besitzt, findet der Deutsche den Himmel nur in sich selbst. Die Langweiligkeit des Staatslebens, die Perfidie der bürgerlichen Gesellschaft und oft zugleich die Einförmigkeit der Natur und des häuslichen Lebens machen ihm, wie die Wonne frommer Herzens-

ergießung, so die Gesellschaft theuer und unentbehrlich, die mit ihm die gleiche Gesinnung theilt, und es verbindet sich damit eine eigenthümliche Sehnsucht, welche die Deutschen von allen Parteien immer ausgezeichnet hat, eine abgeschlossene Gemeinde der Heiligen, der Auserwählten, der Apostel einer Idee zu bilden. Dies war und ist das stärkste Band unter den Separatisten.

Wir haben aber gesehen, wie sich in neuerer Zeit theils im Schooße der Theologie selbst, theils von Seiten der Philosophie, Poesie und Naturwissenschaft her eine neue Mystik gebildet und diesem pietistischen Wesen in den niedern Classen der Gesellschaft wenn noch nicht eng angeschlossen, doch genähert hat, um sich künftig mit ihm zu durchdringen, und dadurch im Boden des Volks anzuwurzeln. Wenn sich das tiefere religiöse Bedürfniß im Volk und diese gebildeten Geister begegnen, so ist allerdings zu hoffen, daß die Kirche nach und nach von ihrem innersten geistigen Mittelpunkt und von ihren untersten Keimen her eine Regeneration erleben werde. Wir sehen, wie Katholiken und Protestanten auf gleiche Weise nach dieser innern Mitte sich neigen, und auch dieses Schisma der Gemeinden kann nur von innen aufgehoben werden, und muß wie eine in zwei Hälften zerbrochene Schaale aus einander fallen, wenn erst der innere ganze volle Keim gereift ist.

Nicht mit Unrecht hat man die Mystik die Nachtseite des Lebens genannt. Die Nacht hat ihre Gespenster, aber auch ihre Sterne. Wenn es lichter Morgen ist, und die lärmenden Geschäfte uns in Anspruch nehmen, denken wir nicht mehr daran, weder an die Gespenster noch an die Sterne. In der gegenwärtigen politischen Aufregung können mystische Schriften nur wenig Aufmerksamkeit erregen, ja es bedurfte dieser Aufregung nicht erst, auch vorher herrschte in der Literatur ein so lauter Lärmen, daß die Werke der stillen und geheimnißvollen Nacht darüber fast vergessen wurden.

Ueber Gespenster zu klagen, geht an; am besten, man lacht darüber. Aber warum klagt man auch die stillen Sterne an, daß sie über den Wolken und über der Sonne fortleuchten, auch wenn wir sie nicht sehen? Ehren wir die Geschäfte des Tages, doch was haben uns die Augen des Himmels gethan, die unsichtbar über uns wachen, daß wir sie schelten sollten? Wohl kommt jedem die Stunde der Nacht, da er sehnsuchtsvoll aufblickt zu den Sternen, und hineinblickt in den noch tiefern Sternenhimmel der eignen Seele.

Etwas Gespenstisches, bösartig und lächerlich zugleich, ist in dem mystischen Treiben aller Zeiten gewesen und besonders auch in der neuesten. Der boshafteste unter allen politischen Teufeln hat von

jeher des frommen Eremiten Gewand angezogen. Dann hat wieder eben aus Verzweiflung an der äußern Welt, in der so sichtbar der Teufel hauste, manch frommer Geist ascetisch sich zurückgezogen in die innere Beschauung, und die Hypochondrie der Einsamkeit hat kranke Einbildungen in ihm erzeugt, die wieder der Welt zum Gespött werden mußten. Endlich hat die liebe Eitelkeit in dem, freilich nicht ächten, sondern nur zur Schau gestellten Mysticismus ein bequemes Mittel gefunden, wichtig und vornehm zu thun. Manche die es gerne mit Verstand und Witz versucht hätten, wenn sie welchen gehabt, stellten sich, als ob sie diesen Verstand und Witz verachteten, und gaben vor, in des Gemüthes Tiefen ganz andre Offenbarungen gefunden zu haben. Durch solche Mißbräuche ist allerdings die Klage über mystische Umtriebe gerechtfertigt.

Allein gerade das Edelste ist am meisten der Entweihung ausgesetzt, und nur die Brutalität eines bösen Willens oder die liebe Dummheit mag das Edle selbst mit seiner Entweihung verwechseln. Spottet nur der nächtlichen Gespenster, doch ehrt die heilige Nacht. Wenn die Sonne sinkt, treten die ewigen Sterne hervor; wenn das Alltägliche vollbracht ist, erwacht in uns das Bewußtseyn eines andern, eines ewigen Lebens. Von der Oberfläche blickt der Geist in die Tiefe, von den offenbaren Wirkungen

in die geheimnißvollen Ursachen und Folgen, von der Gegenwart in den Anfang und das Ende. Ja, es gibt eine unendliche Tiefe der Dinge, es gibt einen Gott, eine Ewigkeit und der Mensch ist selbst so tiefen Ursprungs und für mehr bestimmt als für die Alltäglichkeit. Darum sind die Bestrebungen des menschlichen Geistes, die an die Idee jener höhern und ewigen Ordnung geknüpft sind, in der unser kleines Daseyn sich verliert, mit nichten blos Phantastereien und Modeerscheinungen, die, gleich Ossians Wolkenbildern, am Berge vorüberjagen. Nein, inmitten dieser wilden Wolkenjagd steht der Fels des Glaubens unverrückt und ewig fest, und wenn die Nebel sich wieder senken, wird des Berges Haupt die Sonne grüßen.

Seit Schwedenborg in der sogenannten Aufklärungsperiode des philosophischen Jahrhunderts hörte man wenig mehr von Mystik. Die Eckarthausen, Jung Stilling, Lavater blieben untergeordnet. Erst in der neuern Zeit ist der mystische Tiefsinn wieder erwacht, wie überhaupt sich der Gemüther wieder eine religiöse Richtung bemeistert hat. Man mag sich darüber zu täuschen suchen, wie man will, einige neuere mystische Schriften haben selbst die Klügsten in unserer Zeit überrascht, und wodurch? Göthe sagt sehr richtig in Wilhelm Meisters Lehrbrief: „der Ernst überrascht uns.“ Das ist in drei Wor-

ten das Bekenntniß eines ganzen Zeitalters. Ja, es ist der Ernst, der alle überrascht, denen die Religion nur ein Spiel der Gewohnheit oder des Witzes geworden war. Man hatte sich in die allerbequemste Verfassung gesetzt, gleichsam vom Parterre aus die Thaten der alten Glaubenshelden, den Liebreiz der Legenden und die poetische Tiefe einiger Visionärs ästhetisch zu genießen, allein es fiel niemanden ein, zu glauben, daß derlei Poesie wieder zur Wirklichkeit werden und leibhaftig in unser Alltagsleben hineintreten könnte. Man stellte die Heiligen, Propheten und Seher mit den alten Rittern in eine Linie, und glaubte, ein neuer Prophet könnte sich zu den alten nur so verhalten, wie Don Quixotte zu den alten Rittern. In gewissem Sinne hatte man auch Recht, denn es ist keineswegs zu läugnen, daß die Kirche ihre Don Quixottes gehabt, wie die Chevalerie. Allein die Religion ist mit nichten etwas so vorübergehendes, wie der Feudalgeist. In ihre Tiefe reicht die Leiter aller Jahrhunderte nicht hinab. Sie läßt sich nicht erschöpfen, nicht ausleben. Es ist immer nur eine optische Täuschung, wenn sie den Menschen in eine mythische Ferne zurückschwindet. Ihr Geist bleibt immer gegenwärtig, denn er ist immer in uns.

Die höhere Bedeutung, die dem Mysticismus und Pietismus zukommt, hat man in der jüngsten

Zeit nicht nur bei uns, sondern auch in Frankreich durch den politischen Mißbrauch anerkannt, den man davon zu machen versucht hat. In Deutschland sind die Pietisten im legitimen, in Frankreich sind sie im republikanischen Sinne bearbeitet worden. Hier rechnet man auf ihre Liebe zur Ruhe, auf ihre Demuth, auf ihren Gehorsam; dort rechnet man auf ihre Fähigkeit, sich zu enthusiasmiren, auf ihre wie im Krater glühende Seele. Doch bleibt der Einfluß der Pietisten auf die Politik spätern Zeiten vorbehalten; der Einfluß der Politik auf die Pietisten bildet erst die Vorbereitung dazu.

Kehren wir nun wieder in das eigentlich literarische Gebiet zurück. Daß der protestantischen Partei eine richtige Mitte nicht fehlen kann, ist begreiflich; daß sie sogar in einer Zeit der religiösen Indifferenz die erste Rolle spielen muß, ist natürlich.

In der Mitte zwischen den Rationalisten und den Suprarationalisten und zugleich über beiden steht Schleiermacher und seine weitverbreitete Schule. Er ließ dem Glauben sein Recht, aber auch der Vernunft. Er machte die Buchstabengläubigen mit der Vernunft vertrauter, indem er ihnen zeigte, daß sie im Buchstaben sey, und er belehrte die Denkgläubigen, sie brauchten nicht erst um Gotteswillen ihr bischen Vernunft in die dumme Bibel hineinzutragen, sondern es sey schon genug Vernunft in ihr, mehr

als sie begriffen. Er söhnte Vernunft und Glauben, Philosophie und Christenthum mit einander aus. In gleicher Weise aber ließ er auch dem Gefühlsglauben sein Recht widerfahren und wenn er, als Protestant und strenger Denker, die mit der Phantasie und den Leidenschaften verwandte Seite des Gefühls ausschloß, so machte er doch das moralische Gefühl zu einer Hauptquelle des religiösen Lebens. Somit schuf er eine Theologie, die nach drei Seiten hin mit den bisher herrschenden Parteien verwandt und geeignet war, einerseits die Gebildetsten, andrerseits die Schwachen und Friedliebenden von allen diesen Parteien in sich aufzunehmen und der Gegenwart wenigstens einen provisorischen Friedenszustand, eine Aristokratie der Mäßigung zu gewähren. Allein gerade das, wodurch Schleiermacher sich so große Verdienste um die Gegenwart erworben hat, sein Einfluß auf die gebildeten Klassen, hat ihn vom eigentlichen religiösen Tiefsinn ausgeschlossen. Er ist Lehrer nur der höhern Gesellschaft, nicht des Volks. Er ist ein geschickter Advokat Gottes, aber kein Prophet. Man kann ihn das größte theologische Talent nennen, wie Göthen das größte poetische; aber es ist mehr Form als Inhalt bei ihm, mehr das Zeigen oder Verhüllen der Sache, als die Sache selbst. Schleiermacher sagt das Beste über die göttlichen Dinge, was man sagen kann, aber dies ist nicht der Gott, nur sein

Kleid. Er hat die vollkommenste Religion, aber aus dem Indicativ in den Conjunctiv übersetzt. Er bezeichnet, wie die gerade Linie durch unendlich viele krumme, so das Unbedingte durch zahllose Bedingungen, und kommt zu der Erklärung: „es ist einmal so oder es soll einmal so seyn," durch gar zu viele wohlwollende und wissenschaftliche Umschweife, um uns ja zu nichts zu zwingen, wovon wir uns nicht erst hätten überzeugen lassen. Seine verständige Begeisterung entzündet durch eine wunderbare Zurüstung von logischen Formeln gleichsam optisch wie durch Brennspiegel von Eis das heilige Feuer der christlich-platonischen Liebe. Paulus sagt: denke, damit du nicht fühlst, nicht durch die dämmernde Gemüthswelt in den Irrthum geführt wirst. Schleiermacher sagt: denke, damit du fühlst. Aber es ist doch ein etwas kühles Gefühl, dieses gedachte Gefühl, eine todte Braut, alle rothen Rosen sind zu weißen geworden. Wahrlich in den altkatholischen Hymnen, in Paul Gerhardts gottmuthigem Liede, in der Einfalt selbst mancher alten Pastillen ist mehr Wärme, als in den Marmorhallen dieses antik-romantischen, west-östlichen Protestantismus. Und ist sie denn durchaus nothwendig, diese besondere Religion für Gebildete diese Rücksicht für das Vornehme, die, indem sie das Vornehme für die Religion gewinnt, ihm zugleich die alte Einfalt des Glaubens zum Opfer bringen

muß? Die Religion wird doch wohl noch so viel werth seyn, als Shakspeare, der bekanntlich den Gebildeten und Ungebildeten gleich sehr anspricht. Sollten die Gebildeten wirklich mehr für eine ihrer Capacität schmeichelnde Philosophie, als für eine ihre Eitelkeit niederbeugende Schreckenstheologie empfänglich seyn? Ich stimme für den Schrecken. Eine Wahrheit, die den vornehmen Geist nicht erschüttert, nicht packt mit Riesenfaust, ist ihm keine. Wirkt auf die Frömmigkeit Anderer, aber nicht durch geschmeidige Phrasen, sondern durch erschütternde Wahrheit, die immer einfach redet und den Mantel nicht in künstliche Falten legt; und sey es euch alsdann auch nicht blos um die Gebildeten, um die Vornehmen zu thun, bei denen ihr doch nichts ausrichtet, sondern wirkt auf das Volk, für das Volk. Wollt ihr den religiösen Sinn wieder erwecken, so macht auch die gefangene Kirche frei und gebt dem Volke sein altes Recht zurück, wehrt euch als ächte Rüstzeuge Gottes mit Geist und Gaben um die Freiheit der protestantischen Gemeinde — aber beugt nicht eure weisheitsstolzen Häupter vor jeder kleinen weltlichen Rücksicht.

Schleiermacher hat sich um die sittlichen und wissenschaftlichen Momente des Christenthums hoch verdient gemacht, und einen Geschmack in die Theologie gebracht, der eben so des erhabnen Gegenstandes,

als der Stufe unsrer Bildung angemessen ist. Dies erkenne ich bewundernd an. Sofern er aber eine große Schule gebildet hat, muß man beklagen, daß seine Theologie zu sehr eine gesellschaftliche Aristokratie voraussetzt, zu wenig herzlich, einfach, volksthümlich ist; und daß sie ferner zu contemplativ, in ihrer Temperatur zu kühl, gleichsam vornehm discret ist, und zu wenig anregt, zu wenig straft. Zwar ist der Herr größer, wenn er naht in Windes Säuseln, als wenn er daherfährt mit Sturmgewalt; doch alles hat seine Zeit, sagt der weise Salomon; und der Herr säuselt nur zur rechten Zeit, wenn alles wohl bestellt ist, wenn er den Edeln und den Glücklichen sich naht; wenn er aber die Gewaltigen der Erde und ihre Hoffahrt sieht und der Völker Missethat und Schmach, dann kommt er, schrecklich im Ungewitter und läßt seine Donner vor sich her gehen. Ach, unser Clerus zürnt nicht mehr, das ist das Demüthigendste, was man von ihm sagen kann. Er läßt nicht nur sich, sondern auch der ihm anvertrauten Völkerheerde alles gefallen, er ist gar sanftmüthig, gar eingeschüchtert. Man kann nicht eigentlich sagen, er sey servil, denn dazu gehört noch eine Art von Hitze; er ist blos schwach, thut, was man von ihm haben will, mit süßer Miene, kehrt alles zum Besten, deckt auch über die größte Gewaltthat den Mantel der christlichen Liebe, weiß alles, wenn man es ihn

heißt, als eine göttliche Gnade oder mindestens Schickung zu beschönigen, findet für alles einen rechtfertigenden Bibeltext und predigt darüber mit der ernsthaftesten Andacht von der Welt, ja er würde Christum geißeln und kreuzigen, wenn es Herodes oder Pilatus beföhle, und nicht einmal den Leidenden beschimpfen und verhöhnen, sondern mit loyaler Genugthuung und sich selbst liebkosendem Lächeln ganz ruhig, sanft, ja süß darein sehn.

Wenn die Schleiermachersche Schule denselben Geist anwendete, volksthümlich zu werden, der sie bei der Behauptung ihrer wissenschaftlichen Stellung auszeichnet, so würde sie vielleicht eine lange dauernde Herrschaft gewinnen können. Ihre vorzüglichsten Anhänger sind gegenwärtig Dewette, Sack, Lücke, Gieseler, Umbreit, Ullmann. Die vier letzten haben als Herausgeber der „Theologischen Studien und Kritiken“ die erste Stelle unter den theologischen Journalisten eingenommen, und walten darin mit eben so viel Gelehrsamkeit als Unparteilichkeit, aber mit zu wenig Feuer, und Feuer, Feuer braucht unsre naßkalte Theologie.

O könnte ich mich des theologischen Wassers erwehren! Ich halte unwillkührlich an, ich mag nicht tiefer hineingehen und doch darf ich von unsrer Erbauungsliteratur nicht schweigen.

Diese unermeßliche, durchaus unter Wasser ge-

setzte Literatur verdankt ihren Reichthum theils der allgemeinen Hinneigung des Protestantismus zum Wortemachen, theils aber auch und hauptsächlich der Industrie, die da Bücher auf den Kauf fabricirt, für alle Stände, Geschlechter und Alter.

Im vorigen Jahrhundert machte sich diese Red- und Schreibseligkeit mehr in Predigten Luft, im jetzigen dagegen mehr in häuslichen Erbauungsbüchern, Vorbereitungsschriften für Confirmanden, religiösen Schul- und Unterhaltungsbüchern, einer theologischen Kinder- und Damenliteratur. In den Predigten herrschte noch mehr der altprotestantische Ernst, der richtende und strafende, obgleich er ganz entsetzlich breit und wässrig war und gleich einer zweiten Sündfluth die armen Seelen ersäufte. Unsre Predigten können über eine gewisse Monotonie nicht hinauskommen, weil sie in ihrer sonn- und festtäglichen Wiederkehr und aristokratischen Beschränkung auf den dafür einstudirten und bezahlten Prediger bei weitem nicht die Begeisterung athmen können, die den Predigten der ältesten Christen wie denen der Camisarden, Methodisten rc. eigen waren; wozu noch die politische Censur, das höfliche und loyale Geschwätz kommt, durch welches so häufig, jetzt fast ausnahmslos unsre Tempel entweiht und zu polizeilichen Ermahnungsanstalten erniedrigt werden. Ueberhaupt sollte nie der Priester

predigen, sondern nur der Prophet, d. h. nie der besoldete Schwätzer ex officio, sondern der freiwillige begeisterte Redner. Die Predigten würden dann seltner seyn, aber um so besser. In diesem vorgeschriebnen, alltäglichen Wortemachen muß der Geist so sicher getödtet werden, als in den übertriebnen Ceremonien des katholischen Cultus. Großer Gott, wie viel Predigten sind in Deutschland, England und Holland schon gehalten worden, und was wird davon übrig bleiben, werth daß es auch die Nachwelt noch lese?

Die berühmtesten unter unsern Predigern waren seit der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts Jerusalem, Ribbeck, Klefecker, Hacker, Cramer, Häfeli, Reinhardt in Dresden, Schott, Hüffel, Dräsecke, Ammon, Veillodter, Marezoll, Goldmann, in jüngster Zeit der beredte Seubert rc. rc. rc. Zur lutherischen Derbheit ist keiner zurückgekommen, zum geistvollen Scherz eines Abraham a Santa Klara darf sich die sauersehende protestantische Muse nicht herablassen, desto mehr ist in der breiten Manier des wohlredenden weiland römischen Bürgermeisters Cicero geleistet worden, die Schleiermacher wieder in die graziösere Sprache Platos zurückgeführt hat. Mäßigung, gütiger Ernst, gewinnende Suada sind der allgemeine Charakter unsrer Predigten, nur mit dem Unterschied,

daß der eine mehr, der andre weniger Wasser hinzugießt; hin und wieder schleicht sich noch ein scharfer Vorwurf ein, wie eine Binse unter die Blumen, aber Propheten sind all diese Prediger nicht, und die Kanzel wird ihnen nie zum feurigen Eliaswagen. Wo sollten sie auch den Geist dazu hernehmen? Es sind ja keine Auserwählten des Volks, es sind nur wohleingeschulte Staatsdiener, es sind Geheime-Kirchenräthe, Generalsuperintendenten, Oberconsistorialräthe, kurz ihre Aemter wie ihre Pflichten schreiben sich aus der Antichambre und Canzleistube her, wie kann Einer da ein Prophet seyn wollen, es stritte gegen alle Subordination und Dienstpragmatik.

Die geistlichen Erziehungs- und Erbauungsschriften sind der Auswurf nicht nur der theologischen, sondern überhaupt der deutschen Literatur. Ich kann nicht an sie denken ohne Zorn, und ein so schlechtes Zeugniß der Zorn für die Kritik abzulegen scheint, so muß ich doch sagen, wer über gewisse Bücher nicht in Zorn gerathen kann, der ist unfähig und unwürdig, Kritik zu üben. Die leider zahllosen Verfasser dieser, wie Unkraut überall wuchernden, Literatur theilen sich in gutmüthige Salbader, die da wirklich meinen, mit ihrem zudringlichen Ermahnen, Fingerzeiggeben, Handführen, Streicheln und Hofmeistern die arge Welt bessern zu können, und in Specu-

lanten, die fromme Bücher machen, weil sie Absatz finden.

Unter den erstern glänzen sehr berühmte Namen. Die Leichtigkeit zu orakeln verführt in Deutschland beinahe jeden, der eine Pfarre und Quarre hat, der christlichen Mitwelt seinen weisen Rath aufzudringen. Da sitzen die Rathgeber in allen Städtchen und Dörfchen zu tausenden, mit aufgehobenem Zeigfinger, wie die Brahminen unter den Lianenbäumen, aber die Brahminen haben wenigstens die Tugend zu schweigen und sich ihr Theil blos zu denken, während das bei uns durch einander plappert als wenn zehntausend Windmühlen zugleich in Bewegung wären.

Ich will die großen Verdienste nicht in Abrede stellen, welche sich viele Theologen, z. B. Zerrenner, Niemeyer, Schwarz in Heidelberg, Dinter, Niedhammer, Hoppenstedt ꝛc. um die Schule erworben haben; allein die Einmischung einer so großen Menge andrer Geistlichen in die Erziehungsliteratur hat nur die Religion herabwürdigen und die Erziehung verweichlichen können. Am eckelhaftesten aber ist die fromme Lektüre für Damen, die sich an die für Kinder anschloß, und worin geistliche Koketterie mit jeder Art von Fadheit und Pinselei gepaart erscheint, so daß ich mir schlechterdings, so gut bevölkert auch meine Phantasie ist, das

verächtlichste unter den männlichen Geschöpfen unter keinem andern Bilde zu denken vermag, als unter dem eines protestantischen, süßlächelnden, vor seinen Kindern und Damen orakelnden Salbaders.

Die Andachten Sturms gehören eigentlich noch zu denen des frommen Arndt, so wie die Lieder Gellerts noch zu den altprotestantischen. Der erste moderne Toilettenpfaff war Hermes, der schon zwischen der Andacht der Damen von Erziehung und der des übrigen Weiberpöbels einen Unterschied statuirte. Dann kam in den glückseligen achtziger Jahren Johann Sintenis, dessen „Vater Roderich“ und „Hallos glücklicher Abend“ die lange unabsehliche Reihe frommer, in Romanform versteckter, Salbadereien beginnen sollte. Ihm folgte Demme mit seinem „Pächter Martin und sein Vater.“ Im Jahr 1792 schrieb Stephani ein moralisches Schauspiel für die Jugend „Menschenhaß und kindliche Reue,“ wozu er den großen Moralisten Kotzebue benutzt hatte. Dann folgte Ewald mit seinem Erbauungsbuch für Frauenzimmer, mit seiner „Kunst, ein gutes Mädchen, eine gute Frau und eine gute Mutter zu werden,“ wie auch mit seiner „Kunst, ein guter Jüngling, guter Gatte und Vater zu werden“ ꝛc. abgeschmackte Bücher, wozu Jury die Kupfer lieferte, und die in mehr als einer Hinsicht aufbewahrt zu werden verdienen, weil sie zeigen, bis zu welchem Grade die

deutsche Weichlichkeit, Familienhätschelei, philiströse Sentimentalität und Loyalität gehen konnte. Besondern Ruhm errang sich Ehrenberg, der nicht genug für das vornehme Weibervolk schreiben konnte, als da sind „Reden an die Gebildeten des weiblichen Geschlechts, Euphranor, Seelengemälde, weiblicher Sinn, ländliche Stunden aus Agathens Leben ꝛc. ꝛc.“ Ditto der berühmte Wilmsen mit seinen zahllosen Kinderschriften, Hersilias Lebenswege, Euphrosine ꝛc. ꝛc. ꝛc. Girardet mit seinen Andachtsstunden, Briefen einer Mutter an ihre Tochter, Grumbach mit seiner Siona, Darstellungen aus der Gemüthswelt ꝛc. Spiecker, Friedrich, Gebauer, Serrius, ꝛc. ꝛc.

Unter den Dichtern erwarb sich Krummacher durch seine schönen Parabeln wahres Verdienst, auch Knapp und Spitta schrieben tief empfundene geistliche Gedichte. Nach Witschels Vorgang waren besonders häufig die Morgen- und Abendopfer, poetische Gebete, Umschreibungen des Vaterunsers, ꝛc. Warum soll uns denn das alte Vaterunser und die ehrliche Bibelsprache nicht genug seyn, warum müssen wir sie in süßliche Verse verwässern? Abgehärtet gegen zahllose Abgeschmacktheiten der deutschen Literatur, kann ich doch nicht verhehlen, daß es mich allemal heiß überläuft, wenn ich solche Spielerei mit Gottes Wort treiben sehe. Und wenn es noch

Einer allein gethan hätte, wenn jener Witschel allein das warnende Beispiel religiöser Fadheit aufgestellt hätte, möchte es drum seyn; aber daß nun alle Jahre eine Menge solcher süßlichen, weichlichen, seufzenden, augenverdrehenden, koketten, pinselhaften, geschniegelten und gebiegelten Liedersammlungen herauskommen, ist doch zu stark. In der Regel sind ihre Verfasser Geistliche, die sich bei Mädchenerziehungsanstalten — ich kenne dergleichen mehrere — wichtig machen. Diese sentimentalen Leute meinen, weil sie junge Mädchen vor sich haben, gegen die man alleweg galant und zart seyn müsse, müsse auch Gottes Wort ihnen verzärtelt, verdünnt und versüßt werden. Die Sprache der Bibel scheint ihnen viel zu rauh und unmanierlich, also zieht man wie von kräftigen Gebirgskräutern nur ein Tröpfchen Essenz davon ab, mischt es mit Zucker, packt es in feines Postpapier mit einer niedlichen Devise und gibt es als gottseliges Bonbon dem lieben Beichttöchterchen zu schlucken. Auf diese Weise wird der zarten Flora der Stadt, oder der Pension, oder des Hofes die ganze Religion glatt und zuckersüß beigebracht. Der Gott des Schreckens, der Donnerer vom Sinai darf die lieben Mädchen nicht erschrecken, darum faltet er seine Blitze zierlich zusammen und dämpft den Donner in leichthinschaukelndem Versmaß. Die Schauer des Grabes und die Qualen der Hölle dürfen die lieben Mädchen

nicht erschrecken, sie werden zugedeckt durch einen antiken Sarkophag mit Mathisson'schen Basreliefs und ein schöner Genius senkt mit graziöser Tournüre seine Fackel. Die Propheten reden wie der Kanonikus Tiedge und der Heiland wie der Prediger Witschel, anstatt daß diese allenfalls wie jene reden sollten. — Das Widerwärtigste in solchen Andachten ist die ewig wiederkehrende Reflexion der Unschuld über sich selbst, das ununterbrochene Sichselbstzurufen des Reinen: Bleibe rein! Ich meine, wenn irgend etwas im Stande ist, die reine unbefangene Jugend auf unrechte Gedanken zu bringen, es gerade diese dummen, gutgemeinten Fingerzeige sind. Man soll doch um Gotteswillen die Unschuld niemals darauf aufmerksam machen, daß sie Unschuld ist. Im allerseltsamsten Widerspruche damit steht aber vollends das ewige Sichselbstanklagen der Sündhaftigkeit. Denken wir uns ein junges unschuldiges Mädchen, dergleichen in der Regel zur Konfirmationszeit oder sonst bei feierlichen Anlässen solche Bücher zum Geschenk erhalten, denken wir uns nun ein solches, wenn sie auf der einen Seite beten muß: o Gott, ich danke Dir, daß ich so unschuldig bin, wie süß, wie hold, wie rein, wie gut, wie fromm, wie lieb ist Unschuld, laß mich doch immer unschuldig bleiben, und auf alles fein aufmerken, was den Spiegel meiner Unschuld trüben könnte ꝛc. — und wenn sie auf

der andern Seite liest: wir sind ja alle Sünder, auch ich bin eine Sünderin, und du, o Herr, hast mir meine Sündenlast abgenommen 2c. Was soll ein unschuldiges Mädchen mit dem Einen, was mit dem Andern anfangen? Zum Glück liest sie gemeiniglich über das Eine wie über das Andere hinweg, wie Erbauungsbücher gewöhnlich gelesen werden.

Uns ist bekannt, daß je mehr man vom Gefühl schwatzt, je weniger es da ist, und daß eine Empfindung, deren Ausdrücke man gedruckt vor sich liest, eben deßhalb um so seltner in der Brust innen empfunden wird; und darum haben wir immer behauptet und werden immer behaupten, daß das Gefühlsgeschwätz in Büchern nichts als eine Eselsbrücke für das faule Gemüth, nichts als ein Ableiter wirklicher Empfindungen, und nichts als eine protestantische Wiederholung des Rosenkranzabbetens ist, denn so gewiß als ein junges Mädchen diesen gedankenlos herunter paternostert, eben so gefühllos liest es die sentimentalen Phrasen in den süßlichen protestantischen Andachtsbüchern herunter. Ja dieses gedruckte Vorempfinden im Buche hemmt die wirkliche Empfindung in der Brust noch weit mehr, als die bloße objektive Anregung zum Empfinden in einem Rosenkranz-Abkugeln, denn wenn der Mensch schon buchstäblich die subjektiven Empfindungen ausgedrückt findet, die er etwa zu empfinden sich die eigne Mühe nehmen

könnte, so nimmt er sich die Mühe gewiß nicht, und eine junge Katholikin, die etwas von der schmerzenreichen Mutter liest, kann noch darüber gerührt werden, nicht aber eine junge Protestantin, die schon im Buche lesen muß: „o wie rührend ist dieses, o was empfinde ich bei jenem, o wie bewegt ist mein Herz für dieses, o welche Wehmuth erweckt mir jenes rc." Wer würde nicht wehmüthig, wenn er schlicht, einfach, objektiv vom Tode Jesu in der Bibel liest; aber wer, frage ich, wer ist jemals gerührt worden, wenn er lieset, wie der stets wie ein nasser Schwamm triefende Tiedge seine wässerige Wehmuth ausgießt und damit prahlt und feierlich also anhebt: dies Lied, dies wehmüthige Lied, sey, o Wehmuth, dir geweiht! Doch, was brauchen wir mehr zu wissen, als daß trotz aller der unzähligen, gefühlvollen Winseleien unsrer Andachts- und Jugendschriften, die Generation zusehends an Empfindsamkeit nachgelassen, trocken, ironisch, zum Theil eiskalt und hartherzig geworden ist, während frühere Zeiten, die nicht so viel vom Gemüth schwatzten, wirklich milder waren. Insbesondere mag dies von der Jugend gelten. Je mehr man ihr Herz abmelkt, um so trockner wird ihr Herz. Man predigt ihr tagtäglich Gefühl und immer wieder Gefühl, und was ist das Resultat? Trockene Altklugheit und nichts als Altklugheit.

Man hat in neuester Zeit versucht, dieses man-

gelnde Gefühl durch Gesang zu beleben. Und das ist ein guter Versuch! Das lebendige Singen ist, wie immer etwas Schönes und Herzerhebendes, so insbesondere ein guter Ableiter für das unlebendige Lesen fader Andachtsbücher. Nun waren aber alle protestantischen Gesangbücher voll geschmackloser und wässeriger Lieder, und die immer zunehmende Geistlosigkeit der Consistorien hatte dafür gesorgt, daß ja das Wenige, was sich darin von alter Kraft und altem Feuer erhalten hatte, sorgfältig ausgemerzt worden war. Man wagte nun, neue Kirchenlieder zu machen; aber um sie einigermaßen den bestehenden anzupassen, mußten sie matt und fade seyn. Man flüchtete zu den ältesten, die doch einmal Autorität gehabt hatten und Rambach und Langbecker erwarben sich besondere Verdienste um das Studium der Geschichte des Kirchenlieds; doch muß die völlige Emancipation des guten Geschmacks auch in dieser Hinsicht erst von einer kommenden Zeit erwartet werden. Am besten thun die, welche, wie der edle und thätige Kocher, die Privatsingvereine fördern, und denselben Choräle und Gesänge unterlegen, die sich zuletzt als gute Beispiele der Kirche aufdrängen und einverleiben müssen. Ueberhaupt kann alles Gute auch hier nur vom Volk selbst, von dessen Sinn und Gemüth ausgehen. Von den Schlafstätten alter Consistorialräthe ist das nicht mehr zu hoffen.

Unter den religiösen und zugleich pädagogischen Romanen haben sich besonders „Wahl und Führung“ von Wilhelmi und „Heinrich Melchthal,“ so wie „Theodor oder des Zweiflers Weihe“ von Dewette allgemeinen Beifalls erfreut, den ich übrigens zu theilen weit entfernt bin. Ich ehre den guten Willen der Verfasser, aber wozu sollen solche Bücher nützen, die eher die unsrer jüngern Generation gewonnene Kraft wieder abzuschwächen, als ihre Moral zu veredeln geneigt sind, wenn sie überhaupt Einfluß üben? Ich werde Gelegenheit nehmen später, wenn von den Damenromanen die Rede seyn wird, über die Unnatur der modernen Damenweisheit und Prüderie zu sprechen. Hier will ich nur in Bezug auf Religion bemerken, daß dieselbe etwas sehr Einfaches und sehr Kräftiges ist, auch für alle Menschen, jedes Standes und Geschlechts etwas Gleiches, und daß eine Religion für Gebildete, und wieder eine besondere für Damen, und eine Literatur, welche diese besondern Religionen lehrt, den Damen besonders dadurch zu helfen, oder zu schmeicheln hofft, nichts taugt, vom Uebel ist, dumm ist. Haltet nur die zehn Gebote und ihr werdet dieses prude, altkluge, pretiöse, gouvernantenmäßige Moralgeschwätz nicht erst anzuhören brauchen. Leset die Bibel und habt sonst das Herz auf dem rechten Fleck, und ihr werdet euch nicht erst durch des Zweiflers Weihe langweilig wie

unter einem stumpfen Rasirmesser für die Sonntags-
feier präpariren lassen dürfen. Alle diese Bücher,
würdiger Seelsorger des kranken Ritters von la Man-
cha, sie alle würdest du verbrennen lassen? Alle,
alle, und noch einige.

Das Hauptwerk, die eigentliche Bibel dieser
modernen Erbauungs- und religiösen Unterhaltungs-
literatur, sind die weltberühmten Stunden der
Andacht. Sie wurden von allen wahren Frommen
aller Confessionen verdammt als eine Bibel des Teu-
fels, während sie von dem großen Haufen der In-
differenten und Halbgläubigen als die größte und
bequemste Eselsbrücke, die je zum Himmel geschlagen
worden, mit Freuden begrüßt wurden. Sie verdienen
ihre Berühmtheit, ihre Feinde wie ihre Freunde. Sie
sind wirklich ein wichtiges Buch, und wenn die Ge-
meinheit im Teufel ist, so sind sie in der That ein
ächt und bündiges Werk des Teufels. Ihr Urheber
ist der Allerweltsbüchermacher Zschokke. Man sagt
der katholische Pfarrer Keller habe sie geschrieben,
Zschokke sie nur revidirt. Gleichviel; Keller war nur
ein Schüler und Champion Zschokke's, der als der
erste Verbreiter des norddeutschen Rationalismus im
Süden angesehen werden muß, und um den sich da-
her sowohl die Ueberbleibsel und Nachwüchse der
baierischen Illuminaten, als die von Heidelberg und
Leipzig ausgehenden jüngern Rationalisten anschlossen,

und ihm als dem Heiland der wahren Aufklärung Palmen streuten. Ein so speculativer Kopf als Zschokke mußte erkennen, was der Zeit Noth thäte und welche Zinsen man von dem theologischen Juste-milieu ziehen könne. Es scheint freilich sehr christlich, ein Christenthum aufzustellen, das allen Sectenunterschied vermeidet, das gleichsam den reinen Kern der christlichen Gesinnung und Lehre aus den vielen zwiebelartig in einander gehäuteten Schalen der Confessionen und Parteien herausschält. Allein die Stunden der Andacht sind weit entfernt, ein so brennendes Scheidewasser zu seyn, daß es das reine Gold des Christenthums von jedem Zusatz läutern könnte. Alles ist darin auf den Käufer berechnet, will nur jedem gefallen, es jedem Recht machen, und ist nach dem Belieben der Leser, nicht nach der Wahrheit eingerichtet. Und um den Zweck noch vollkommen zu erreichen, hat der allerweltsgläubige Verfasser sogar aus dem einen Buch zwei Bücher gemacht, eins für Protestanten, das andere für Katholiken. In jenem erkennt er einige Vorurtheile der erstern, in diesem einige Vorurtheile der letztern an, die sich beide widersprechen. Wer hat nun Recht? das ist ihm ganz einerlei. Vielleicht haben beide Unrecht? Vielleicht, aber das ist ihm ganz einerlei. Ich gebe ihnen beiden Recht, sagt er, dafür bezahlen sie mich beide. Derselbe Mann würde auch Stunden der Andacht

für die Chinesen und Tibetaner schreiben, dort den Fo und hier den Dalai Lama loben. Alles einerlei, wenn das Buch nur abgeht.

Die Stunden der Andacht sind eine gemeine Buchhändlerspekulation, berechnet auf die halbgebildete Menge, die sich von suffisanten Aufklärern und Gefühlsschwätzern hat aufbürden lassen, die alte derbe Sprache der Bibel und Luthers sey indelikat, und die nun den religiösen Sinn in schönen modischen Redensarten breit getreten wissen will, und die endlich zu bequem geworden ist, um die Religion anders als eine Gewohnheitssache eben mitzumachen, der es mithin erwünscht seyn muß, eine Andachtseselsbrücke immer bei der Hand zu haben, die in allen Fällen für sie denket und empfindet, eine Religionsmaschine, die man nur aufziehn darf, um alle beliebigen Rührungen darauf zu spielen, ein Buch, das man nur zu lesen braucht, um sich dann einzubilden, man habe selbst etwas gedacht oder gefühlt. Daß ein solches religiöses Hausmöbel allen Haushaltungen besonders angepaßt wird, versteht sich von selbst und haben die Herausgeber auch alsbald einem hohen Adel und verehrungswürdigen Publikum ergebenst angezeigt, daß sie Katholiken und Lutheraner, Kalvinisten und Zwinglianer ꝛc. jeden mit besondern Rührungen aufs billigste zu bedienen im Stande seyen,

und ist somit zunächst eine Ausgabe für Katholiken veranstaltet worden, jetzt sogar eine für Juden.

Wie in einer Dampfschokolade-Fabrik reiner Cacao, Vanille, Doppelvanille, isländische Mooschokolade, Jagdchokolade zum beißen ꝛc. zu haben sind, so hier reine praktische Vernunft, Empfindsamkeit, Hoppelpoppel oder das Herz, Doppelhoppelpoppel zum Rühren mit dem Rührlöffel, und bittere Moral in Versüßung, überzuckerte Reue, und niedlich präparirte Gewissensbissen, trocken zu verspeisen. So hat die Religion auf die schönste Weise in die moderne Industrie eingegriffen, und die Glaubensartikel, schon verlegne Ladenhüter, sind durch diese neue Präparation wieder gangbare Waarenartikel geworden.

Welch ein Buch! wie wahr nennt es der Verleger ein längst gefühltes Bedürfniß, nicht nur das seinige! Wie schleicht dies matte, süßliche Gift einschläfernd in die Seelen und schmilzt Herzen und Nieren in einen weichen Brei. Eine gleißnerische Sprache fließt wie Honig von den Lippen; der Priester legt den Stolz, den ernsten Chorrock, ab und wird der liebe, freundliche Hausfreund, und drückt so warm die Hand; die eiserne Moral schmiegt sich biegsam wie ein Blankscheit an zarte Busen; die Andacht wird zum schwarzen Trauergewand, das so reizend den Teint hebt; die Begeisterung wird als Roth aufgelegt. Wie brauchbar scheint euch diese Schminke, diese elende

Flachmalerei einer verschmitzten Tugend und koketten Gottesfurcht, die es sagt, wie viel sie heimlich Gutes thut, und nicht aufs Knie fällt, ohne den Rock in die nettesten Falten zu legen. Wie höflich ist Religion, die alte Zuchtmeisterin, geworden, wie artig und ohne sich zu compromittiren, kann man jetzt das eckige, strenge, gothische Wesen verbannen und zu der kleinen wohlfeilen Hauskapelle flüchten; wie zeitgemäß, welch ein längst gefühltes Bedürfniß des gebildeten Jahrhunderts ist ein Buch, das für uns betet, für uns gute Vorsätze hat, für uns empfindet, und das wir blos zu lesen brauchen. Wird in dieser Weise fortgefahren, so scheint der Zeitpunkt nicht mehr fern, da das wahrhaft religiöse Leben, die fromme Andacht, die Begeisterung der Liebe, Ehre und Gerechtigkeit, der Sporn zur That aus dem Gerüst leerer, glatter Worte eben so entweichen, wie sie dereinst den todten äußern Werken des Katholicismus abhanden gekommen. Worte sind keine bessern Träger des Geistes, als äußre symbolische Handlungen. Ein System von geläufigen und schmiegsamen Begriffen kann eben so das wahre religiöse Leben heucheln, als jenes erstarrte System der äußern Werkthätigkeit. Die Reue, die guten Vorsätze können im Schwall der religiösen Lektüre so gut ersticken, als im Prunk der Opfer und Kirchenbußen. Man glaubt eben so leicht, gethan zu haben, was

man blos gelesen, als man sich mit dem Abbeten eines Rosenkranzes befriedigt. Die Tugend selbst wird zu einer bloßen Reflexion über Tugend, ja die Vernunft, von der so viel geredet wird, ist nur das leere Wort, und die meisten jener Mäkler, Krittler, Fingerzeiggeber, Hausfreunde, Warner und Raisonneurs bringen nur eine traurige Abstumpfung oder Sophisterei gegen das Heilige hervor, die im Munde des gemeinen Volks zur Brutalität wird.

Philosophie.

Außer den Indern besitzt kein Volk so großen Reichthum und eine solche Tiefe philosophischer Ideen, als das deutsche. Dies ist sogar von andern Völkern anerkannt, und man lobt uns wegen unsers vielen Denkens, da wir darüber das Handeln vergessen, auf das sich unsre Nachbarn desto besser verstehn. Insbesondere in den letzten fünfzig Jahren haben wir unbestritten den ersten Rang in der Philosophie behauptet.

Diese hohe Ausbildung verdanken wir dem Zusammentreffen zweier Umstände. Erstens emancipirte sich seit der Reformation die Philosophie von der Theologie, das Denken vom Glauben; auf das Jahrhundert der kirchlichen Zänkereien folgte das philosophische Jahrhundert, nicht nur für Deutschland, sondern für ganz Europa. Zweitens aber, fiel dieses Jahrhundert gerade in die thatenloseste Periode der deutschen Geschichte, in die Periode der äußersten Erschöpfung nach den Religionskriegen, und der jämmerlichsten Zerrüttung des deutschen Reichs. Wir, ohnehin zum Denken von Natur geneigt, hatten dop-

xelt Anlaß, unsre, von außen gehemmte Thätigkeit nach Innen zu kehren und zu meditiren. Unsre mannigfachen Geistesübungen mußten aber nach den höchsten philosophischen Principien tendiren, einmal, weil eine so eminente Geisteskraft, wie die deutsche, sich von selbst die schwierigsten Räthsel aufgiebt, und sodann, weil alle Wege der Erkenntniß, von welchem äußersten Zweige des Wissens sie auch ausgegangen seyn mögen, nach einer höchsten Erkenntniß, als ihrem letzten Ziel, tendiren. Ist einmal ein Volk dahin gekommen zu denken, so sucht es auch die Gesetze des Denkens; sammelt seine Wißbegier die mannigfaltigsten Thatsachen, so sucht es deren Motive; bildet es eine Wissenschaft nach der andern aus, so sucht es endlich den innern Zusammenhang in allen. Die Reflexion führt, welchen Gegenstand sie auch zuerst ergreifen mag, immer zuletzt zur Philosophie hin. Was in die Sphäre des Wissens fällt, sieht sich an einen Radius geknüpft und führt zum Centrum. Dies ist der Gang, den der Verstand in seinem Fortschritt immer nehmen muß. So unabänderlich aber dem Denker die vollendete Philosophie als perspectivisches Ziel vorgesteckt ist, so nothwendig er nichts andres erstreben kann, als eine vollkommne Wissenschaft von allen Dingen, gleichsam den Verstand Gottes zu erreichen, so ist doch eben die Erreichung des Zieles, die uns Gott gleich machen würde, unmöglich, und

nicht nur in der Art, wie wir philosophiren, sondern schon darin, daß wir philosophiren, liegt ein innrer Widerspruch, und nur das Streben selbst ist das Ziel. Es gibt viele Philosophien, weil es keine Philosophie, d. h. keine alleingültige geben kann, und diese Philosophien sind nur Methoden, zu philosophiren, weil sie nicht durch das Ziel, sondern durch den Weg dazu bedingt sind.

Der Mensch frägt und beantwortet die Fragen so lange wieder mit Fragen, bis er an eine letzte Frage kommt. Anfangs hielt man die Philosophie nur für eine Kunst zu antworten, jetzt hält man sie richtiger für eine Kunst, zu fragen. Um die erste Frage zu beantworten, mußte man die zweite thun, deren Antwort erst jene beantworten kann. Man frug: was ist? und sah sich genöthigt zu fragen; was denk ich, das sey? und wieder: wie komm ich zum denken, und auf welche Weise denk ich? So hat eine deutsche Philosophie sich über die andre gebaut. Man hat je von einer Wissenschaft, die gerade vorherrschte, den Weg in die Philosophie gesucht, und entweder die höchste Frage für eine Wissenschaft zur höchsten der Philosophie gemacht, oder doch von der Philosophie die Beantwortung jener ersten erwartet. So haben die Fragen sich zugleich vervielfältigt und dadurch wieder geschärft und vereinfacht.

In frühern Zeiten hegten die Deutschen noch nicht

diese Liebe zur Philosophie, oder sie verriethen den geheimen Hang dazu wenigstens nur in einem gewissen unwillkührlichen Systematisiren der Phantasie in ihrer gothischen Baukunst und in ihren großen allegorischen Heldengedichten. Der Geist, noch nicht gereift zur freien Behandlung des Gedankens, bediente sich des Bildes, um seine Tiefe und innre Harmonie ahnen zu lassen. Im Allgemeinen war bis zu den Zeiten der Kreuzzüge bei den Deutschen das Gemüth vorherrschend über den Verstand. Nur selten und schwach wurden Zweifel gegen den Glauben geäußert, der das Gemüth des Volks nicht nur in Gehorsam fesselte, sondern es auch befriedigte, ja zu inniger Liebesgluth, Entzückung und Thatendrang fortriß. Diese Schwärmerei des Gemüthes entlud ihre gehäufte, gleichsam elektrische Kraft in den Kreuzzügen, diese Entladung führte aber eine gleichsam chemische Scheidung der bisher im Gemüth gebundenen Kräfte herbei. Auf der einen Seite nämlich entzündete sich die gottgeweihte Liebe in immer heiligerer Gluth, indem sie im Orient reiche Nahrung dafür fand, und so bildete sich die Mystik aus; auf der andern Seite aber kühlte sich die Begeisterung ab und machte einem nüchternen Nachdenken Platz, welches ebenfalls vom Orient her durch den Geist der aristotelischen Philosophie genährt wurde, und so bildete sich die Scholastik aus. Beide, Mystik und Scholastik, voll-

endeten aber noch keineswegs die Scheidung des Denkens vom Glauben, das erst nach der Reformation eintrat, sondern bildeten ihren Gegensatz nur innerhalb der Kirche aus. Die Mystik entlehnte vom Denken die Form, indem sie sich Gott zu construiren suchte, und die Scholastik entlehnte vom Glauben ihren Gegenstand, indem sie noch nicht wagte, dem Denken ein von der Kirchensatzung unabhängiges Ziel zu stecken, und die Wissenschaft als solche zu emancipiren. In dieser seltsamen Verbindung mußten beide sogar ihre Pole verkehren. Die Mystik, obgleich ganz Theologie, riß sich doch von den engen, und immer enger sich abschließenden Kirchensatzungen los, und strebte nach Freiheit der Ideen, während umgekehr die Scholastik, obgleich schon scheinbar unabhängige Philosophie, wenige ehrenvolle Ausnahmen abgerechnet, fast nichts war, als Dialektik und Klopffechterei für die allerwillkührlichsten und absurdesten Behauptungen, welche die immer mehr entartete Kirche zu ihrem Vortheil aufstellte.

In dieser Unterscheidung liegt zugleich der Grund, warum die Deutschen, als eine tiefsinnige und freisinnige Nation, zuerst und hauptsächlich die Mystik ausbildeten, und lange gegen die Scholastik kämpften, bis ihnen diese mit den Universitäten (damals vollkommen papistische Anstalten und vor dem Aufkommen der Humanitätsstudien nichts besseres, als die

spätern Jesuitenkollegien) von Italien und Frankreich her durch den Sieg der undeutschen Guelfen über die ächtdeutschen Ghibellinen aufgezwungen wurde. Aber auch dann noch wurde diese unfruchtbare, nur der römischen und französischen Politik dienende Scholastik von den Deutschen degoutirt. Sie behauptete sich nur während des 15ten Jahrhunderts und der edle Huß fiel als ihr Opfer, aber von der einen Seite wurde sie durch die neueren deutschen Mystiker, an deren Spitze Tauler steht, von der andern durch die Humanisten, die Wiedererwecker der alten klassischen Literatur, und drittens durch die Pfleger der Naturwissenschaften seit Theophrastus Paracelsus untergraben und bald darauf durch Luther gestürzt, worauf sie zwar in der Jesuitendialektik eine Wiedergeburt erlebte, die aber immer eine verkrüppelte Pflanze blieb neben dem stolzen Baum der protestantischen Theophilosophie.

Mit den großen geographischen, astronomischen und physikalischen Entdeckungen des fünfzehnten Jahrhunderts kam eine neue Richtung in die Philosophie. Man bemühte sich, das Princip des geistigen Lebens, das man früher in der göttlichen Offenbarung gesucht, mit dem Princip der Natur zu vermitteln; man identificirte auf mystische Weise die Kräfte der Natur, die man in der Astronomie und Chymie entdeckte, mit den Kräften der menschlichen Seele;

man suchte einen Stein der Weisen, darin die Wurzel aller materiellen und geistigen Kräfte verborgen läge. Theophrastus Paracelsus bearbeitete die Physik, später der tiefsinnige Jakob Böhme die Psychologie nach naturphilosophischen Ideen. Sie sind unbillig verachtet worden. Insonderheit den letztern hat man mehr von der theologischen als naturphilosophischen Seite, und somit ganz schief, ins Auge gefaßt. Wenn ihnen die ungeheure physikalische Erfahrung des achtzehnten Jahrhunderts nicht zu Gebote stand, so hatten sie doch offenbar philosophischen Tiefsinn und das Schema eines durchgreifenden Systems. Diese Weise zu philosophiren, die erst die neuere Zeit wieder aufnahm, konnte damals nicht durchdringen. Der herrschende Hang nach Astrologie, Alchymie, Chiromantie und der Aberglauben aller Art zog die Naturphilosophie ins Absurde und und brachte sie nicht selten in die unwürdigsten Hände. Theophrastus Paracelsus bildet den Uebergang zur Empirie. Sein reiches Detail physikalischer Erfahrung, noch gemischt mit dem Wunderglauben der heidnischen Pharmacie und der sympathetischen Curen, bereitete doch ein genaueres und umfassenderes Forschen im Einzelnen vor, wobei nur die Philosophie in den Hintergrund trat. Inzwischen wurde, je mehr der physikalische Theil der Naturwissenschaften von der Philosophie sich entfernte, der mathematische desto enger mit ihr verbunden. Die

Mathematik sagte dem immer mehr erkältenden Verstande zu, und wenn sie einerseits den Gehalt der Philosophie gleichsam austrocknete in einer dürren Atomenlehre, so war sie andrerseits doch äußerst heilsam für den philosophischen Formalismus.

Der im mathematisch klaren und scharfen Denken übermüthig gewordene Verstand und der Haß gegen den alten Aberglauben erzeugte einen systematischen Unglauben, der bald als todte mechanische Atomenlehre, bald als reiner Materialismus, als Vernunft- oder Naturreligion in Frankreich und England herrschend wurde, im geraden Gegensatz gegen die alte papistische Scholastik doch wieder nur eine Scholastik des Zweifels war. Die Deutschen wurden zwar von dieser wie von jener angesteckt, vertrugen aber weder die eine noch die andre, und wie früher die deutschen Mystiker gegen die alte Scholastik vortraten, so auch jetzt die deutschen Philosophen gegen die neue Skepsis. Der große Leibnitz, der an der Grenze der alten astrologischen, magischen, sympathetischen Zeit, und der neuern strengen Wissenschaftlichkeit stand, verband die Lebenswärme jener frühern dunkeln Tage mit dem klaren Licht der unsern. Er war noch durchdrungen von dem tiefen Gefühl des Glaubens und hatte doch schon die volle Macht des Gedankens. Der lebendige Glaube an Gott war noch sein Fels, aber seine Weltharmonie

verrieth nichts mehr von der dunkelfarbigen Kirchendämmerung der alten Mystiker, sie war in klares weißes Licht getreten, wie ein Marmortempel auf Bergeshöh.

Unter seinen Nachfolgern ging Bilfinger grübelnd in die Tiefe des Mysteriums zurück, während Wolff die Ideen von Leibnitz in die Breite auslegte, wohl ausmaß und schulgerecht zuschnitt. Der übrigen nicht zu gedenken. Leibnitz wurde bald ganz breit getreten, und seine geistlosen Schüler wußten dem Materialismus und der Scepsis nicht zu begegnen, die je mehr und mehr einriß. Allein die Empirie half auch hier, wie immer, der Spekulation wieder auf. Die Welt lernte damals erstaunlich viel, und dies wirkte auf die Philosophie zurück. Vielseitiges Licht von außen concentrirte sich gegen die damals matt leuchtende Sonne der Philosophie.

Nachdem man, je weiter das Mittelalter zurücktrat, immer kühner geworden und den Weg der Offenbarung als eine letzte Fessel gänzlich weggeworfen; nachdem man über die Natur sich durch unermüdetes Studium immer vollkommner aufgeklärt; nachdem man die Mathematik mit Virtuosität handhaben gelernt und sie auf die Logik angewandt, und diese wieder auf die Moral, die durch den Protestantismus wie durch die römische Jurisprudenz wieder praktische Anwendung fand; nachdem die Kunst in

neuen Flor gekommen und ästhetische Fragen überall angeregt worden; nachdem endlich mit der Blüthenzeit der Musik, mit der poetischen Sentimentalität und Herrnhuterei auch die Gefühle schärfer analysirt zu werden anfingen, so war eine Combination aller der verschiednen Organe, wodurch wir Natur und und Geist, das Zeitliche und Ewige vernehmen, eine Combination aller bisher eingeschlagnen Wege zu philosophiren und die Kritik derselben hinlänglich vorbereitet. Eine große Menge scharfsinnige Psychologen, Mendelssohn, Reimarus, Platner, Meister, Zimmermann, Abbt, Garve, Sulzer rc. suchten die Thatsachen der Erfahrungsseelenlehre zu sammeln. Ihr gesammtes Wirken umfaßte und vollendete der Philosoph von Königsberg. Kant, eben so groß durch seinen Geist, als durch die erhabne Stellung auf der pyramidalischen Höhe aller frühern Denker, wurde der Stifter jener großen Epoche der deutschen Philosophie, von der das vorige Jahrhundert den Namen des philosophischen trägt. Kant baute sein System auf die Anthropologie. Er prüfte die Organe des Menschen, vermöge deren er alles vernimmt. Er zeigte, daß man nicht forschen könne, was die Welt an sich sey, sondern nur, wie wir sie vernehmen. Seine Philosophie war Kritik der Vernunft.

Von den ältern Empirikern hier nur wenige Worte. Der edle Jude Mendelssohn, Lessings Freund,

war einer der feinsten und weisesten Moralphilosophen und Erfahrungsseelenlehrer, würdig, das Vorbild zum Nathan gewesen zu seyn. Möchten sich ihn seine modernen Glaubensgenossen zum Muster nehmen. Auch er litt durch die Rohheit der Christen, aber er vertheidigte sich nur durch einen einzigen heitern Scherz. Als er zu Friedrich dem Großen gerufen wurde und der Kammerhusar ihn nicht einlassen wollte, da er ihn nicht für den berühmten Philosophen, sondern für einen gemeinen Juden hielt, sagte er: nun ja, ich komme, um zu schachern. Diese des Weisen würdige Mäßigung hat ihm eine allgemeine Ehrfurcht erweckt, wie sie unsre hitzigen Juden nicht erringen werden.

Reimarus ist bis auf den heutigen Tag als Beobachter der thierischen Natur, die für die Kenntniß der menschlichen wichtig genug ist, unübertroffen geblieben. Platners Aphorismen enthalten keine so geistreiche Auswahl von Gedanken wie die von Larochefaucauld, aber doch des Treffenden und noch heute Beherzigungswerthen sehr viel. Meister, der ehrliche alte Schweizer, war für mich immer eine erfreuliche Lektüre. Wie viel gesunden Verstand hatte dieser Mann mitten in der verbildeten Zeit, und wie reich ist er an interessanten Beispielen aus der Erfahrung! Des Schweizer Zimmermanns Werk über den Nationalstolz ist ein Meisterwerk für alle Zeiten.

In seinem Werk über die Einsamkeit ist er einseitiger, bittrer, und eifert zu sehr gegen das Mittelalter, dessen historischen Zusammenhang er nicht gehörig würdigte; doch auch dieses Buch ist reich an wissenswürdigen Dingen. Der dritte Schweizer Sulzer hat das Verdienst, durch sein Kunstlexikon den Geschmack für die Künste und die Kenntniß derselben verbreitet zu haben, doch war er ohne philosophischen Geist. Abbts akademische Schrift vom Verdienste verdankt ihre unverhältnißmäßige Berühmtheit zum Theil dem Umstande, daß er in allen Registern berühmter Deutschen dem Alphabet gemäß immer zuerst genannt wurde.

Eine besondre Erinnerung verdient Garve, der arme Märtyrer der Stubengelehrsamkeit, der seinen Beruf zum Philosophen weniger durch neue oder tiefe Gedanken als durch den edlen Muth bewährte, mit dem er seine körperliche Leiden ertrug. Er commentirte Cicero's Werk von den Pflichten und kam unter andern auch auf die Idee, den deutschen Bauer zu charakterisiren, wobei er freilich über dem Druck des Standes die verlorne Würde des Volkes vergaß. Neben diesem Garve mag auch Dalberg, mit seiner guten philosophischen Trostschrift für Leidende erwähnt werden.

Das mannigfache Wirken solcher Männer für Erforschung der innern menschlichen Zustände und für

humane Gesittung übertraf der alles Wissen und geistig-sittliche Streben seiner Zeit überschauende Kant. Doch blieb er dem Geist dieser Zeit getreu.

Im Grunde war das System Kants, obwohl ein Triumph der menschlichen Denkkraft, doch nur eine großartige Resignation, ein sokratisches: Ich weiß, daß ich nichts weiß. Dieses System war mithin auch nur die tiefste Begründung der lange vorher schon gehegten Zweifel, und dem ungläubigen Zeitalter ganz angemessen. Kant aber war weit entfernt, dem französischen Unglauben und dessen unsittlichen Folgerungen zu huldigen. Er wies den Menschen auf sich selbst an, auf das Sittengesetz in der eignen Brust, und ein frischer Lebenshauch alt-griechischen Menschenadels geht durch seine ganze lichtvolle Philosophie. Weil er aber in jener stolzen Resignation auf das Wissen um die ewigen Dinge verzichtete, und die Grenze des menschlichen Denkens feststellte, trat neben ihm Jakobi auf, und sagte, daß jenseits des Denkens im Gefühl noch eine zweite Quelle der göttlichen Erkenntniß in dem von Kant gering geschätzten Glauben läge. Auch Herder theilte diese Ansicht gegen Kant; allein diese Männer geriethen etwas ins Nebeln und Schwebeln, da ihnen die mystische Tiefe fehlte, in welcher Gedanke und Gefühl gemeinsam wurzeln, und da man mit dem Gefühl allein so wenig eine Phi-

losophie aufbauen kann, als mit bloßem Kalk allein ohne Steine ein Haus.

Kant überragte alle Denker seiner Zeit, indem er vollkommner als jeder andre den Geist seiner Zeit aussprach. Das philosophische Jahrhundert verlangte eine Erde ohne Himmel, einen Staat ohne Kirche, einen Menschen ohne Gott. Wie in dieser Beschränkung die Erde dennoch ein Paradies, der Staat ein sittlicher Verein, der Mensch ein edles Wesen seyn könne durch eigne Vernunft und geregelte Kraft, hat niemand so evident als Kant gezeigt. Er hätte den reinen Humanismus zur Religion erhoben, wenn eine so nüchterne Ueberzeugung je die wunderbare Wirkung einer Religion haben könnte. Kant war viel zu vernünftig. Die Welt will viel weniger als diese Vernunft, und etwas mehr.

Einen Augenblick schien es, als ob in Kants Kritik die letzte Grenzscheide der Philosophie gezogen wäre, und doch wurde sie bald wieder übersprungen. Man bemerkte, daß Kant eigentlich vom wahren Ziel der Philosophie abgewichen war, denn er verschmähte das absolute Wissen, und bewies, es gäbe nur ein bedingtes. Aber wozu philosophiren wir überhaupt, wenn wir nicht am Ende alles wissen wollen? Das eigentliche Ziel der Philosophie bleibt doch das absolute Wissen um den Urgrund, das Urwesen und die Urbestimmung aller Dinge. Diese Neugier, die einmal

in den Menschen unausrottbar ist, machte sich nun auch nach Kant wieder geltend, und obgleich man von seinem System, als dem letzten, ausgehn mußte, so führte man die Spekulation doch sogleich wieder auf entgegengesetzte Wege. Kant hatte ein subjectives Wissen von der objectiven Welt angenommen und beide mit einander dergestalt in Relation gesetzt, daß wir zwar ein Object vernehmen, aber nur nach subjectiven Gesetzen der in uns liegenden Vernunft, und daß das Object uns zwar nur unter den subjectiven Bedingungen erscheint, aber doch auch etwas an sich seyn kann. Man bemerkte, daß dies zu keinem absoluten Wissen führen könne, und die Absolutisten trennten sich. Die einen wurden absolute Subjectisten, die das Ansichseyn der objectiven Welt, das Kant dahin gestellt seyn lassen, geradezu läugneten; die andern wurden absolute Objectisten, welche das subjective Vernehmen vom Wesen des Gegenstandes abhängig machten; noch andre nahmen eine absolute Identität zwischen Geist und Natur, der subjectiven und objectiven Welt, des Vernehmens und seines Gegenstandes an. Endlich hatte Kant die verschiednen Organe der menschlichen Vernunft zusammengefaßt und jedem gleiches Recht angedeihen lassen. Er sah mehr auf das Ganze der Seelenthätigkeiten und brachte sie unter ein Gleichmaaß; in andern waren je besondre Organe vorzüglich entwickelt und wurden

wieder einseitig in der höchsten Evidenz herausgestellt. Einer hatte mehr Sinn für die Natur, ein andrer mehr für die Moral, ein dritter mehr für die Logik und bildete demgemäß sein ganzes System einseitig aus. Das Wichtigste in dieser Parteiung ist aber die Consequenz, die Kant hineingebracht. Als Folge oder als Gegensatz stehn alle Philosophien nach der seinigen mit dieser in Verbindung. Alle philosophische Parteiung beruht auf den Gegensätzen des bedingten und absoluten Wissens, des subjectiven Ichs und der objectiven Welt, und je der einzelnen Organe des Ich und der ihnen entsprechenden Reihen in der objectiven Welt.

In Bezug auf den ersten Gegensatz entstand nach Kant's Kriticismus mit Nothwendigkeit ein dogmatischer Absolutismus, der zwar wie Kant kritisirte, aber nicht um die Schranken, sondern um das Ziel des absoluten Wissens zu finden. Hatte Kant das Ich von der Außenwelt getrennt und nur in eine Relation gesetzt, deren absoluten Grund er unerklärt läßt, so war dies nur ein Sporn für spätere Philosophen, den absoluten Grund und in ihm zugleich die fehlende Einheit zu suchen. Während eine ziemlich ausgedehnte Schule Kant noch unmittelbar treu blieb und durch Erweiterung der anthropologischen Forschungen wie durch Verschärfung der Kritik sich mannigfaltiges Verdienst erwarb, schritten andre kühne Geister

weiter. Sie versuchten das Absolute zu construiren, die Kantianer kritisirten das Relative. Ihre Lehre ist Dogmatismus, die Kantische Kriticismus. Sie beantworten apodiktisch die Frage: was ist? Die Kantianer fahren fort zu fragen: wie vernehmen wir? Ohne Zweifel wird die Wissenschaft durch alle beide befördert. Der Absolutismus ist eine ewige Evolution der Seelenkräfte durch das Genie; der Kriticismus sichert ihr Gleichmaaß. Wenn die Kritiker beweisen, bis zu welcher Gränze der menschliche Geist vordringen kann, so ist es gut, daß die Absolutisten es thun. Wenn auch jeder Philosoph am Ziele seines Strebens mit Sokrates behaupten müßte: die größte Weisheit sey, zu wissen, daß man nichts wissen könne! so wird doch keiner ein Philosoph werden, der das glaubt.

Die Absolutisten unterschieden sich aber nach eben den Gegensätzen von Subject und Object, die Kant's Relationssystem festgestellt, und ihre Lehren sind in einer historischen Folge hervorgetreten, die den übrigen Richtungen der Zeit entsprochen hat. Da noch der Protestantismus und die französische Encyklopädie das Jahrhundert beherrschten, da Logik und Moral an der Tagesordnung waren, da der Geist in jedem Augenblick einen neuen Sieg über die Natur und ihre geheimnißvolle Kraft erfocht, so darf man sich nicht wundern, daß ein genialer Mann, wie

Fichte, enthusiastischen Beifall fand, als er die ganze Philosophie auf ein subjectives Moralgesetz zurückführte, die Kantische Relation aufhob, die objective Natur ins Nichts verwies, und nur ein absolutes Subject, ein geistiges Ich anerkannte. Eine solche Einseitigkeit bedurfte des äußersten logischen Scharfsinns, um nur consequent durchgeführt werden zu können, und dieser bereicherte wieder den Formalismus der Philosophie. Es war keine Kunst, das Fichtesche System zu läugnen, aber eine Kunst, es zu widerlegen, und jedes folgende System erbte seinen Scharfsinn, wie Spolien des Feindes. Ueberdem war Fichte's Einseitigkeit dem Moralsystem wenigstens so günstig, daß es kein erhabneres außer dem seinigen gibt. Indeß konnte man auf dem äußersten Extrem sich nicht lange halten. Natur und Kunst waffneten sich gegen Fichte. Der unermeßlichen Forschung öffnete sich die Natur als eine gleichsam plastisch erstarrte Philosophie. Die Gegenstände der Natur selbst ordneten sich in ein System. Die Entdeckungen in der Organologie verdrängten den Mechanismus, welcher als Gegensatz den Idealisten Vorschub gethan. Man konnte das geistige Princip der Natur nicht länger verkennen und der alte Pantheismus ward wieder aufgenommen. Zu gleicher Zeit war alles für die Kunst enthusiastisch geworden, und da das Schöne stets mittelbar oder unmittelbar an die materielle

Natur geknüpft ist, so ward überall auf diese hingewiesen. Sanft senkte sich der menschliche Genius von unwirthbaren Höhen wieder zum grünen mütterlichen Boden hinab.

Unter diesen Umständen ergriff der große Schelling wieder die von Fichte verlaßne Kantische Relation zwischen Subject und Object und erhob sie zur absoluten Identität. Man hätte denken sollen, er werde wieder einseitig nur das Object, die materielle Natur geltend machen, und von dieser falschen Folgerung verleitet, haben ihn auch viele unverständige Gegner nur als Naturphilosophen verschrien. Es war ihm aber nicht blos Fichtes Subject, sondern auch dessen Einseitigkeit überhaupt entgegengesetzt, und wenn er die Naturphilosophie neu begründete, so war dieselbe doch nur der eine Theil seiner dualistischen Identitätslehre. Geist und Natur sind ihm zugleich nur Emanationen, Erscheinungen, Aeußerungen der göttlichen Idee. Er parallelisirt daher auch das System des Idealismus und Materialismus und neutralisirt die Extreme. Dies ist Spinozismus, aber in höherer Potenz. Nur nach Kant und Fichte konnte Spinozas Versprechen erfüllt werden. Es bedurfte jedoch eines gleich großen Geistes, Schelling vor Kant oder Spinoza nach Kant zu seyn.

Ueberhaupt reicht diese nächste Genealogie nicht aus, um die tiefe Bedeutung der Schelling'schen Phi-

losophie zu erklären. Spinoza selbst hatte nur eine weit ältere und tiefere Mystik in die klassische Sprache der modernen Philosophie übersetzt, und Schelling führte zu dieser ältern Mystik zurück, eröffnete wieder die Pforten der mittelalterlichen und altorientalischen Theosophie. Dies war überhaupt der Uebergang aus der bisherigen einseitig antiken Bildung in die romantische. Die uralt morgenländische Idee der mystischen in Gott ruhenden Einheit der in der Welt absolut getrennten Gegensätze konnte aber erst in der modernen Zeit die meisten Früchte tragen, da der Kreis des menschlichen Wissens sich unermeßlich erweitert hatte und eine Mannigfaltigkeit heterogener Dinge, Illusionen, Systeme umfaßte, die nur durch eine solche höchste philosophische Idee in Ordnung und Uebersicht zu bringen war. Schelling borgte von den frühern Jahrhunderten diese Idee, aber die Kunst der Anwendung auf unsre reiche Zeit gebührt ihm und seinen geistreichen Schülern.

Es gibt nichts in der Welt, was in der Schelling'schen Philosophie nicht seinen natürlichen Platz fände, sofern es an den einen oder andern Gegensatz gebunden ist, und sein Entsprechendes und Gegentheil hat; ja selbst jede andre Philosophie ordnet sich dieser unter, weil jede als eine einseitige Meinung gegenüber der andern als natürlich und nothwendig erscheint. Der Philosoph gehe von sich, vom Geist oder

von der äußern Materie und Natur aus, von dem Gemüth und Fühlen oder vom Verstande und Denken, und beschränke sich in selbstgesetzte Grenzen oder schweife aus, alle diese Richtungen sind ihm in der alles umfassenden, alles symmetrisch ordnenden, alle Töne contrapunktistisch gebrauchenden Philosophie Schellings vorgezeichnet. Der Eklektiker, der die Reihe der Systeme mustert, findet hier die Vermittlung der Extreme. Er bemerkt, daß jede Philosophie die andre ausschließt; hier findet er sie mit einander verbunden. Der Mathematiker, der die gesammte Philosophie als eine Sphäre betrachtet, findet in Schellings Princip den magnetischen Mittelpunkt, der die entgegengesetzten Pole der Subjects- und Objectslehre, der Geistes- und Naturphilosophie zugleich spannt und bindet. Diesen Vorzug theilt die Schelling'sche Philosophie mit der älteren Emanationslehre der Inder, mit der Zahlensymbolik der Chinesen, mit der jüdischen Kabbala, mit den mystischen Systemen des Mittelalters bis auf Jakob Böhme, der die Einheit in der Identität, und Valentin Weigel, der die Zweiheit in der Identität am stärksten hervorgehoben hat. Schelling übertrug nur ein uraltes Schema des Denkens auf die moderne Zeit, die es vergessen zu haben schien, obgleich sie des ordnenden Principes am meisten bedurfte.

Die Wichtigkeit desselben erhellt vielleicht am

meisten aus der Schwierigkeit, es anzuwenden und aus der Neigung der Menschen, von dem einenden Mittelpunkt aus immer wieder auf die Seite zu fallen. Es schien, als könne man nicht bei dieser Innigkeit und tiefsten Harmonie des Schellingschen Systems stehen bleiben. Indem seine Schüler, ausgehend von seinem Centralpunkt, sich der Mannigfaltigkeit der Welt zuwandten, vertieften sie sich in deren Fülle und Schönheit und vertauschten den einen oder andern Punkt dieses Umkreises, den Brennpunkt ihrer besondern Neigung, mit dem eigentlichen Centrum. Dieß gilt zunächst von den beiden Hauptfaktoren der Identität, Materie und Geist. Die Schule Schelling's ist nach den beiden in ihr liegenden Potenzen wieder in zwey einseitige Hauptsysteme zerfallen. Oken hat den materiellen Pol vorwiegen lassen und die Identität des Geistes mit der Natur in den geistigen Charakter der Natur gesetzt. Die Materie ist ihm nur der zerfallene Geist, der Geist die combinirte Materie. Endlich hat Hegel den geistigen Pol vorwiegen lassen und die Identität des Geistes mit der Natur in den materiellen Charakter des Geistes, in die objektive Wesenheit der Begriffe, in das ausschließliche und absolute Seyn der Denkbegriffe und ihres Gesetzes, der höhern Logik, in die Physik der Logik gesetzt. Oken's Wesen sind Begriffe, Hegel's Begriffe sind Wesen. Somit bietet die deutsche Phi=

losophie bis zum gegenwärtigen Augenblick ein consequentes System von Systemen dar und ist in einem gewissen Kreise abgerundet.

Die übrigen neuern Philosophen verbreiten sich als Zweige aus diesen Hauptästen in die verschiedenen Richtungen, wohin sie der Zug der Zeit fortzog. Ob der Deutsche versuchte, sich das, was ihn aus andern Gründen und Veranlassungen gerade am lebhaftesten interessirte, zur Philosophie zu erheben, und ob er, ausgehend von der Philosophie, eine tiefgefühlte Idee überzutragen suchte in die Naturwissenschaft, Politik, Erziehung, Kunst und Poesie — beides ist gleichviel, beides geschah, in beiden bewährte sich sowohl der philosophische Geist des Deutschen, als sein Hang zur verschiedenartigsten geistigen Thätigkeit. Es ist eine schöne Eigenschaft des Deutschen, daß er, mit ganzer Kraft für Eins begeistert, auch das Einzelne, Einseitige zum Absoluten erheben und vergöttern kann aus Liebe, aus Illusion und Thatbegeisterung. Die kräftigste Entwicklung war immer die einseitigste.

Auch dient die einseitige Ausbildung eines Zweiges der menschlichen Erkenntniß der Philosophie vielleicht gerade da am meisten, wo sie sich von ihr zu entfernen scheint. Bei einseitiger Vertiefung in einen Gegenstand wird der Werth desselben gerne überschätzt, das Niedere wird als das Höchste, der Theil als das Ganze, das Zweite als das Erste oder Einzige be-

zeichnet; allein ohne diese leidenschaftliche Ueberschätzung würde man vielleicht auch nicht so tief in den Gegenstand eindringen, und ihn so gründlich durcharbeiten, und ohne diese detaillirte Vorarbeit wäre auch dem überschauenden Geist keine harmonische Verknüpfung der Theile zum Ganzen möglich.

Bei Kant lag die Einseitigkeit mehr im Princip selbst, als in dessen Anordnung. Er war so vielseitig als die Bildung des Jahrhunderts ihm Seiten darbot. Sein brillantirter Geist war der Stein der Weisen damaliger Zeit. Er würdigte alle geistigen Richtungen und wirkte wohlthätig auf alle. Er befand sich auf dem höchsten Gipfel jener protestantischen Aufklärung und Bildung, die seine ganze Zeit charakterisirt. Nach ihm mußte man nothwendig theils in die Einseitigkeit, theils in den Gegensatz, in das romantisch-katholische Element fallen. Er war noch reines Produkt der Reformation und umfaßte eben so im schönsten Sinne deren gute und edle Seite, als gleichzeitig die atheistisch-materialistische Spötterschule in Frankreich ganz in die Nachtseite des Unglaubens und der genialen Unsittlichkeit gefallen war. Wie die ganze Bildung seit der Reformation auf Kritik und Empirie beruhte, so auch das Kantische System, das mithin auch wohlthätig auf die theologische Exegese, auf die Naturforschung, auf die Untersuchungen des Staats- und Erziehungswesens zurückwirkte, und

selbst mit der modernen, Leben und Natur nachahmenden Poesie, wie sie seit Lessing, Wieland, Göthe aufgekommen war, in Wechselwirkung stand. Die allgemeine Toleranz, die seit Friedrich dem Großen vorzüglich von Preußen ausgieng, das Streben nach allseitiger Bildung, das Interesse für alles Fremde, die billige Prüfung aller Parteiansichten, die Vorliebe für das analytische Verfahren, die Bemühung um Urbanität, das Streben nach Nützlichkeit, Popularität und Geselligkeit gewann hauptsächlich durch den edlen Königsberger Philosophen die Ausbildung und Verbreitung, die das vorige Jahrhundert ausgezeichnet hat. Gleichzeitig war auch in Frankreich und England ein anthropologisch-kritisches Verfahren herrschend geworden. Rousseau's Gemüth, Voltaire's Verstand, Swift's Satyre, Sterne's Humor appellirten an die menschliche Natur und stürzten die alten Vorurtheile. Sie und Diderot, Goldsmith und Fielding drangen in die deutsche Literatur und ihre Wirkungen stehn in genauer Beziehung zu Kant's Anthropologie. Man warf die steife Form von sich und belauschte das menschliche Herz, das gesellige Leben, und gab Sittengemälde, psychologische Romane, Idyllen, bürgerliche Schauspiele, Satyren, humoristische Ausschweifungen, worin überall der Grundton der Kantischen Philosophie wiederklingt, Prüfung der Menschenseele, Humanität und zugleich Polemik gegen den

alten Wahn. Man könnte dieß die niederländische Schule der Philosophie nennen, im Gegensatz gegen die italienische Schule der frühern Mystik und des späteren Schellingianismus. Diese ruhige glückliche Zeit der achtziger Jahre ahndete noch nichts von dem Sturm der Begeisterung der französischen Revolution, von den Abenteuern des Kaiserthums und dem Kirchenstyl der Restauration. Nüchtern, bürgerlich, bequem, kleinstädtisch erlebte sie eine kurze weltgeschichtliche Idylle als ein Zwischenspiel, hinter dem ein großartiges Trauerspiel folgen sollte. Kant aber war der waltende Genius in diesem häuslichen Frieden der guten alten achtziger Zeit.

Obwohl in Bezug auf den Ausgangspunkt Kant entgegengesetzt, führte doch Jakobi zu demselben Resultat. Kant adressirte sich an die Verständigen, Jakobi an die Sentimentalen, Beide aber an die Gebildeten, an die Männer der Humanität und gesellschaftlichen Kultur des achtzehnten Jahrhunderts.

Beide haben Schüler hinterlassen, die aber schon deßwegen, weil sie nicht die Erfinder selbst waren, weniger Autorität erringen konnten, und die sich hauptsächlich auf Vertheidigung ihrer Meister gegen die neuen, oder auf Vermittlung derselben mit den neuen beschränkt sahen.

Die ersten Vermittler zwischen Kant und den

spätern Naturphilosophen waren der ältere Reinhold und Beck. Sie fühlten, daß Kant von seiner subjectiven Erkenntniß aus die Gewißheit der Dinge unentschieden gelassen habe und daß man schlechterdings zu einem Object kommen müsse. Reinhold versuchte daher die Realität der Objecte oder das Vorgestellte aus den Vorstellungen zu beweisen, ein mißlicher Versuch, den er nachher selbst widerrief, da Schellings Lehre von der Identität des Subjects und Objects viel evidenter war. Beck ging noch einen Schritt weiter schon über Schelling hinaus und deutete bereits die Produktion aller Dinge aus dem Verstande, die Realität der Begriffe an; aber auch er wurde durch die größere Evidenz der Hegel'schen Lehre verdunkelt.

Mit größerer Consequenz behaupteten sich Fries und Krug auf dem Kantischen Standpunkt, indem Beide sich weniger an die Speculation an sich, als an die praktische Anordnung hielten. Fries setzte Kants edle Humanität fort und suchte sie zuweilen nicht ohne poetischen Geist, immer aber voll sittlichen Adels der veränderten Bildung des Zeitalters, den romantischen und hauptsächlich auch den politischen Begriffen des neuen Jahrhunderts anzupassen. Sein „Julius und Evagoras," worin er begeistert wie ein Plato spricht, diente vorzüglich diesem Zweck. Reinheit und Schönheit für das sittliche Leben, Freiheit und Recht für das politische waren die Ideale, die

er, beinahe der einzige wahre Patriot unter unsern Philosophen, zu seinem ewigen Ruhm empfiehlt.

Krug setzte das Streben Kants nach allseitiger Popularität fort, aber so dankbar auch der Grundsatz war, die Philosophie unter die Leute zu bringen, so wurde Krug doch in der Ausführung allzu plebejisch. Er schmeichelte durch eine oberflächliche Vielseitigkeit, die dem encyclopädischen Geiste Kants nachgebildet war, aber nirgends die Tiefe desselben erreichte, den Halbgebildeten, die so gern gegen den Tiefsinn Anderer, den sie nicht begreifen, Chorus machen, wenn sich ein Führer findet; ja er hetzte zuweilen sogar gegen Andersdenkende auf und war in dem Bunde der Herren Paulus und Voß gegen die armen Romantiker und Mystiker sehr thätig. Als Orakel der Kleinstädter und subalternen Geister hat er nicht mehr allgemeine Humanität, Toleranz und Achtung für große Geister, sondern nur rationalistischen Partheistolz gepredigt. Endlich gab auch er seine Philosophie dem politischen Einfluß preis und war einer der ersten liberalen Schreier, so lange zu schreien gestattet war, und einer der furchtsamsten Leisetreter, so bald es nicht mehr gestattet war. Seine letzte Verhöhnung der edlen polnischen Sache hat endlich die Geringschätzung, die seine Tendenz schon längst bei den Bessern fand, auch populär gemacht.

In neuester Zeit hat Kalker die Kantischen

Kategorien und das Formelle der Lehre, Beneke aber den eigentlichen lebendigen und durch kein Schema eingeschränkten Quell der Kantischen Lehre, nämlich die empirische Psychologie weiter ausgebildet.

Jakobis Anhänger haben immer mehr auf die Verbindung der Philosophie mit der Religion, auf die Anerkennung einer Erkenntniß des Göttlichen in der Natur und Geschichte und im Gefühl neben der bloßen Erkenntniß durch die Verstandesabstraction hingewirkt. So Clodius, Chr. Weiße, Köppen, bis Krause diese Ansicht am vielseitigsten durch- und bis auf Leibniz zurückführte.

Alles, was noch mit Kant und Jakobi zusammenhängt, gehört noch wesentlich der Bildung des achtzehnten Jahrhunderts, der durch die classischen Studien gegründeten Bildung, und der durch den allgemeinen Frieden begünstigten Humanität an. Das neue Jahrhundert, in welchem die Ideen Fichte's und Schellings die des Jakobi und Kant zu verdrängen anfingen, war auch schon in Bewegung gesetzt von dem politischen Geist der Zeit und von der Wiederbelebung des alten romantischen und mystischen Geistes.

Den Uebergang zu den Romantikern bildet Fichte, als der Repräsentant der französischen Revolution, oder vielmehr ihres Echos in Deutschland. Er folgte unmittelbar auf Kant, wie die stürmischen neunziger

Jahre auf die ruhigen achtziger. Noch ist der Uebergang von der nicht minder reinen, aber gemäßigten und ich möchte sagen toleranten Moral Kants zu der imperatorischen, ja tyrannischen Moral Fichte's zu erkennen. Fichte's System erklärt sich eigentlich nur aus dem Revolutionsgeist seiner Zeit, und aus dem Umstand, daß das Ziel jener Revolution wenigstens in der Einbildung ihrer Urheber die Tugendrepublik seyn sollte. Eine wunderbare Schwärmerei bemächtigte sich der Menschen. Man träumte von einer höchsten moralischen Weltordnung, von einer allgemeinen Republik freier und gleicher, durchaus rechtlicher und sittlicher Bürger, und die Franzosen, gerade das unbeständigste, lüderlichste und in gewissem Sinn sogar sinnlichste Volk, maßte sich in einem genialen Rausch die Rolle an, diesen stoischen Tugendstaat ins Leben einzuführen. Fichte wollte dasselbe, nur dachte er nicht, solche Leute dazu zu gebrauchen. Daß er das moralische Princip der Revolution tiefer als jeder andere Philosoph ergründet hat, ist evident.

Fichte war ganz Moralist, und alle seine Werke beziehen sich auf das handelnde Leben, so wenig sie auch populär geschrieben sind, so daß man nicht einmal seine Reden an die deutsche Nation außer der Schule begreifen kann. Dieser tapfre Geist verlangte die Diktatur und den Terrorismus der Tugend. Er stellte die absolute Tugend selbst dem Himmel entge-

gen und verschmähte für dieselbe die Garantie der religiösen Autorität. Ein riesenstarker Wille in der eignen Brust sollte jede fremde Krücke dem neugebornen Geschlecht entbehrlich machen. Sein Grundsatz: „nur das sey, was der Mensch thue, und nur das verdiene zu seyn, wozu er sich durch die Kraft des Willens zwinge, und nur das könne der Mensch wollen, was seinem freien Ich gezieme, Ehre für sich, Gerechtigkeit für alle!“ blitzt wie das Flammenschwert eines Engels in das durch Mattigkeit, Sinnlichkeit und Lüge entwürdigte Paradies des Menschenlebens. Ist in Fichte's Princip ein philosophischer Irrthum, so ist die Anwendung doch die wahrste und beste. Der Irrthum liegt nur in der Ausschließlichkeit des Princips, nicht in dessen Folgerungen. Wie nur aus dem Fichteschen Princip der höchsten Willensfreiheit die würdigste Moral gefolgert werden kann, so wird jede beste Moral wieder bis zu Fichte's Princip aufsteigen müssen. Eine höhere Philosophie vermag aber das Princip der Willensfreiheit mit dem der Nothwendigkeit zu vermitteln. Dem edeln Fichteschen Irrthum hingen daher alle Freunde der französischen Revolution und jene Unzahl jugendlicher Enthusiasten an, die selbst dann noch von ihren Träumereien nicht lassen wollten, als die Franzosen bereits von der nachhinkenden Erfahrung unsanft waren aufgeweckt worden. Eine Menge Politiker, Kritiker und Pädagogen

folgten Fichte's Grundsätzen, und der Turnerstaat muß als der letzte einseitige Auswuchs des einseitigen Fichtianismus betrachtet werden. Im ethischen Enthusiasmus höchst achtbar, und oft bewunderungswürdig, ist diese Lehre in der Praxis fast immer nur zur Thorheit ausgelaufen. Sie findet ihre Anhänger auf natürliche Weise immer bei der Jugend und hat sie bei den Alten eine Zeit lang finden müssen, als dieselben wie in den letzten Zeiten der Noth und Befreiung Deutschlands, von einem jugendlichen Rausch ergriffen worden. Diese feurige, rasche Wirkung, wie eines Meteors, das wieder schwindet, ist aber gerade das, was wir an Fichte's Lehre höchst liebenswürdig finden müssen. Unter den Dichtern ist in der praktischen und ethischen Richtung Schiller ihm am meisten geistesverwandt. Beide griffen in die stolze Brust und riefen den männlichen Willen zum Kampf gegen die Sinnlichkeit und Schwäche des Zeitalters; beide fochten ritterlich für Freiheit, Ehre, Tugend, beide sind früh in dem Strom, gegen den sie anstrebten, untergegangen. Abgesehen von dieser ethischen Richtung aber, und rein in Bezug auf das Philosophem Fichte's ist kein Dichter ihm gefolgt, als Novalis, der daher auch eben so groß und einzig dasteht, und auch dieser Dichter büßte den allzukühnen Göttertraum mit einem frühen Tode. Fichte's höchster Satz, „das Ich ist Gott“, wurde von Novalis in

jenem ungeheuern Anthropomorphismus der Welt ausgeführt, den wir in seinen hinterlassenen Werken bisher mehr angestaunt als begriffen haben. Er fügte noch den zweiten Satz hinzu, „Gott will nur Götter" und die Welt schien ihm nichts Geringeres als eine Republik von Göttern. Wir müssen wenigstens gestehn, daß Novalis im Sinn dieses Philosophems sich wirklich als ein, wenn auch nur poetischer, Gott und König des Weltalls betrachtet, und umfassender als je ein Dichter vor ihm die ganze Welt zur Scene und zum Gegenstand seines Gedichtes gemacht hat.

Fichte's Philosophie erlebte übrigens genau das nämliche Schicksal, wie die projektirte Tugendrepublik in Frankreich. Sie verschwand plötzlich vom Schauplatz und die Menschen sprachen nicht mehr gern davon, vielleicht aus Scham, sich so ungeheuer viel Tugend zugetraut zu haben.

Schon vor Schelling setzten zwei Männer die vom Kantischen Standpunkt aus mißlungenen Versuche Reinhold's, das fehlende Mittelglied zwischen dem Denken und dessen Gegenstand zu finden, von einem unabhängigen Standpunkt aus fort. Bouterweck suchte im Gegensatz gegen alle drei damals herrschenden Systeme, das von Kant, Jakobi und Fichte, ein viertes zu erzielen. Er nahm (gegen Kant) ein absolutes Seyn an, das vor allem Denken existire, das zugleich (gegen Fichte) ein objectives sey, und das

(gegen Jakobi) ein neues rein philosophisches Axiom und nicht etwa der alte bekannte Gott sey. Bardili suchte die Sache zu vereinfachen und brachte die Identitätslehre von Spinoza und Valentin Weigel wieder auf, d. h. die absolute Ureinheit des Denkens mit seinem Gegenstande. Aber seine Sprache war dunkel und in der historischen Anwendung der Lehre, worin ihr Hauptwerth liegt, ließ er noch Alles zu wünschen übrig. Es sollte sich bewähren, daß es nicht bloß auf die Ermittelung des einfachen Weltprincips, sondern auch auf die Nachweisung desselben in den Thatsachen der Natur, der Geschichte und des Geistes ankomme, und so blieb es Schelling vorbehalten, im Sinne der neuen ästhetischen und historischen Richtungen der Zeit die vollständige Wiedergeburt der alten Idee zu bewirken.

Schelling bezeichnet die Reaction des Mittelalters gegen die moderne, der altklassischen Bildung huldigende Zeit. Trotz der ausgezeichneten Geistesthätigkeit, die seit der Reformation im gebildeten und namentlich protestantischen Europa herrschte, hatte man sich doch in einer merkwürdigen Einseitigkeit verfangen. Man dachte und studirte sich gleichsam willkürlich aus der Weltgeschichte, aus dem allgemeinen Zusammenhange der irdischen Dinge hinaus, um eine ideale Traumwelt herzustellen, und wenn man ja ein Vorbild für dieselbe aus der Vergangenheit annahm,

war es das antike Leben der Griechen und Römer. Hier allein sah man einige Helle, die ganze übrige Geschichte war Nacht und Wüste, trostlose Barbarei. Man verachtete die Vorzeit des eigenen Volkes, und selbst das Erhabene, Schöne, Bezaubernde der sogenannten barbarischen Zeiten (des ungriechischen Orients und des katholischen Mittelalters) wurde mißkannt und verhöhnt. Man war so gänzlich verblendet, daß selbst die Wunder der gothischen Baukunst auf die Herzen keinen Eindruck mehr machten, daß man sie, die täglich vor Augen stunden, als Werke schwülstiger, geschmackloser Barbarenphantasie beachselzuckte, und so durchgängig. Die ganze Weisheit und Poesie der Morgenländer wie der romantischen Zeiten war verworfen, und wer sie gepriesen hätte, würde für wahnsinnig gehalten worden seyn. Eine so gänzliche Abtödtung des historischen Gemeingefühls, eine Stockung des von Anbeginn durch die Weltgeschichte ununterbrochen pulsirenden Lebens, konnte nur eine vorübergehende Krankheit, einseitige und temporäre Erstarrung seyn. Das Blut mußte, durch einen hastigen Ruck bewegt, wieder zu fließen anfangen. Diesen Stoß bekam das europäische Leben durch die französische Revolution und seitdem erinnerte man sich wieder an die so lange mißkannte Vorzeit, die Schuppen fielen uns von den Augen und wir erkannten, daß wir für alle Wunder jener Vergangenheit stockblind

gewesen. Nun erfolgte freilich in Verbindung mit der politischen Contrerevolution oder Restauration, wie es in dieser Welt der Extreme immer geht, gleich eine Ueberschätzung des Mittelalters und des Orients im Gegensatz gegen das classische Alterthum und den modernen Protestantismus, allein abgesehen von diesem romantischen Fanatismus war es ein unendlicher Gewinn für die bisherige einseitige Bildung, daß sie die gerechte Würdigung bisher unbekannter oder verkannter Zeiten und ihre überraschend neuen Lehren in ihrem Bereich aufnahm und aus der Vergleichung des Klassischen mit dem Romantischen erst das Kriterium schöpfte. Es spricht übrigens aufs Neue für die wunderbare Gabe der Deutschen, Alles gleich zur Philosophie zu erheben, daß kaum jene Reaction gegen die bisherige klassische Kleingläubigkeit eingetreten war, als auch schon in Schelling ein Philosoph erstand, der mit dem ersten Blick in die Enttäuschung auch schon in einer einzigen sonnenklaren Idee die tiefste Begründung und Uebersicht der neuen Bildung aussprach.

Bei weitem das wichtigste Ergebniß der Philosophie Schelling's scheint die parteilose, epische Weltansicht zu seyn, die sie mit sich bringt, und der die Laien selbst immer mehr entgegen kommen, seit so viele Erfahrungen die Leidenschaft abgekühlt und die endlos verwickelten Widersprüche eine gewisse Dul-

dung und Indifferenz herbeigeführt haben. Im System Schelling's findet jede Partei gegenüber der andern ihren Platz, die Entzweiung wird als eine natürliche nachgewiesen, ihre Widersprüche werden auf einen ursprünglichen, nothwendigen Gegensatz zurückgeführt. Dieses System duldet durchaus nichts Ausschließliches, durchaus keine unbedingte Herrschaft einer Ansicht, keine unbedingte Verfolgung der andern. Es sucht in einer Physik des Geistes und der Geschichte jedem geistigen Wesen, sey es ein Charakter, oder eine Meinung, oder eine Begebenheit, dasselbe Recht zu sichern, wie in der gemeinen Physik jedem materiellen Wesen. Es betrachtet die historischen Perioden wie die Jahreszeiten, die Nationalitäten wie die Zonen, die Temperamente wie die Elemente, die Charaktere wie die Kreaturen, die Aeußerungen derselben in Gesinnungen und Handlungen als so nothwendig in der Natur gegründet, und als so verschieden wie die Instinkte. Nach diesem System herrscht ein Wachsthum und ein geheimnißvoller Zug, eine Mannigfaltigkeit und eine Ordnung in der geistigen Welt wie in der Natur. Diese neue epische Ansicht empfiehlt sich allen denen, die in einem weiteren Umkreis das Leben überblickt haben. In ihr allein findet der endlose Meinungsstreit seine Beruhigung, und jeder Widerspruch die einfachste natürlichste Lösung. Ohne mit Schelling und seiner Schule

vertraut zu seyn, sind viele einsichtsvolle Männer durch eine lange Erfahrung von selbst auf diesen Standpunkt der Betrachtung geführt worden. Nach einer weiten Lebensreise haben sie auf alles zurückgeblickt, was sie gesehn und übersehn, gestrebt und verlassen, gefunden und verloren, und von selbst hat das wilde Drama, in welchem sie als handelnde Personen einseitige Zwecke blind verfolgt, sich ihnen in ein ruhiges Epos verwandelt, und sie sind als Zuschauer dem Dichter zur Seite niedergesessen, um die lange Vergangenheit und sich selbst darin, wie von einem Berge herab in stiller Ferne zu überschauen. Die im religiösen Gebiet eingetretene Indifferenz und die großen, alle Parteien in gleicher Weise widerlegenden und rechtfertigenden Erfahrungen in Politik und Geschichte haben die epische, ruhige Würdigung des Weltkampfes unterstützt, und selbst in der Poesie ist ihr jetzt Alles durch die überwuchernde Romanenwelt in Walter Scott's Manier ein breites Feld gewonnen worden. Die historischen Romane huldigen der Idee nach der unparteilichsten Betrachtung aller Zeiten, Völker und Parteien, und werden es immer mehr thun müssen.

Der ganze politische Streit der neuern Zeit läßt sich in seinen letzten Principien zurückführen auf den Streit des Vernunftrechts mit dem historischen Recht. Das letztere, das Recht des Bestehen-

den, hat sich bisher mehr durch die ihm innewohnende Naturgewalt, eine Gewalt der Trägheit, als durch logische Beweisführung erhalten. Es ist sehr ungeschickt, sehr plump vertheidigt worden. Man leitete dieses Recht von Gott ab unmittelbar und machte Privilegien zu Gegenständen des Aberglaubens, oder man untersuchte gar nicht, sondern hielt sich einfach an den Besitzstand. Unter diesen Umständen mußte das Vernunftrecht um so viel mehr in der Theorie gewinnen, als es in Praxis verlor. Man kam stillschweigend überein, daß das Vernunftrecht allerdings die Aufgabe sey, daß die Menschen aber noch lange nicht reif dazu seyen. Man gönnte der Vernunft die Ehre, und behielt der bestehenden und anerkannten Unvernunft den Vortheil vor. Dieser Ansicht huldigten etwa nicht bloß die Freimaurer, die Illuminaten, die französischen Republikaner, die Ideologen, sondern auch Fürsten und Minister. Das Vernunftrecht wurde allgemein anerkannt, aber auch allgemein suspendirt. Selbst seine Feinde wußten keine bessern Gründe gegen dasselbe anzuführen, als seine praktische Unausführbarkeit, seinen das Interesse verletzenden Eingriff in den gegenwärtigen, durch das historische Recht begründeten Besitzstand, und seine vorgebliche Irreligiosität, sofern man diesen Besitzstand benedicirt hatte.

Erst Schelling's Philosophie führte zu einer weit

andern Ansicht von Vernunft und von historischem Recht, eine Ansicht, die weniger er selbst als seine Schüler ausgeführt haben, namentlich Görres, Friedrich Schlegel, Steffens, von denen diese Ansicht wieder in sehr viele besondre geschichtliche und politische Werke der neuesten Zeit übergegangen ist. — Schellings Philosophie mußte in strengster Consequenz eben so das Vernunftrecht, wie den Deismus verwerfen, und das historische Recht eben so zum alleingültigen erheben, wie sie Gott in der Geschichte lebend und waltend dachte. Sie stand nun ganz von dem Vernunftrecht ab, nach dem die Menschen ewig haschen sollten, ohne es je zu erreichen, und nahm, wenn ich mich dieses Ausdrucks bedienen darf, eine Seelenwanderung des Rechts durch alle Völker und Zeiten an. Wie nämlich das ganze menschliche Geschlecht zu keiner Uniformität bestimmt ist, und nach dem Unterschiede der Geschlechter und Racen, des Klima's und der Beschäftigung, der Temperamente und geistigen Fähigkeiten, endlich des Alters und der Schicksale, der Charakter der Völker und Zeiten sich mannigfach verschieden gestaltet in religiöser und sittlicher, ästhetischer und wissenschaftlicher Hinsicht, so auch in Hinsicht auf das Recht. Es scheint eine Thorheit, von den alten Indern oder Griechen, von den Rittern und Mönchen des Mittelalters oder von den Arabern, von den Chinesen oder Negern schon zu verlangen,

was das gebildete Europa erst in neuerer Zeit erstrebt hat, auch in rechtlicher Beziehung. Die Ansichten vom Staat, vom Königthum, von der politischen Freiheit, von der Unterordnung oder Nebenordnung der Stände haben sich erst ausbilden müssen, sind mannigfache, sehr einseitige Entwicklungsstufen durchgegangen, waren aber jedesmal ihrem Zeitalter und der anderweitigen Bildung, dem Glauben und den Bedürfnissen angemessen. Wie jedes Klima seine besondern Pflanzen und Thiere mit sich bringt, so waren auch die Völker und ihre Staaten, Religionen, Sitten und Künste allemal ihrer Zeit acclimatisirt; der ganze Entwicklungsgang der Menschen war ein natürlicher.

Auch ich bekenne mich zu der Ansicht, welche die historischen Vorkommnisse wie die Naturerscheinungen betrachtet, und die Staatseinrichtungen so wenig nach dem absoluten Vernunftrecht abzumessen wagt, als die Blumen eines Gartens nach einer fingirten Idealpflanze, oder die Mannigfaltigkeiten der Musik nach einem Urthema. Allein ich muß mich gegen das Stabilitätsprincip erklären, welches man ohne Grund mit jener organischen Geschichtsanschauung hat in Verbindung bringen wollen. Mehrere geistreiche Männer haben das Bestehende *verewigen* wollen, als ob sich in der Natur etwas verewigen ließe, außer die Natur selbst im Großen und Ganzen.

Das Leben der Natur ist ihr Wechsel, die ewige Verwandlung des Bestehenden. Das eben ist die Wahrheit in der Lehre Schellings. Aus demselben Grunde, aus welchem man das Vergangene rechtfertigt, muß man auch den Wechsel der Dinge rechtfertigen und die Bewegung, die ewige Revolution der Welt. Es heißt das Schelling'sche Princip völlig umkehren, wenn man die Rechtfertigung des Vergangenen zum Verdammungsgrunde des Zukünftigen machen will. Das Princip würde immer der Freiheit günstig bleiben, und wenn auch Görres, Friedrich Schlegel, Baader, ja wenn Schelling selbst es anders deuten wollten.

Wir haben aber oben schon gesehen, daß nach der Universalität und der Allseitigkeit Schelling's seine Schüler dennoch wieder in die Einseitigkeit fallen, je nachdem sie mehr von dieser oder jener Richtung des Zeitgeistes fortgezogen wurden. An den Dualismus seines Systems selbst, der sich in seine beiden Pole, Natur und Geist, hier in Oken und dort in Hegel zersetzt, reiht sich eine noch viel mannigfaltigere Zersplitterung in den Lehren seiner Schüler.

Die beginnende Reaction des Mittelalters ergriff die Geister, ihrer selber unbewußt, und die Gegensätze grau gewordener Jahrhunderte kehrten wieder, ohne daß man es ahnete. Jene Naturphilosophie, deren Heros Oken wurde, und an die sich bald

neben den neuen großen Entdeckungen des äußern Lebens in Astronomie, Physik und Chemie die Lehren des innern Lebens und des animalischen Magnetismus gesellten, entsprach vollkommen dem Paracelsismus und Rosenkreuzerthum des Mittelalters, und die rein im Denken des Denkens sich fortspinnende Geistesphilosophie Hegel's entsprach eben so der jener alten Naturlehre gegenüberstehenden Scholastik. Zwischen und über beiden kehrte endlich auch sogar die reine Mystik des Mittelalters wieder in Görres und Franz Baader.

Da aber das Mittelalter vorüber war, so mußten diese geistigen Richtungen, in welchen sich sein Leben wieder zu erkennen gab, sich an die Wirklichkeit unsers modernen Lebens anschließen und ihr dienen. Dieß geschah in der Wissenschaft und Poesie wie im politischen und kirchlichen Leben, und führte seltsame literarische Erscheinungen herbei. Schelling hatte viele ausgezeichnete Schüler, aber keiner sieht dem andern gleich.

Oken suchte die Idee Schelling's ausschließlich auf die Naturkunde zu übertragen, und das unermeßliche, täglich durch neue Entdeckungen vermehrte Gebiet derselben zu klarer Uebersicht, das innere Leben der Natur zur kristallklaren Durchsicht zu bringen. Von diesem großen Denker werden wir ausführlicher unter dem Kapitel der Naturwissenschaft reden, da

er weit mehr Naturforscher als Philosoph ist. Er hebt die materielle Seite der Welt hervor, ja er läßt den Geist eigentlich nur die Blüthe des materiellen Lebens seyn, er setzt das Hypomochlion oder Urcentrum der Welt nicht in die Mitte zwischen den materiellen und geistigen Pol, wie Schelling, sondern seitwärts in den materiellen Pol und gibt diesem das Uebergewicht; allein diese philosophische Einseitigkeit ist nur Folge eines naturwissenschaftlichen Enthusiasmus, ohne den es vielleicht nicht möglich gewesen wäre, ein so schönes System zu geben, wie es Oken gegeben hat. An diesem ausgezeichneten Gelehrten muß noch insbesondere die seltene Unabhängigkeit gerühmt werden, die er in den politischen Wirren der Zeit behauptet hat. Freiwillig gab er seine Professur in Jena auf und wählte ein sorgenvolles und unstätes Leben, weil man ihm als Professor nicht länger erlauben wollte, seine freisinnige Zeitschrift „Isis" fortzusetzen. Wie mag man nun krassen Materialismus einem Manne vorwerfen, in dem das geistige Princip der Ehre so sehr den Hang nach materiellen Vortheilen und Genüssen überwiegt! Wie so mancher Spiritualist setzt dagegen auf unsern Kathedern, dem jenes geistige Princip der Ehre durchaus fremd und der vergnügt ist, wenn er mit einem Orden behangen so recht weich im dicksten Materialismus des äußern Lebens sitzen kann.

Steffens, ebenfalls ursprünglich Naturforscher, und eifriger Schüler des berühmten Werner, beschäftigte sich hauptsächlich mit der „innern Geschichte der Erde“ und schwang sich vom geologischen Standpunkt zur Schelling'schen Philosophie auf. Diese Ausgangspunkte seiner Speculation sind noch in seinem philosophischen Hauptwerk „Anthropologie“ deutlich zu erkennen. Er hat, wie alle andern Schüler Schellings, von seinem Meister den real-idealen Gegensatz adoptirt, und seine brillante Phantasie nicht weniger, als seine reiche Naturkenntniß hat seiner Behandlung des Systems eine Originalität verliehen, die das Princip selbst nicht mehr hatte. Zuweilen hat ihn die Phantasie auch fortgerissen und oft zweifeln wir, ob Helios, ob Phaeton den feurigen Wagen seiner Beredtsamkeit lenkt. Er war aber nicht bloß Philosoph. Das deutsche Vaterland ist ihm, dem Norweger, als einem edeln Kampfgenossen im Kampf von 1813 verpflichtet. Steffens riß damals die studirende Jugend durch herrliche Freiheitsreden in die Schlachten fort. Später vermögen wir sein Charakterbild kaum mehr festzuhalten, denn es verschwindet unter der zeichnenden Hand. Wie viele andere gab auch Steffens schon in den ersten Jahren der Restauration seiner alten Begeisterung eine neue Auslegung, ereiferte sich gegen dieselbe Jugend, die er kurz vorher im Namen der Freiheit elektrisirt hatte,

machte gegen das Deutschthum und Turnwesen ästhetische Gründe geltend, die mit der Karrikatur auch das Heilige selbst zerstörten, und ließ sich von seiner neuen Stimmung wieder so hinreißen, daß er, das historische Princip vertheidigend, die unsterbliche Sottise schrieb: dem Bauer ist seine Arbeit Genuß, dem Adel sein Genuß Arbeit. Nachdem der patriotisch-politische Streit auf eine Weise beigelegt war, die Steffens als einen Triumph für sich betrachten durfte, trat Langeweile ein. Des Abends sang die Sonntag, tanzte die Taglioni. Des Tages war es so still, daß man auf der Gasse hören konnte, wie die Pfarrer in den Kirchen predigten. Aus Langeweile nahm man die theologischen Zänkereien wieder auf, als ein unschuldiges Spielzeug, wohl wissend, daß man es wieder wegwerfen würde, wenn sich etwas Amusanteres darböte. Doch nein, es war nicht Spielerei allein. Viele, viele suchten wieder im Himmel, was sie leider nicht auf Erden fanden, und ganz besonders — das Vaterland. Genug, es kümmerten sich Leute um die Theologie, die sonst nicht daran gedacht hätten. Steffens, ein durch und durch poetischer Philosoph, ein poetischer Politiker, der entschiedenste Feind des trocknen und hölzernen Deutsch- und Turnerthums, wurde jetzt auf einmal nicht ein poetischer Katholik oder Pietist oder Mystiker, sondern trockner und hölzerner Orthodox des Lutherthums. Doch kaum hatte man aufgehört

zu erstaunen, so trat Steffens wieder aus dem schwarzen Ornat heraus und legte das farbige Kleid der Romantik an und schrieb historische Romane, in der durch Walter Scott aufgekommenen beliebten Manier. So ist er gleichsam als letzter Normann in der deutschen Literatur abentheuernd herumgeschweift, wie weiland seine Ahnen im großen Wasser.

Steffens ist ein reicher Geist und ein beredter Schriftsteller. Er hat die deutsche Sprache mehr in seiner Gewalt, als Mancher, der diesseits des Sundes geboren ist. Er jeanpaulisirt unwillkürlich, d. h. die Bilder drängen sich ihm auf, auch da, wo sie nicht gerade nöthig sind. Er ist mehr Dichter als Denker und daß er in seinen philosophischen Werken zu viel gedichtet hat, wurde dadurch nicht vergütet, daß er auch wieder in seinen Romanen zu viel philosophirte.

Von ihm, wenn ich nicht sehr irre, rührt das Lieblingswort der norddeutschen Literatoren: „ein vornehmer Geist" her. Er brauchte, so viel ich weiß, diesen fatalen Ausdruck zuerst, der die Spaltung unserer Literatur in eine anmaßende verdorbene und unpopuläre Aristokratie und in einen anarchisch gesinnten, zudringlichen und rohen Pöbel nicht nur bezeichnet, sondern auch erweitert. Solche Parteiwörter bringen immer Unheil.

Wurde das Princip Schellings durch Steffens

der in Norddeutschland und unter den Protestanten immer entschiedner hervortretenden innern Unstätigkeit und äußern Götheschen Vornehmthuerei vermittelt, so trat es dagegen durch Görres, indem es sich in den Tiefsinn eines echt romantischen Gemüthes versenkte, in Relation zu dem süddeutschen Katholicismus. So haben wir oben schon Görres kennen gelernt.

Da Görres vielen Leuten allzu katholisch blieb, schlug Franz Baader in der Adoption der Jakob Böhmeschen Lehre wieder eine Brücke aus der katholischen Romantik in die moderne protestantische Mystik hinüber. Auch die moderne protestantische Geisterseherei und Dämonologie wurde von Franz Baader unterstützt.

Friedrich Schlegel hat, wie Görres, weniger abstrakt philosophirt, als vielmehr das Princip Schellings eigenthümlich auf Geschichte, Politik und Kunst angewandt. Friedrich Schlegel, einer unserer tiefsten, obwohl unlautersten Denker, der mit der Fähigkeit, das Wahre zu erkennen, zugleich den frevelhaften Muth und die epikuräische Schwachheit verband, es zu verleugnen, dieser sehr merkwürdige Geist hat, von seinem mehr mit dem Buchstaben beschäftigten Bruder unterstützt, und in Verbindung einerseits mit Schelling und den Philosophen, andrerseits mit Tieck und den Dichtern, drittens mit Görres und den Ultramontanen, viertens mit Gentz und

den politischen Renegaten eine große Wirksamkeit ausgeübt. Aber er hat die Verwirrung der Begriffe in Deutschland nur vermehrt, anstatt sie mit der Klarheit seines Geistes und mit der Vielseitigkeit seiner Bildung aufzuhellen. Er hat diesen seinen Geist verkauft und beraubte sich dadurch der letzten Waffe, die immer nur die Wahrheit ist. Wenn die neuere Geschichte einem Lustspiel von Beaumarchais gleicht, in welchem das kränkliche und mürrische Alter die blühende Jugend vergeblich zu heilen unternimmt, so spielte Friedrich Schlegel die Rolle des Basilio, der dem Alter seinen Rath verkauft. Er hat in der That von der herrlichen und ewig wahren Lehre Schelling's die Achtung für das historische nur entlehnt, um damit den andern Theil der Lehre, die Achtung für das Werdende, sophistisch zu bestreiten. Er hat die alten Dome und Burgen des Mittelalters noch einmal abgebrochen, um sie auf die neue Zeit zu schleudern und das neue Geschlecht damit zu zermalmen. Das Jahrhundert vertheidigte sich mit — Schüsseln, unter deren delikaten Last der große Eßkünstler einen sehr modernen Tod fand.

Adam Müller, sein Schatten, hat ihn im politischen und Kunstgebiet nachgeahmt, wurde wie er Renegat und ist ihm nachgestorben, da er von ihm seinen Geist sog.

Ast hatte den redlichen und uneigennützigen Ei-

ser, ebenfalls jenes Schellingsche Princip auf Geschichte und Kunst anzuwenden, errang aber keinen bedeutenden Ruhm, da er es verschmähte, die Lehre nach der Umstände Gunst zu modeln und persönlichem Vortheil nachzujagen. Dieß muß ihn uns aber gerade ehrwürdig machen. Auch enthalten seine nicht sehr gelesenen Schriften viele treffliche Ideen. Die Sucht, oder wenn man will, die philosophische Nothwendigkeit, Consequenzen zu ziehen, hat ihn freilich oft veranlaßt, geschichtliche Thatsachen und Kunsterscheinungen gewaltsam und nicht am rechten Ort in das bekannte Schema des real-idealen Gegensatzes einzuzwängen; noch öfter aber hat ihn ein sehr richtiger Takt völlig die richtige Stelle erkennen lassen, und seine Geschichte der Philosophie, seine Aesthetik und seine Weltgeschichte wird jedem künftigen Denker, der eine Philosophie der Geschichte oder Kunst zu schreiben unternimmt, schöne Winke geben.

Wagner in Würzburg hat auf dieselbe Weise eifrig, uneigennützig, consequent die Lehre vom symmetrischen Gegensatz als Philosophie des Alls durchzuführen gesucht. Echt poetisch beginnt er damit, das ganze All als eine urewige Hochzeit und Vermählung der beiden Weltprincipe anzusehen, im Gegensatz gegen diejenigen Schüler Schellings, die, wie Görres und Schlegel, mehr einen ewigen Kampf derselben annahmen. Aber die Ausführung dieser liebens-

würdigen Idee hat das Schicksal aller übertriebenen Consequenzen gehabt. Die Vierzahl übrigens, die einfach aus der Zweizahl hervorgeht, ist eben deshalb nicht das, was, wie es gewöhnlich geschieht, als das eigentlich Charakteristische dieses Systems bezeichnet zu werden verdient. Die Ehe, die Vermählung des Sauerstoffs und Wasserstoffs, die bis in das geistige Gebiet hinab verfolgt wird und in allen möglichen Verwandlungen und geistigen Verfeinerungen immer wiederkehrt, das ist das Charakteristische in Wagners Lehre.

Troxler huldigt ebenfalls noch dem Dualismus, dem Gegensatz der zwei Principe. Er ist eine der eigenthümlichsten Erscheinungen in unserer Literatur, und drückt selbst einen großen real-idealen, praktisch-speculativen Gegensatz aus. In der politischen Umwälzung der Schweiz äußerst thätig, predigte er dort die Demokratie noch in der Demokratie und würde sie in der dritten Potenz predigen, wenn er sie in der zweiten durchgesetzt hätte. Seine philosophische Lehre aber schwebt in einer weiten und ruhigen Höhe über dem kleinen Getümmel der Basler und Luzerner, Berner und Argauer Revolutionen, und scheint nicht das Mindeste mit denselben gemein zu haben. Doch hat sich Troxler zu einer Modification seiner frühern Ansicht bekannt und in gewisser Beziehung dem freiheitsstolzen Fichtianismus genähet, ohne deshalb

die Lehre Schelling's vom Gegensatz aufzugeben. Er verlegt nur die Identität der Gegensätze wieder rückwärts in das Fichtesche Ich. Er nimmt eine innerste lebendige Einheit an, gleichsam ein Weltsamenkorn, das Alles in sich enthalte und aus sich hervortreibe, im Gegensatz gegen jene unlebendige ideale Einheit, die nur eine wechselseitige Aufhebung und Vernichtung der Pole ist. Wie der ganze Baum im Samenkorn, und das Samenkorn im Baum, so sey auch die ganze Welt trotz ihrer Mannigfaltigkeit beständig zugleich in der lebendigsten Einheit, und wie alle Kräfte und Erscheinungen der Welt aus jenem innersten Einheitskern hervorgegangen, so wiesen sie auch alle darauf hin und geben davon Zeugniß, keineswegs bloß die einseitige Denkkraft. Nun ist aber Troxlers tiefsinnige und kühne Lehre folgende: Die Einheit aller Dinge ist in der menschlichen Seele; in ihr liegt der Abgrund des Göttlichen, wie die ganze Natur. Alles kann der Mensch nur in sich und durch sich erkennen. Mit Gott ist er keineswegs blos auf eine historische Weise durch Christus verbunden, sondern unmittelbar und wesentlich. Mit der Natur ist er nicht nur äußerlich durch die Sinnlichkeit verbunden, sondern die ganze Natur ist schon unmittelbar in seiner Sinnlichkeit. In seiner Seele aber ist die Einheit von beidem, von allem. Die Seele ist das Ursprüngliche, alles Entfaltende, alles Umfassende.

Der innerste Kern der Seele aber ist das Gemüth, und ihr Gegenpunkt, darin sie sich reflektirt, die Sinnlichkeit. Um diese beiden Brennpunkte kreisen beständig in entgegengesetzter Richtung zwei Kräfte der Seele, zwei Psychen, die eine vom Gemüth hinabsteigende, übersinnliche, das Sinnliche vergeistigend, die andere von der Sinnlichkeit aufsteigende untersinnliche, das Geistige versinnlichend. An jene beiden ruhenden Brennpunkte nun und an diese beiden ewig beweglichen Kräfte vertheilt er alle Seelenvermögen und alle äußerlich gewordenen derselben entsprechenden Erscheinungen oder Dinge.

Auf ähnliche Weise haben noch mehrere Schüler Schelling's die beiden Gegensätze der höhern, sie verbindenden Einheit untergeordnet, jedoch nicht mit eben so viel Stolz zu Fichte's Ich zurückkehrend, wie Troxler, sondern im Gegentheil mit Beziehung auf christliche Mystik demuthsvoll das Urprincip der Dinge, die höchste Einheit in einem über uns hoch erhabenen Gott suchend.

So Eschenmayer. In seiner neuesten Ausgabe der „Psychologie" gesteht dieser fromme und ehrwürdige Veteran, daß er in seiner Ansicht über die Natur (das Reich, worin das Gesetz herrscht) immer Schelling und der von ihm gegründeten Schule treu geblieben ist, nicht aber in den Ansichten über das Reich, worin die Freiheit herrscht, nämlich über

das Göttliche. Er habe den Schöpfer immer vom Geschöpf getrennt, und Gott weder (wie Oken) nur in der Natur, noch (wie Hegel) nur im Geist gesucht, sondern über beiden. Wenn er ausdrücklich erklären zu müssen glaubt, daß Gott frei und an kein Gesetz gebunden sey, so müßte eine solche naive Erklärung dem unbefangenen Leser fast wunderlich scheinen, wenn sie nicht in der That nothwendig wäre, nachdem andere Philosophen oft genug behauptet haben, Gott sey nicht frei, sondern an ein Gesetz gebunden, ja das Gesetz, die starre Nothwendigkeit selbst.

Die Schöpfung preißt, nach Eschenmayer, ihren Schöpfer durchaus in reinen Dreiklängen. Diese sind Geist, Natur, Leben — im Geist Denken, Fühlen, Wollen — in der Natur Licht, Wärme, Schwere — im Leben Reproduktion, Irritabilität und Sensibilität — und als Norm der ganzen Schöpfung die drei Ideen Wahrheit, Schönheit, Tugend. Hierin erkennt er das Gesetz der irdischen Schöpfung, aber jenseits desselben läßt er die Freiheit walten, ja er geht so weit, zu behaupten, was noch kein Naturphilosoph wagte, daß nämlich Freiheit nicht bloß im Geistigen, sondern sogar in der Natur selbst walte. So nimmt er neben der irdisch bedingten Schwere und Finsterniß noch eine jenseitige unbedingte in der Hölle, und neben dem irdisch bedingten Licht noch ein jenseitiges unbedingtes im Himmel an.

Der eben so fromme und liebenswürdige G. H. Schubert (nicht zu verwechseln mit dem Petersburger Astronomen) ist ungefähr zu demselben Resultate gelangt. Als selbstständiger Forscher wie Oken die Natur ordnend, hat er auf eigenthümliche Weise und im Gegensatz gegen Oken nicht nur ein ewiges Aufsteigen der niedern Geschöpfe zu höhern, sondern auch einen Rückfall von den höhern in die niedern angenommen, und überhaupt hat er die Natur gerade da, wo sie ihre Geheimnisse verbirgt oder wo sie krankhaft und widrig erscheint und nicht gerne aufgesucht wird, mit frommem Fleiß belauscht, um selbst aus der Verwesung die lichte Blume einer schönen Lehre hervorscheinen zu lassen. Diese Neigung mußte ihn aber zuletzt zum Magnetismus und zu den Offenbarungen desselben hinführen, und seine letzten philosophischen Lehren von Gott und dem All beruhen wesentlich auf der bekannten Scheidung von Geist, Seele, Leib, die den Hellseherinnen gemein ist. Nur bemüht er sich, diese Lehre mehr aus der Naturerfahrung zu bestätigen, während sie Eschenmayer mehr speculativ erläutert.

Alle diese Schüler Schellings haben sich mehr auf die objektive, reale, positive Seite geneigt; sie haben sich wie Oken auf die derbe Natur, oder wie Görres, Schlegel, an die Geschichte, oder wie Eschenmayer, Schubert, Baader an die geoffenbarte Reli-

gion, kurz überall an etwas Positives gehalten. In der Consequenz des Gegensatzes aber lag es, daß nun auch der subjektive, ideale, negative Pol vom Schellingschen System einseitig hervorgehoben werden mußte, und dieselbe Consequenz verlangte, daß sich dieses Geschäfts der deutsche Norden annahm, während der in jeder Hinsicht positivere Süden auch ganz natürlich die positive Philosophie gepflogen hat.

Hegel, obgleich in Schwaben geboren, konnte doch nur in Berlin sein Glück machen. Er mußte Menschen vor sich haben, die nicht vom gewaltigen Eindruck einer schönen Gebirgsnatur bezaubert werden, sondern, nach Göthe, „auf dürrer Heide speculiren;" die eben so wenig vom Geist der Geschichte, von großen Denkmalen und Erinnerungen und von einem eigenthümlichen Volksleben hingerissen werden, sondern nur einen Staat, eine Staatsmaschine, Staatsdiener, Staatsangehörige kennen, und bei denen es überdieß längst klimatisch ist, alles andere zu negiren und nur sich zu poniren.

Hegel machte den subjectiven Pol wieder zum Centrum, wie Fichte, aber Fichte's Centrum war ein edles, thatkräftiges, nur das Gute wollendes Ich; Hegels Centrum war ein bloß denkendes, auf öder Heide speculirendes, kleines, suffisantes, selbstgenügsames Ichtlein. Wohl wissend, was der Zeit besser zusagen müsse, führte er Fichte's schöne Aufwallung

zur kalten herzlosen Hoffahrt, seine schwärmerische Jugendfülle zur altklugen, vornehmen Leerheit zurück und wurde der Philosoph der Restauration, wie Fichte der Philosoph der Revolution gewesen war.

Alle andern Philosophen hatten in Gott, in der schöpferischen und erhaltenden Urkraft, die ewige Liebe anerkannt, oder den edelsten und weisesten sittlichen Willen, oder die ewige Schönheit, die alles einigende Harmonie, oder wenigstens die unerschöpfliche Thatkraft, die Fülle des Erzeugers — Hegel zuerst macht Gott zu einem bloßen, in der Oede seiner himmlischen Haide von einem bösen Geist herumgeführten Speculanten, der nichts thut als denken, und zwar nur das Denken denken.

Wohl ist in dieser Tollheit eine gewisse Naivität. Die alten Heldenvölker konnten sich Gott nicht anders denken, als selber in Streit und Kampf. Die alten Brahminen, die selbst unverrückt unter einem Baume saßen und auf einen Fleck sahen, dachten sich auch Gott so ruhig. Die Märtyrer, die selbst litten, hoben auch an Gott nur das Leiden hervor. Die zärtlichen Mönche und Nonnen, deren Liebesfülle keinen Gegenstand fand, trugen auch auf Gott diese schwärmerische Liebe über, und es entstanden jene Romane zwischen dem Liebenden diesseits und dem Geliebten jenseits, die uns die sel. Theresia und Angelus Silesius am schönsten ausgemalt. Sklaven sahen in

Gott den strengen Herrn poetische Gemüther in seiner Schöpfung ein Kunstwerk, die poetischen Ideen eines ewigen Dichters. Architekten betrachten ihn sicher mehr als den Werkmeister des Weltbaues; Criminalisten mehr als den obersten Richter 2c. Es ist also auch natürlich, daß „ein Kerl, der speculirt, gleich wie ein Thier auf öder dürrer Haide von einem bösen Geist herumgeführt" sich Gott gleichfalls als einen bloßen Speculanten oder Denker des Denkens denkt.

Es ist eine Selbstvergötterung Hegels, denn er unterscheidet sich nicht einmal von Gott, er selbst giebt sich für Gott aus, denn er sagt ausdrücklich, Gott kenne sich selbst gar nicht, sey gar nicht vorhanden, sondern komme erst in den Menschen sich selber zum Bewußtseyn, zum dunkeln, blos in Vorstellungen vorbildlich sich ankündigenden Bewußtseyn in andern Menschen, z. B. in Christus, zum klaren Bewußtseyn aber, zur Fülle seines Daseyns erst im Philosophen, der die einzig richtige Philosophie hat, also in ihm selbst, in Hegel's Person.

So haben wir denn also einen banausischen, verheckten stubengelehrten Gott, einen hölzernen und schielenden Kathedermann, einen Mann der mühseligsten und schwülstigsten Scholastik, einen Mann des widerlichsten Neides, der gemeinsten collegialischen Polemik, mit einem Wort, einen deutschen Pedanten auf dem

Thron der Welt. Die Alten erhoben wohl den Herkules oder Alexander unter die Götter, aber keinen Thersites. Nur bei dem Volk der Mumien finden wir einen hundeköpfigen Anubis und einen kleinen verhockten Horus.

Gleichwohl ist die Sache natürlich. Es ist nicht die Eitelkeit Hegels allein, es ist eine Consequenz des ganzen Zeitalters, daß sich ein deutscher Pedant für Gott ausgiebt. In Zeiten der Helden waren Helden Götter, in Zeiten der Hierarchie wurde Gott ein zweiter Papst, in Zeiten der Gelehrsamkeit muß Gott nothwendig ein Gelehrter werden, und Deutschland, das Land der Gelehrten, muß ihn hervorbringen. Es wäre mir leid, wenn mein Panorama der deutschen Literatur diese Hauptfigur entbehrte. Hegel bezeichnet den äußersten Gipfel der gelehrten Verkehrtheit, dieser großen Kopfkrankheit der jetzigen deutschen Nation. In ihm culminirte das Uebel sowohl der Form als dem Geiste nach, denn seine Sprache ist in ihrem dunkeln Schwulst, in ihrer Langweiligkeit und Steifigkeit, eben so wie seine Lehre in ihrer dummdreisten, auf alles verächtlich herabsehenden und doch genußlosen, mürrischen und kränklichen Hoffahrt der vollkommenste Ausdruck der zum letzten Durchbruch gekommenen gelehrten Euterbeule.

Hegels Philosophie würde gleichwohl wenig Aufsehen erregt haben, wenn sie sich nicht politische An-

hänger und Gönner verschafft hätte. Wie? Hat der Gott-Professor nicht vornehm auf die Könige dieser Welt herabgeblickt? Ich weiß es nicht, aber gewiß ist, daß das Anhören Hegelscher Collegien sehr empfohlen, daß Hegelianer bei Anstellungen berücksichtigt wurden.

Die Hegelsche Lehre bot sich als eine politische Scholastik dar, ungefähr mit den nämlichen Mitteln ausgerüstet, wie die alte kirchliche Scholastik. Da man es nicht mit Thatsachen, nicht mit Ueberzeugungen, sondern nur mit Begriffen zu thun hatte, da man nichts aus der Religion oder Sittenlehre, sondern alles nur aus der Logik schöpfte, so konnte man auch mit den Begriffen und Sätzen spielen, wie man wollte, und Alles oder Nichts beweisen. Die Lehre wurde zur absoluten Dialektik ohne Inhalt, ohne Gegenstand; ein bloßes Mittel, jeden beliebigen Gegenstand beliebig zu deuten. In dieser Beziehung wnrde der berüchtigte Satz Hegels: „Alles was ist, ist vernünftig," vorzüglich ausgebeutet, um zu beweisen, daß unsere gegenwärtigen Zustände die absolut vernünftigsten seyen, und daß es nicht nur revolutionär, sondern hauptsächlich auch dumm, unverständig, unphilosophisch sey, etwas daran auszusetzen.

Sogar auf den alten Unterschied der Laien und Geweihten kam diese neue Scholastik zurück. Die abstruse Sprache Hegels, die affektirte Dunkelheit, in

die er die einfachsten Sätze einhüllte, um sie zu tiefen Orakelsprüchen zu stempeln, sollte eine unübersteigliche Scheidewand zwischen den Wissenden und dem übrigen Pöbel ziehen.

Er hat daher die Dummheit derer, die ihrer eignen Eitelkeit zu fröhnen glaubten, und doch nur fremder Eitelkeit dienten, gehörig ausgebeutet. Kaum ist Einer in der Kunst, zu mystificiren, weiter gegangen. Noch jetzt nach seinem Tode streitet man sich, was er denn eigentlich mit diesen oder jenen seiner Orakelsprüche gemeint habe. Bei Schleiermacher, bei Göthe findet etwas Aehnliches Statt. Auch diese beliebten, sich häufig und gerade in den wichtigsten Fragen etwas unbestimmt auszudrücken, und die Berliner machten sich dann allezeit ein Geschäft daraus, mit den ernsthaftesten Mienen von der Welt gerade das am meisten zu bewundern, was sie am wenigsten verstanden, und wovon jeder glauben machte, er habe es verstanden, während er selber heimlich fürchtete, andre möchten es wirklich verstanden haben.

Die Hegelianer gingen in ihrem Blödsinn so weit, daß sie es als eine bloße Herablassung zu den niedern Fassungskräften der Menschen ansahen, wenn sie Hegel mit Christus verglichen und dem letztern die Ehre erzeigten, ihn einen Vorläufer und Verkündiger Hegels zu nennen, einen untergeordneten Boten,

der durch bloße Vorstellungen und Gemüthsanregungen den viel erhabeneren, erst künftig klar in der schärfsten Schärfe des Begriffs hervortretenden Hegel gleichsam symbolisch angedeutet und prophezeiht habe. Ja am Grabe Hegels sagte Friedrich Förster, dem man bei seinem historischen Forschergeist einen solchen Wahnsinn nicht zutrauen sollte, Hegel sey ohne allen Zweifel der heilige Geist, die dritte Person der Gottheit unmittelbar selbst gewesen. So weit kann die Eitelkeit einer Coterie gehen, aber vielleicht nur in Berlin.

Es charakterisirt die Zeit, daß die Hegelianer sich zu Christus nur gnädig und vornehm herablassen, zu Göthe aber wie zu etwas noch Höherem ehrfurchtsvoll aufblicken. So Hotho, der in seinen gar wunderlichen „Vorstudien für Leben und Kunst" bewies, daß es die höchste Aufgabe für den Menschen sey, sich in den Geist Hegels zu versenken, daß aber durch diesen ein Durchbruch zu den noch höhern Freuden des Himmels in Göthes Geist Statt finde. Ein sonst nicht unvernünftiger Franzose, Lerminier, der gerade in Berlin war, hat ihm nachgesprochen und den Franzosen verkündigt: Si Hegel a consommé la philosophie de son pays, Goethe en a consommé la litérature. En verité, on croiroit avec ces deux hommes avoir abouti à toutes les possibilités de la pensée.

Unter den neuesten Philosophen, die eine unabhängige Bahn einzuschlagen versucht haben, bemerken wir dennoch wieder den alten Gegensatz. Herbart steht auf der subjektiven, Krause auf der objektiven Seite. Herbart in Königsberg hat es unternommen, alle subjektiven Richtungen unserer Philosophie zusammenzufassen und harmonisch zu verbinden. Er verzweifelt sogar nicht, Kant und Hegel in einen Guß zu bringen. Er geht von der Erfahrungsseelenlehre aus, wie Kant, kommt aber durch eine mathematische Construktion der Begriffe wieder zu einer Objektivität des Denkens, wie Hegel.

Krause ging bis auf Leibnitz zurück und machte wieder wie dieser, den lebendigen und persönlichen Gott zum Princip der Welt, und leitete aus ihm erst alle die Urbegriffe her, welche andre Philosophen an und für sich, abgesehen von Gott, als das Absolute hinstellen. Zugleich bezog er die Philosophie beständig auf das Leben und wandte sie immer unmittelbar auf Natur, Geschichte, Sittlichkeit und Kunst an, ohne sie, wie die andern Philosophen, in abstrakter Höhe über dem Leben zu halten. Sein Ziel war ein „Menschheitbund," der alle schöne Hoffnungen seiner Philosophie erfüllen sollte. Aber er fand wenig Anklang, weil seine Sprache nicht so klar war, wie sein Geist, weil er äusserst weitschweifig und schwerfällig

schrieb, und weil seine Zunftgenossen ihn bis an sein Ende verfolgten und sich wohl hüteten, ihn durch Empfehlungen und Anpreisungen emporzubringen. Er hatte nämlich durch Veröffentlichung einiger alten, sehr unschuldigen Urkunden des Freimaurerordens die Geheimnißvollen empfindlich beleidigt.

Sehr achtbar ist der Fleiß mit dem man neuerdings die Geschichte der Philosophie betreibt, und in dieser eine neue Basis für die weitern Spekulationen sucht. Dieses nüchterne und in den Gränzen der Schule eingeschränkte Treiben ist dann freilich viel unscheinbarer, als die geniale Schwärmerei für neue Systeme, die vor dreißig Jahren so allgemein herrschte. Das Genie schläft, und bis es wieder erwacht, kann man nichts besseres thun, als es durch Fleiß ersetzen.

Unter den Werken über Geschichte der Philosophie hat das im kantischen Sinn geschriebne von Tennemann den meisten Ruf erhalten; das von Eberhard, worin dem Jakob Böhme noch das Schusterhandwerk vorgeworfen wird, war das oberflächlichste. Da aber auch Tennemann alle von Kant abweichenden Systeme einseitig beurtheilt, so ist die von ihm vernachläßigte Parthie desto gründlicher von Rixner und am übersichtlichsten von Ast in Schellings Sinn behandelt worden. Windischmanns großes Werk „die Philosophie im Fortgange der Weltgeschichte“ ist höchst

interessant, vertieft sich doch aber zu sehr in das mystische Grenzland, das erst da beginnt, wo die Philosophie aufhört. Auch ist er noch beim Orient. Durch die theologischen Untersuchungen Neanders, durch die Beschäftigungen unsrer Philologen mit den indischen und persischen Lehren ist überall viel Licht auf die Geschichte der ältern und mittlern Philosophie geworfen worden. In der neuesten Zeit haben Ritter und der jüngere Fichte, Sohn des Aeltern, sich durch unpartheiische Uebersichten der philosophischen Systeme aus einem rein historischen Gesichtspunkt auszuzeichnen angefangen. Der letztere, der wohlwollend überall das Gute anerkennt, und den kleinsten Theil achtet, wenn er nur zum Ganzen beiträgt, hat nicht die kriegerische Energie des Vaters, aber dieselbe edle Gesinnung. Der jüngere Reinhold hat eine Geschichte der Philosophie so kantisch einseitig, wie Tennemann und Eberhard geschrieben.

Obgleich für die deutsche Philosophie eine Zeit der Ebbe eingetreten ist (die Fluth schlägt jetzt an die französischen Küsten an), obgleich der Enthusiasmus bei uns sich gelegt hat und ruhige Ueberlegung, sogar Tadel zum Vorschein gekommen ist, so wird doch die Philosophie ihren hohen Rang neben der Religion und über allen andern Wissenschaften fort und fort behaupten. Das Zeitalter wird von der Wissenschaft, die Wissenschaft von der Philosophie regiert.

In der neuen Hierarchie des Verstandes ist der philosophische Stuhl der apostolische und die Philosophen sind die Kardinäle. Aus der ganzen Sphäre unsrer Geistesthätigkeiten sammeln sich die Resultate in die Philosophie, als in ein Centrum; alle Säfte sublimiren sich in ihre Blüthenkrone. Die Mannigfaltigkeit sucht immer ihre Einheit, und je gewisser es ist, daß die Deutschen für alle Arten von Erkenntnissen Sinn haben, um so natürlicher ist es auch, daß sie dieselben regeln und auf die einfachsten Resultate zurückführen. Ja es scheint, als ob der allgemeine Wissenstrieb nur die sekundäre, der philosophische Tiefsinn aber die primäre Aeusserung unsrer Natur sey, als ob wir eine Peripherie nur fänden, nachdem ein unsichtbares Centrum sie ausspannt. Unsre Philosophie beweist, daß Deutschland keine Polterkammer für allerlei Wissen seyn soll. Es kommt nicht das Kleinste in den Horizont unsrer Betrachtung, so findet es sich durch unsichtbare Fäden an den Mittelpunkt der philosophischen Erkenntniß geknüpft. Je reicher aber der Gegenstand jener Betrachtung ist, um so tiefer jener Mittelpunkt. Indem wir die breiteste Basis nehmen, dürfen wir die philosophische Operationslinie am kühnsten und weitesten ausdehnen, und unsre Helden dringend erobernd immer tiefer in das unbekannte Geisterreich.

Es gibt indeß auch eine ziemlich dunkle Schat-

tenseite der deutschen Philosophie. Nicht alle Philosophen waren geniale Geister; es gibt auch einen philosophischen Pöbel, Affen und Karrikaturen der Genies, die zugleich immer den Gegensatz der Philosophie und des Zeitalters in einer gefälligen Halbheit zu vermitteln wußten. In ihnen hat die Philosophie an der allgemeinen gelehrten Pedanterei Theil genommen, nicht nur in den sprachlichen Formen, sondern auch in den Ansichten. Auch sie hat den Reifrock getragen. Statt tief zu seyn, war sie lange nur spitzfindig; statt natürlich zu seyn, aufgestutzt; statt gerade auszugehen, ceremoniös, höflich, umständlich; statt uns zu überzeugen, hat sie lange nur mit uns conversirt, ja auch sie hat wie die Poesie geraume Zeit uns die Alten citirt, und den Kothurn an die Sohlen geschraubt, statt sich selber zu heben. Dann ist sie wie die ganze übrige Literatur in das entgegengesetzte Extrem gefallen. Sie ist göttlich grob geworden, wie die Ritterromane, sie ist von der Sucht nach Natur und Originalität befallen worden, wie Damen und Studenten, wie die Dichter und Virtuosen. Sie hat alle alte Autorität abgeworfen und frisch von vorn selbst gedacht, aber ihre Gedanken waren oft nicht werth, gedacht zu werden. Endlich hat sie Gefühl und Phantasie zu Hülfe gerufen und mit girrendem Flötenton oder türkischer Musik bachantische Tänze um den Altar der Wahrheit aufgeführt,

oder aus mystischen Nebeln unbegreifliche Orakel gestammelt. Der Schulstube, dem bezopften Orbil entrissen, ist sie alt genug geworden, in die Schule der Liebe zu gehen, sich schwärmerisch dem Geliebten in die Arme zu werfen. Doch unabhängig von diesem Treiben der Menge, sind große Genien mit männlichem Verstand ihrer Zeit vorangeschritten und haben lächelnd zugesehen, wie man mit ihren Gedanken kindische Abgötterei getrieben.

Insbesondere tadelt man an unsern Philosophen mit Recht den schulmeisterlichen Hochmuth, wiewohl ihn noch kein neuer Lucian scharf genug gegeißelt hat. Es ist in der That lächerlich die Weisen zu sehen, wie sie gleich erbosten Hähnen einander blutig hacken und dann auf dem nächsten Dachgiebel wieder mit stolzgehobenem Schopfe krähen und auf die kleine Welt herunterblicken.

Der Vorwurf der Unpopularität trifft unsre Philosophen fast ohne Ausnahme. Sie haben von den Griechen und Scholastikern eine fremde Terminologie entlehnt, anfangs selbst noch lateinisch geschrieben und auch noch in der neuesten Zeit sich darin gefallen, immer neue fremde Wörter zu schmieden. Dies hat ihnen zwar in den Augen des Volks ein ehrwürdiges Ansehen und selbst den gewöhnlichsten Gemeinplätzen einen Anstrich von tiefer Weisheit verliehen, das größere Publikum aber der Philosophie

entfremdet, und diese zur reinen Schulsache gemacht. Oken, eben so patriotisch als gelehrt, hat gegen die fremde Terminologie geeifert, ohne jedoch etwas auszurichten, ja ohne selbst sie vermeiden zu können. Die Schwierigkeiten der philosophischen Sprache werden noch verwickelter durch den eigenthümlichen und willkührlichen Gebrauch, den jeder einzelne Philosoph davon macht. Schlagen wir die erste beste Seite in philosophischen Werken auf, was klingen uns für ganz verschiedne Namen in Leibnitz, Wolf, Kant, Fichte, Schelling, Hegel entgegen. Die fremden Wörter sind indeß in ihrer Verschiedenheit noch die deutlichsten; die deutschen werden bei ihrer Gleichheit durch den verschiednen Gebrauch, je gemeinverständlicher sie an sich sind, desto undeutlicher in der Philosophie. Man hat daher ganze Bücher geschrieben, um nur die wahre Bedeutung der Ausdrücke: Vernunft, Verstand, Geist, Herz, Gemüth, Gefühl u. s. w. auszumitteln. Doch ist deßfalls noch kein allgemeiner Sprachgebrauch angenommen. Die Schwierigkeiten der Sprache sind denen des Denkens gefolgt. Die Denkkraft arbeitete sich mit unendlicher Anstrengung, aber nur stufenweise, aus der alten Unklarheit heraus und mußte für jede neue Entdeckung auch eine neue Sprache schaffen. Eine mühsame, umständliche, weitläufige Darstellungsweise war unvermeidlich, weil erst durch sie der Weg zu immer einfachern

Begriffen führte. Nichts wird schwieriger errungen, als was sich nachher gleichsam von selbst versteht. Die meisten Philosophien, ja in gewisser Rücksicht alle frühern, sind nur Studien, Vorarbeiten. Der große Kepler mußte viele hundert Folioseiten voll Zahlen schreiben, bis jene einfachen allbekannten Gesetze, die nun jeder ohne Mühe begreift, das Resultat seines eisernen Fleißes waren. So verhält es sich mit vielen deutschen Philosophen, besonders vor Kant. Wenn wir auch nur mit einem ästhetischen Widerwillen die dürren und oft täuschenden Rechnungen des Verstandes verlassen, so müssen wir doch gestehn, daß sie nothwendig waren. Am meisten fällt uns bei fast allen unsern Philosophien die sogenannte wissenschaftliche Form auf, die in systemathischen Tabellen, Classen und Paragraphen sich gefällt. Wie weit sind wir von der Majestät orientalischer Dogmatik, von der Anmuth Platonischer Kriticismen entfernt. Doch muß uns auch wieder dieses dürre Systematisiren als nothwendig erscheinen, und gerade einige Versuche, namentlich der Kantianer, in der Form zu platonisiren, sind sehr unreife Produkte geblieben. Den würdigsten philosophischen Styl hat Görres; denn sein System hat die erhabenste Einheit, weil es ganz mystisch ist, und in der Mannigfaltigkeit wieder die größte Fülle von Schönheiten, weil die mystische Einheit in einer durchgreifenden Symbolik von Geist,

Natur und Geschichte enthüllt wird. Dieß gibt den Schriften von Görres die biblische Kraft und die orientalische Pracht. Wir glauben uns, wenn wir in ihn uns einstudiren, in einem unermeßlichen kühnen gothischen Dom, die hohen Bogen, Säulen, Wölbungen, wunderbar verschlungen und an einfache Punkte geknüpft, und eine ganze Welt in Steinbildern darin verbaut, und über dem Ganzen schwebend ein Ausdruck des Heiligen, die Majestät eines unsichtbaren Gottes, und im Tempel brausend ein Posaunenton, der sein Herold ist. Görres priesterliche Salbung und prophetische Donnerstimme sind dem Dogmatismus durchaus angemessen. Dieser soll immer seyn und ist bei Görres das Werk eines plastischen Naturtriebes, unwillkührliche, unverfälschte Offenbarung der eingebornen Idee und genau wie beim Dichter das freie Wachsthum einer eigenthümlichen Blume des Geistes, unter den verschiedensten Bedingungen der Cultur doch die übermächtige Naturkraft, die sich selbst den Charakter bestimmt. Der Dogmatiker ist in einer beständigen begeisterten Schöpfung begriffen und es ist kein gutes Zeichen, wenn er aus den prophetischen Visionen erwacht und sich selbst kritisirt. Nur der Kriticismus darf und soll dieser Begeisterung entbehren und den Gedanken als objektives Product von der subjectiven schöpferischen Gluth trennen. Die Dogmatiker haben aber den Kritikern

noch immer zuviel nachgegeben, und ihre blühenden Gärten in Festungen verwandelt und unter das Wasser kritischer Reflexionen gesetzt, um sie gegen Angriffe zu schützen. Görres hat seine Natur am freiesten und kühnsten walten lassen, und steht deßhalb eben so hoch als einsam unter den Philosophen. In Jakob Böhme wirkte die Natur eine ähnliche Erscheinung, doch diese wunderbare Blume blühte nur in der Nacht. In Novalis rang die angeborne Natur gegen die fremde Form, ohne sie ganz besiegen zu können. Sondern sich die Elemente mehr und mehr, so wird der Dogmatismus in der organischen Plastik eines Görres die freieste, schönste und nationellste Entwicklung finden, der Kriticismus aber allerdings die platonischen Formen ausbilden müssen, die seinem polemischen Charakter am meisten angemessen sind.

Gehn wir zu den Wirkungen über, welche die Philosophie in den untergeordneten Wissenschaften und im Leben hervorgebracht, so erscheinen dieselben durchaus natürlich und im Wesen der Philosophie begründet, weil diese jeder Erkenntniß, wie jedem Handeln das höchste Gesetz vorschreibt. Die Philosophie hat die gesammte Cultur unermeßlich befördert, indem sie überall centralisirt und vereinfacht hat. Sie hat auch in ihrer Einseitigkeit die einzelnen Seiten der Wissenschaft und des Lebens je in das glänzendste Licht gesetzt und für die verschiedenen Stim-

men des Zeitalters immer den Grundton angegeben. Sie hat zwar, weil sie nur gelehrt ist, das gesammte Volk nicht zu sich erhoben, doch mittelbar durch ihre Wirkungen auf die übrige Literatur große Ideen und wohlthätige Maximen verbreitet. Dagegen sind auch alle Mängel, Irrthümer und Widersprüche der Philosophie auf die Praxis übergegangen, je nachdem man einzelne Wissenschaften nach den Principen der verschiednen Philosophien behandelt hat. Noch öfter sind wahre Principe falsch oder mangelhaft angewandt worden, und um diese Fehler zu vermeiden, haben andre der Philosophie gänzlich entbehren zu können geglaubt und ein geistloses empirisches Verfahren der Windbeutelei vager Theorien vorgezogen. Auf der einen Seite sehn wir oberflächliche Gesellen den philosophischen Ton anstimmen, um ihren Mangel an soliden Kenntnissen zu verbergen, oder um mit der Unwissenheit wohl gar zu prahlen. Das Begreiflichste wird in vornehmen, die Sache verdunkelnden, meist geborgten Redensarten vorgetragen. Elende Fetzen dieser oder jener Philosophie, die der Student mit ins Philisterium gebracht, werden in theologischen, historischen, pädagogischen und eben so oft in poetischen Werken angebracht. Wer die nöthige Erfahrung, die nöthigen Detailkenntnisse nicht hat, hilft sich mit einem Surrogat von Philosophie und bildet sich ein, das Höchste geleistet zu haben,

wenn er in hohem Tone spricht. Mancher Dichter, der seinem Helden keine Natur zu geben weiß, stattet ihn mit philosophischen Phrasen aus. Selbst Schulmeister quälen hie und da die unmündige Jugend mit dem Wust einer unverdauten Philosophie. Auf der andern Seite finden wir einige an Erfahrung gereifte und hochgelehrte Männer, die von der Philosophie wenig oder nichts wissen wollen, die sie gelegentlich verachten und höhnen, weil sie die Widersprüche derselben nicht vereinigen können und oft sehr wohl wissen, auf welche schwankende Grundlagen manche Speculation ihre Luftschlösser baut. Diesen schließen sich sodann die Pedanten und Kleinkrämer an, die in der großen Rechenkunst des Lebens nur bis zum Addiren gekommen sind und nur je die einzelnen Thatsachen der Erfahrung zusammenhäufen. Sie sammeln und erzählen, bekümmern sich aber um keinen Grund und keine Folge. Sie nennen sich die Praktischen und üben eine große Herrschaft in Schulen und Staatsämtern. Auch viele geniale, poetische, fromme und lustige Naturen widerstreben der Philosophie, weil die Strenge derselben oder die systematische Form sie abschreckt. Endlich lebt die Orthodoxie aller Confessionen in einem beständigen kleinen Kriege mit den Philosophen. Man darf sich daher nicht wundern, wenn man findet, daß die Philosophie so manche Verunglimpfung, so mancher Spott getroffen.

Witzige, gescheite Leute haben den Stoff dazu aus den Mängeln der Philosophie entlehnt, die Dummen und Bösen unbewußt aus ihren eignen Mängeln.

Göthe's Faust und anderwärts viele Aussprüche dieses Dichters haben der Philosophie in den Augen der Menge einen gewaltigen Stoß beigebracht. Sofern von der gelehrten Pedanterei die Rede ist, hat der Dichter immer Recht. Wenn der Philosoph, gleich jenem heroischen Archimedes, selbst durch die Todesgefahr, geschweige durch des Dichters Tadel, sich nimmer stören läßt im Forschen und Untersuchen, so mag der Dichter, der Liebling der Natur, an der Seite dieser Natur, ihre Unerforschlichkeit, den ewigen Talisman, womit sie uns bezaubert und beherrscht, vertheidigen. Er mag einem schalkhaften Amor gleich seine Venus vertheidigen und den zudringlichen Philosophen verblenden und verwirren. Der Streit der Philosophie und Poesie, der uralt ist, soll in keine Gehässigkeit ausarten, vielmehr das schöne Wechselspiel unsrer edelsten Kräfte bleiben, und wer aus der Menge sich mehr dem Denker, oder mehr dem Dichter verwandt fühlt, mag wählen nach Gefallen.

Im Besondern hat jede große philosophische Schule einer Richtung des Zeitalters entsprochen, in Wechselwirkung sie erzeugend und von ihr erzeugt. Man kann selten unterscheiden, wiefern ein Mann mehr auf seine Zeit, oder diese mehr auf ihn gewirkt.

Große Geister sind nur die Spiegel der Zeit, durch die sie eben geschliffen werden.

Wenn wir durch jeden, der auf isolirter Bahn etwas Großes geleistet, uns im Einzelnen belehren lassen müssen, so sollen wir doch immer den Blick nach den universellen Geistern, den Polarsternen des Himmels richten, um welche die größte Sphäre sich umwälzt. Zwar eine ewige Kluft ist festgestellt zwischen der Weisheit Gottes und der der Menschen; doch eine Stelle gibt es, wo auch der menschliche Geist am höchsten steht, und die freieste und reichste Aussicht zugleich gewinnt. Heil dem Genius, in welchem der Sinn für die Natur, die moralische Kraft, der Scharfsinn des Verstandes, die tiefe Innigkeit des Herzens in einer höchsten Einheit verbunden liegen, in dessen reingestimmter Seele die Accorde voll erklingen, in denen alles Lebens Harmonie gedeutet wird. Geister wie Kant, Schelling, Görres zeigen uns erst, was die Welt ist, indem sie sie in ihrem Geiste spiegeln, und was der Geist ist, indem sie ihn in der Welt spiegeln. Je weiter aber die Welt erschlossen wird, desto größer werden die Geister, je größer die Geister sind, desto größer schaffen sie die Welt. Der höchste Triumph des Philosophen ist, daß er von innen heraus die Welt durch die Erkenntniß neu schafft und bildet wie ein Kunstwerk, daß er immer freier wird, je mehr er sie begreift, daß die größte

Last des Wissens seinem Genius die leichtesten Schwingen leiht. Der höchste Triumph der Philosophie ist dagegen, daß sie niemals alleingültig wird, daß sie die Erkenntniß der Welt stets an die Eigenthümlichkeit geistiger Naturen knüpft, daß sie die Welt immer nur im Spiegel eines individuellen Geistes zeigt, daß folglich der größte Philosoph den größern nicht ausschließt. Man kann die Philosophie mit der Musik vergleichen. Die Philosophen spielen auf der Welt. Hier und dort vernehmen wir die wunderbarsten und herrlichsten Melodien. Wir bedauern die Schüler, die dem Instrumente nicht gewachsen sind, weil die tönereichste Flöte dem Ungeschickten doch nur ein Holz ist. Wer aber ist ein Meister der Gegenwart und glaubt, der Quell der Töne sey erschöpft und versiegt durch seine Kunst? Immer neue Meister erben das Instrument, das nie verwüstet wird. Es reihen sich Blumen an Blumen und Menschen an Menschen. Der Himmel ist gewölbt aus vielen Sternen und Gottes Tempel ruht auf vielen Säulen.

Was wir von der Philosophie in Zukunft ganz bestimmt nicht zu erwarten haben, ist 1) Vereinigung der reinen Verstandesansichten unter einander. Ich gebe nicht einmal zu, daß die philosophischen Abstraktionen sich verhalten, wie die mathematischen, und mithin in Uebereinstimmung zu bringen sind. Die Zahlen und Größen, womit die Mathematik zu

thun hat, sind da, aber die Philosophie muß ihren Gegenstand erst suchen. Jene hat es mit Formen, diese hat es mit der Sache selbst zu thun. Die Philosophie wird sich immer nur über die auf alles passenden logischen Formen vereinigen, aber niemals über die fehlende Sache. Es kann zuletzt nur eine Logik geben, aber es wird, so lange die Menschen denken können, niemals blos eine Metaphysik geben. Denn wo sucht der Verstand die Sache? der Verstand des Einen sucht sie hier, der des Andern dort, und am Ende ist es nur die bei jedem Menschen verschieden gestimmte Phantasie, die auf den bei jedem Menschen gleich organisirten Verstand unmerklich einwirkt, und dessen sich gleich bleibende Formen so oder anders handhabt. Kein Mensch hat eine andere Logik als der Andere, aber jeder hat eine andere Metaphysik, weil er eine andere Phantasie hat. 2) Noch viel weniger wird jemals eine vollkommene Vereinigung zwischen den Denksystemen und den Anforderungen des Gemüthes in Liebe, Sehnsucht und Andacht Statt finden. Der Verstand wird ewig alles aufklären wollen, das Gemüth wird ewig alles in ein Geheimniß und Wunder verwandeln, und so werden sie ewig neben einander wirken, ohne sich je zu durchkreuzen und in eins zusammen zu fallen. 3) Endlich wird die Philosophie am allerwenigsten jemals ihr Ziel erreichen. Wir werden, hier auf Er-

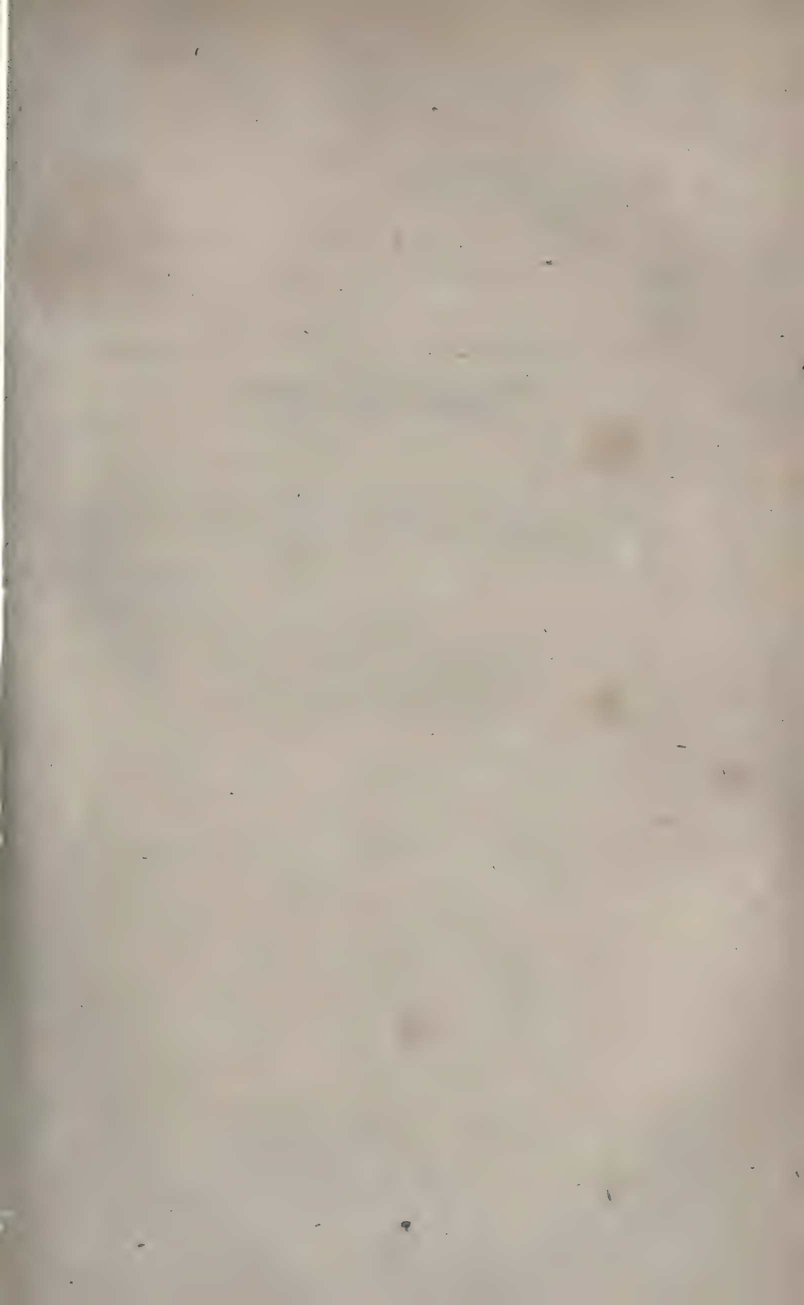
den wenigstens, niemals alles wissen, alles mit Gottes eignen Augen sehen, wie es ist und seyn muß. Ein heiliges Geheimniß, ein Wunder, ein nie zu lösendes Räthsel wird ewig übrig bleiben, wie viel weiter wir auch sonst noch kommen mögen, wie viel klarer wir noch mögen denken lernen, und wie viel mehr sich noch die Sehnsucht unsers Gemüthes läutern und veredeln mag.

Was wir aber gewiß von künftigen höhern Entwicklungen der Philosophie zu erwarten haben, ist folgendes: 1) Eine unvoraussichtliche Menge neuer Systeme, denn die erfindende Phantasie ist schlechterdings unerschöpflich, und die Denkformen lassen sich gerade, je weiter sie ausgebildet werden, desto bequemer von der Phantasie handhaben. Es ist wahrscheinlich, daß die Reaktion des Gemüths gegen den Verstand die Phantasie beflügeln wird, und daß der vorzugsweise logischen Epoche von Descartes bis Hegel eine vorzugsweise phantastische folgen wird, die denn auch in dem Uebergange der Naturphilosophie zur Mystik schon vorbereitet wird. Selbst die Vorliebe für die altorientalische Symbolik, die in neuerer Zeit herrschend geworden ist, hängt damit zusammen, so wie überhaupt die auffallende religiöse Richtung unsers Jahrhunderts. Hat die Philosophie oft genug gestrebt, die Religion verständiger zu machen, so wird die Religion auch gewiß die Philosophie gemüthlicher

und bildlicher machen wollen. Dies kann möglicherweise bis zum Extrem gehen, und wird dann wieder nüchternere Ansichten als ihr natürliches Gegengewicht hervorrufen. 2) Statt der gehofften Aufhebung der Gegensätze, werden wir immer schärfere Sonderung derselben erleben. Wir werden allerdings mehr mit uns selbst, und mit der Welt ins Reine kommen, aber dann werden wir eben immer deutlicher einsehn, erstens, daß wir keine Brücke in den Himmel zu schlagen im Stande sind, daß all unser Wissen und Thun beschränkt und endlich ist, und zweitens, daß der ganze Trieb und Reiz unsers geistigen Daseyns im Gegensatz, Wechselspiel und Kampf des Gemüthes und Verstandes besteht, und daß wir dieselben eben so wenig vereinigen können und sollen, als wir den reizenden Gegensatz der beiden Geschlechter aufheben, und aus Mann und Weib einen Hermaphrodyten oder ein geschlechtsloses Neutrum machen dürfen. Diese Einsicht wird dann die wohlthätige Folge haben, daß wir künftig nicht mehr eins um des andern willen verachten und verdammen, sondern uns an beiden zugleich erfreuen werden, an der kühnsten Freiheit des Denkens, wie an der liebevollsten Demuth des Gemüthes. 3) Indem wir einer neuen Epoche der Philosophie entgegengehn, sind wir auch an den Wendepunkt gelangt, von wo aus wir am besten zurückblicken und den bisherigen Gang

der Philosophie übersehn können. Es scheint also auch, als ob die Geschichte der Philosophie von nun an eine immer klarere und umfassendere Behandlung erwarten dürfe. Dies ist denn nun der Hauptgewinn der Philosophie, das, was von allen Wahrheiten und Irrthümern der Einzelnen am Ende übrig bleibt. Wenn kein einzelner Philosoph uns genügen kann (genügt er je sich selbst?), so ist doch ein großes Gemälde aller menschlichen Philosophien neben den Gemälden, welche die Geschichte der Religionen, die Kunst und die politische Geschichte selbst uns darbieten, das interessanteste und belehrendste Schauspiel für den menschlichen Geist. Wir suchen die Sonne und sie blendet uns. Blicken wir aber rückwärts, so sehn wir die unermeßliche Landschaft, die von dieser Sonne beleuchtet ist. Jene in ihrem hellsten Glanz doch unsichtbare Sonne ist die Wahrheit, und diese schöne Landschaft ist die Geschichte der Philosophie, das wunderbare Panorama eigenthümlicher Geister, die kühner als gewöhnliche Künstler, der ganzen Welt ihr Gepräge aufdrücken und in unzähligen Bildern der Welt nur sich selbst darstellen.

Ende des ersten Theils.





Wolfgang Menzel's

deutsche Literatur.

II.



Die
deutsche Literatur

von

Wolfgang Menzel.

Zweite vermehrte Auflage.

Zweiter Theil.

Mit Königl. Würtemb. Privilegium.

Stuttgart 1836.
Hallberger'sche Verlagshandlung.

Pädagogik.

Unser gegenwärtiges Erziehungswesen hat dreierlei Principe in sich, das Princip der Gewohnheit, das Princip der politischen Zweckmäßigkeit und das Princip des philosophischen Optimismus. Demnach sind auch seine Organe dreifach. Die alte Gewohnheit herrscht im Hause, in der Familie. Einem politischen, ehemals mehr kirchlichen Zwecke dienen die öffentlichen Schulen und Universitäten. Der Optimismus endlich hat sich Privat-Erziehungsanstalten erschaffen.

Jetzt macht Eines neben dem Andern sich geltend. Wie denn in unsrer Zeit alles chaotisch beisammen ist, wie hier alle religiösen Confessionen, alle philosophischen und politischen Meinungen, alle Geschmacksansichten im großen Lebermeer zusammenschwimmen, das die Alten prophetisch in unserm Norden voraus-

sahen, so gähren auch in der Erziehung alle Elemente durcheinander. Der historische Gang war aber folgender. Anfangs lag die Erziehung ganz in der Hand der Familien, dann kam sie an die Kirche, später wurden alle Klosterschulen Staatsanstalten, und endlich sind wieder diesen conservativen Instituten, Privatschulen im reformistischen Sinne der neuen Zeit entgegengestellt worden.

Das Familienleben war uns Deutschen immer heilig. Von hier ging zu allen Zeiten der bessere Geist aus, der wieder gut machte, was durch größere gesellschaftliche, kirchliche, politische Institute oder Nachahmung der Ausländer verdorben worden war. Schon in grauer Vorzeit war das Familienleben der Hort germanischer Freiheit, gegenüber den zügellosen Gefolgen und der daraus hervorgehenden Dienstbarkeit. Sogar dem allmächtig gewordnen Papstthum gegenüber hat der Einfluß deutscher Häuslichkeit in Erziehung, Sitten und Neigungen sich erhalten. Nahm die katholische Kirche auch einen Theil der Bevölkerung, als ihre Diener ausschließlich in Anspruch, so ließ sie doch die übrigen gewähren. Erst nach der Reformation und durch die Reformation entstand jene Schulgelehrsamkeit, die sich auch über die Laien erstreckte, und die gesammte Jugend in ihr Kerker sperrte. Erst von dieser Zeit an, trat die Familie und mit ihr überhaupt die Erziehung des ganzen

Menschen in den Hintergrund und dagegen die Schule und mit ihr der bloße Unterricht, die einseitige Abrichtung des Geistes, wobei Herz und Körper vernachläßigt blieben, in den Vordergrund.

Alsbald entwickelte sich die ganze Consequenz dieser unnatürlichen Einseitigkeit, gegen welche zwar jetzt schon eine mächtige Reaktion eingetreten ist, die aber uns Lebenden allen noch ihre Martern hat fühlen lassen und sie vielleicht noch unsern Kindern und Kindeskindern nicht ersparen wird.

Im Gegensatz gegen die Scholastiker, die unwissend, geschmacklos und schamlos das einfache Christenthum ungefähr eben so verdrehten und in Zusätzen erstickten, wie die Juristen das Recht, hatten sich nicht lange vor der Reformation alle schönen und starken Geister dem Humanismus d. h. den humanen, allgemein menschlichen (nicht blos kirchlichen) Studien und hauptsächlich dem Studium der griechischen Sprache ergeben, in der doppelten Absicht, theils durch sprachliche Untersuchung des griechischen Evangelientextes die Einfachheit der christlichen Lehre wieder herzustellen und vom Wust der Scholastiker zu säubern, theils aus der altgriechischen Literatur die verlorne Kunde des hochgebildeten Alterthums und eine unzählige Menge nützlicher Kenntnisse zu schöpfen. Das war sehr preiswürdig.

Nun siegte aber die von den Humanisten ausge-

gangene Reformation. Die Humanisten waren nicht mehr die Opponenten gegen die Kirche, sie herrschten jetzt in der Kirche. Sie nahmen daher etwas Pfäffisches an.

Die protestantischen Schulen bekamen einen unverkennbar theologischen Anstrich. Auf den Universitäten duldete die theologische Fakultät nur die juridische und medicinische neben sich und die letztern theologisirten zur Gesellschaft nicht wenig; die philosophische Fakultät emancipirte sich erst seit Thomasius im achtzehnten Jahrhundert. Noch weit einflußreicher war aber die Theologie auf den niedern Schulen, und die Dorfschulmeister prügelten der lieben Jugend ausschließlich den lutherischen oder heidelberger Katechismus ein.

Der Einfluß der Theologie beurkundet sich aber hauptsächlich in der officiellen Achtserklärung, die den menschlichen Körper von Seite der Schule und der Kirche traf. Man hielt den Leib für das Rüsthaus des Teufels, für eine Sammlung aller Gebrechen und Laster, man nannte ihn mit Vorliebe nur den Madensack oder das übertünchte Grab, und stellte ihn in unzähligen Predigten, Moralschriften und bildlichen Allegorien, (die überhaupt im siebenzehnten Jahrhundert sehr Mode waren) unter dem charakteristischen Bilde eines Esels dar, der mit der himmlischen Sapientia kämpft, und bald

breit an des Herrn üppiger Tafel sitzt, während die arme Sapientia hungrig an der Thüre steht, bald unter entsetzlichen Prügeln vom Tische vertrieben, dieser Dame weichen muß. Das war die allgemeine Vorstellung, die man vom Körper hatte, und sie hing sehr genau mit den Sitten der Zeit zusammen. Seit Erfindung des Pulvers war die ritterliche Körperkraft entbehrlich geworden; die Herrn, vormals in Turnieren sich tummelnd, legten sich jetzt auf alle faule Laster. Die Fürsten gingen mit ihrem schlechten Beispiel voran, und zwar vorzugsweise die protestantischen, denn da sie seit der Reformation vom Papst gänzlich und vom Kaiser beinahe unabhängig geworden waren, erkannten sie keinen Sittenrichter mehr über sich und überließen sich thierischen Begierden; sie soffen so entsetzlich, daß sie auf offnem Reichstag beschließen mußten, sich in dieser Beziehung etwas zu mäßigen, um der Welt kein zu großes Aergerniß zu geben. Sie erbauten Lusthäuser und bevölkerten sie mit Maitressen. Der alte kräftige Landadel wurde in ihrem Dienst ein weichlicher Hofadel. Auch die Bürger legten die Waffen ab und wurden Philister mit runden wohlgenährten Bäuchen. Die geknechteten Bauern kannten schon lange nichts mehr, als ihren Eulenspiegel. So kam es, daß man beim menschlichen Leibe an nichts mehr dachte, als an Fressen und Saufen. Unfläthereien in Worten und Werken war

allgemeine Tagesordnung, wie die ganze Literatur zweihundert Jahre abwärts von Luther bewies. Die Theologen hatten nun freies Spiel, den Körper für dessen Tugenden man keinen Sinn mehr hatte, wegen seiner Laster herabzuwürdigen. Hatten schon in der frühern weit kraftvollern Zeit die altdeutschen Maler, die bekannten nazarenischen Magerkeiten bleibt und das Fleischliche so viel als möglich verhäßlicht oder verschwinden gemacht, um das Geistige allein hervorleuchten zu lassen; so mußte in der spätern schon verdorbnen Zeit der wirklich durch Ueppigkeit und Laster herabgewürdigte Körper noch viel mehr von der ihm gebührenden Bedeutung verlieren und der Verdammung der Zeloten Preis gegeben seyn.

Die Folge davon war, daß die Schule nicht die mindeste Rücksicht auf die kirchliche Erziehung und Bildung nahm, vielmehr ausdrücklich darauf hinarbeitete, den Körper schon in der Jugend durch Stillsitzen und Hocken über den Büchern abzuschwächen, damit er nicht muthwillig werde. Sapientia sollte allein regieren, man schlug also unbarmherzig auf den Esel los und ließ ihn in einem finstern Winkel halb verhungern. An eine gleiche Berechtigung des Körpers und des Geistes, an eine harmonische Bildung beider dachte damals niemand. Der Körper war der verachtete Paria, der Geist dagegen der allein heilige Bra-

mine, und eine Gemeinschaft zwischen beiden würde für unglaublich gehalten worden seyn.

Das theologische Element herrschte also auf den protestantischen Schulen und Universitäten vor. So wie aber die Stürme der Reformation sich legten, so wie die weltlich gesinnten Höfe, der seinem Erwerb nachgehende Bürger, der wieder friedlich ackernde Landmann, wie überhaupt die Laien ihren Fanatismus abgelegt hatten und sich für die kirchlichen Zänkereien nicht mehr interessiren wollten, drehten die protestantischen Theologen ein wenig die Fahne nach dem veränderten Winde. Wie der Staat der Kirche, so gewann die Jurisprudenz der Theologie den Rang ab, und in die theologische Fakultät selbst kam ein Bestreben zu politisiren und zu judiciren. Sie stritt nicht mehr so häufig über die reinen kirchlichen Dogmen, aber desto eifriger über die Frage, welche der christlichen Confessionen das bessre Werkzeug, die zuverläßigere Magd der weltlichen Monarchie sey. Sodann mischte sie sich auch in die bürgerliche Gerichtsbarkeit durch Unterstützung des Herenwesens und durch Anschürung der Herenfeuer, die erst jetzt ungeheuer überhand nahmen.

Inzwischen war es der Kirche und Schule nicht beschieden, auf diesem politisch-juridischen Abwege ins Verderben zu stürzen, obgleich sie schon weit gekommen waren. Sie hatten die erste Probe des

Servilismus, der Denunciationen, des polizeilichen Diensteifers, kurz der politischen Hundewuth überstanden. An den meisten damaligen Universitätsprofessoren und Schulinspektoren hätte es nicht gelegen, wenn alles Heilige und alles Wissen in einer neuen protestantischen Scholastik untergegangen wäre, die in einem barbarischen Latein wie die ältere Scholastik, ein noch weit gottloseres Verfinsterungssystem predigte.

Von ihr sein Volk zu erretten, stand der noch immer nicht genug gekannte und geschätzte Thomasius auf, der größte Geist seiner Zeit, der ihre Gebrechen mit wunderbarer Klarheit durchschaute. Nur sein Sieg über den Aberglauben, und die durch ihn bewirkte Abschaffung der Hexenprozesse hat ihn berühmt gemacht. Das was er sonst noch wollte, ist zum großen Theil vergessen worden, weil er es in seinem gar zu erbärmlichen Zeitalter nicht durchsetzen konnte. Doch verdankte man ihm den Sieg der deutschen Sprache über die lateinische in der gelehrten Literatur, den Aufschwung der philosophischen Fakultät über die theologische, juridische und medicinische, und damit zugleich den Sieg der Denk- und Studienfreiheit über den bereits eingeschlichenen Servilismus, die unermeßliche Entfaltung aller noch im Keime schlummernden wissenschaftlichen Ideen, die erst jetzt üppig hervorbrechen konnten, nachdem die

alte dreifache Mauer der drei herrschenden Fakultäten von der philosophischen durchbrochen war. Thomasius wollte noch mehr, er wollte den Unterschied der Fakultäten überhaupt aufheben, er glaubte, daß es nur eine allgemeine menschliche Bildung geben dürfe; er wollte aus den verknöcherten Kirchen- und Staatssklaven wieder freie und natürliche Menschen gemacht wissen.

Da er es wagte, die damals unter den Protestanten vorherrschende Lehre, daß alles, was vom weltlichen Fürsten komme, unmittelbar von Gott komme, und daß eben deßhalb die Fürsten alle lutherisch werden sollten, mit gerechtem Zorne zu verwerfen, kam er in Gefahr des Lebens und der Freiheit. Vor dem Prälaten Pfaff in Tübingen war der größte Vertheidiger jener servilen Lehre der Oberhofprediger Masius in Coppenhagen. Gegen diesen schreibt Thomasius: „Ich bin der Meinung, daß es eine unanständige Sache sey, seine Religion hohen Potentaten wegen der zeitlichen Interessen zu rekommandiren. Ein anderes ist, wenn man der wahren Religion Schuld gibt, daß sie dem Interesse des gemeinen Wesens zuwider sey, ein anderes, wenn man behaupten will, daß sie den zeitlichen Nutzen großer Herren an und für sich selbst befördere. Jenes ist offenbar falsch, wannenhehro auch die Väter erster Kirche der christlichen Religion, soviel diesen Punkt betrifft, öfters

das Wort geredet. Aber daraus folget das Andre nicht. Die wahre Religion zielet nur auf das ewige Wohl. Dieses aber ist nicht nothwendig mit dem zeitlichen verknüpft, zu geschweigen, daß das zeitliche Interesse so ein wächsernes Wort ist, daß sich solches nach eines jeden seiner Meinung gar leichte drehen und formiren läßt." Aber das durfte man damals nicht sagen. Mit genauer Noth entfloh Thomasius aus Leipzig, wo man ihm Ketten bereitete und all das Seinige konfiscirte. Zu Coppenhagen wurde seine Schrift als majestätsverbrecherisch verbrannt, denn niemand sollte zweifeln dürfen, ob etwas, was vom König von Dänemark komme, auch von Gott komme. Und wodurch wurde Thomasius gerettet? Auch nur durch eines Fürsten Interesse. Der erste König von Preußen nämlich lebte in einer natürlichen Opposition gegen Oestreich und Sachsen, deren politischen Einfluß auf Deutschland er durch jedes Mittel zu neutralisiren suchte. Daher durfte Pufendorf über die Reichsverfassung spotten, darum wurde Thomasius nach Halle berufen, um der sächsischen Gelehrsamkeit, über welche damals noch nichts ging, eine neue preußische entgegenzustellen. Darum wurde sogar der Pietist Franke, des Thomasius treuer Freund, Mitkämpfer und Leidensgenosse, als neue preußische Celebrität den abgetackelten sächsischen Kirchenheiligen entgegengestellt.

Unter dem Schutze dieses preußischen Interesses aber gedieh das Gute, was Thomasius wollte, und wenn sich auch keineswegs von da sein freier Geist weiter ausbreitete, so doch die deutsche Sprache, die er in die Wissenschaften wieder einführte, und die Belebung aller in die philosophische Fakultät gehörigen freien Studien des Geistes, der Geschichte, der Natur. Als er zum erstenmal eine deutsche Vorlesung hielt, standen allen Professoren in Deutschland die Haare zu Berge und man schrie Zeter über ihn. Umsonst hatte Luther sein schönes körniges Deutsch geschrieben, alle Theologen, Juristen, alle Gelehrte, selbst die gekrönten Poeten schrieben wieder lateinisch und nur den leichtfertigen Versemachern der damals herrschenden schlesischen Poetenschule verzieh man ihr armseliges Deutsch. Daher legte es die Universität Leipzig 1685 als ein „erschreckliches, und so lange die Universität gestanden habe, noch nie erhörtes crimen“ aus, daß Thomasius deutsch las. Die Studenten liefen aus der ersten Vorlesung davon, weil er ihnen zu freisinnig war. Die armen Tropfen hatten keinen Begriff mehr von Wahrheit und Natürlichkeit, geschweige von dem, was ehemals der deutsche Freimuth hieß. So wollte man die Studenten haben und so wären sie geblieben, wenn der edle Geist des Thomasius nicht dennoch allmählig auf die Erbärmlichen gewirkt hätte.

Vom Haß der Collegen verfolgt, von der Seelenlosigkeit der jungen Leute nicht unterstützt, konnte Thomasius in Leipzig nichts ausrichten, ausser durch ein über ganz Deutschland verbreitetes, zum erstenmal in deutscher Sprache geschriebenes Journal, worin er dem ganzen gelehrten Unsinn seines Zeitalters den Krieg erklärte. Er kleidete alles in ein Gespräch ein, das zwischen einem praktischen Kaufmann, einem diplomatisirenden Cavalier, einem gründlichen Gelehrten und einem orthodoxen Dummkopf, dem Repräsentanten aller damaligen Buchstabengelehrsamkeit geführt wurde. Schon diese Einkleidung zeigte, daß er die Gelehrsamkeit zur Natur und zum praktischen Leben zurückführen und die Scheidewand zwischen den lateinischen Gelehrten und dem übrigen deutschen Volke zertrümmern wollte. Später in Halle suchte er sich ebenfalls ein größeres Publikum, auch ausser seinem Auditorium durch populäre Schriften zu erhalten, z. B. durch seine Philippika gegen die Hexenprozesse, durch eine Vernunftlehre, durch eine vortreffliche Schrift über den Staat, welche die dummen Begriffe davon besser aufklären sollte, durch eine leider damals noch nichts fruchtende Schrift gegen die Tortur 2c.

Hatte er nun ein Princip allgemeiner menschlicher und deutscher Bildung im Gegensatz gegen die fakultätsmäßige und lateinische geltend gemacht, das

wenigstens später durchdrang, so darf auch nicht übersehen werden, daß er als Freund und Rathgeber des berühmten **Franke** in demselben Halle wahrscheinlich auf dessen pädagogische Ideen großen Einfluß gehabt hat, und daraus mag es sich auch erklären, warum Franke zum erstenmal die s. g. **Realien** (Unterrichtsgegenstände zum Gebrauch im wirklichen Leben, deutscher und neuer Sprache, Geschichte, Geographie, Naturgeschichte im Gegensatz gegen den nur die alten todten Sprachen pflegenden Humanismus) in seinem **Halleschen Waisenhause** einführte, ein Beispiel, das freilich damals noch nicht von Andern nachgeahmt wurde. Nur die **Jesuiten** pflegten neben ihrer Scholastik auch so viele gründliche Realien, besonders Mathematik und Mechanik, als ihren politischen Zwecken gemäß war.

Es dauerte noch ein halbes Jahrhundert, ehe des Thomasius Ideen Eingang fanden, und auch dieses geschah nicht ohne mühselige Uebergänge. Man legte sich zwar auf allerlei s. g. philosophisches Wissen, neben dem Brodstudium der drei Fakultäten, aber die gelehrte Pedanterei ging von dieser nur auf die philosophische Fakultät über. Die Scholastik vertauschte abermals nur ihren Gegenstand. Die Silbenstecherei, die sich sonst mit Dogmen abgegeben, wurde jetzt auf die alten Autoren, auf die Grammatik, auf die Historie, auf fürstliche Stammtafeln, auf etymologische

Untersuchungen, auf eine Menge neuer gelehrter Spielereien angewendet. Der allgemeine Charakter dieser gelehrten Periode, die bis in die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts reicht, war Polyhistorei, Vielwisserei, Gelehrsamkeit en detail ohne Kritik und ohne Ueberblick.

Indem die Schulen mit dieser Gelehrsamkeit überschwemmt wurden, litten sie zugleich unter der persönlichen Pedanterei der Lehrer. Die Wissenschaft fügte sich nicht dem Zwecke der Schule, wurde nicht den Fähigkeiten und Bedürfnissen der Jugend angepaßt und durch Männer, die dafür Gefühl hatten, faßlich und bündig vorgetragen; man machte bei allen Anstellungen ausser dem kirchlich-politischen Servilismus nur eine stupende sich immer mehr steigernde Gelehrsamkeit zur Bedingung und vertraute die Jugend Männern an, die, wenn sie auch die Gelehrsamkeit nicht blos wie ein Handwerk und mit Affektation trieben, sondern wirklich große Forscher waren, doch gerade wegen ihrer gelehrten Beschäftigungen und der dem Denker eigenen Liebe zur Einsamkeit nur selten zu Jugendlehrern taugten. Diesen Mißgriff machen die Regierungen noch jetzt. Immer noch stellt man eine Menge Gelehrte an, die nichts als Selbstdenker und Forscher sind, die nur zu einsamen Studien taugen, deren Charakter und Gewohnheiten, Methode und Organ schlechterdings nicht für die Jugend paßt, die

sich aus ihren für die Jugend allzu tiefen oder hohen, allzu verwickelten und unpraktischen Studien nicht herauswickeln können, um nur das Wenige in der Schule mitzutheilen, was dem jugendlichen Alter anpaßt; denen die Schule eine Marter ist und die auch wieder nur der Spott oder die Qual der Schüler sind.

Da in dieser unnatürlichen Verbindung der Gelehrsamkeit und der Jugendschulen die erste zu Anfang des vorigen Jahrhunderts zu überwiegen begann, so entfaltete sie sich auch in ihrer ganzen Consequenz, mit Beseitigung des pädagogischen Zweckes. Die Gelehrsamkeit als solche machte große Fortschritte und fing an, nachdem sie sich in der Polyhistorei erst über alle Gebiete des Wissens ausgebreitet hatte, sich durch Kritik von den menschlichen Irrthümern zu reinigen, vor denen sich bisher der bloße Sammlerfleiß nicht gehütet hatte. Nun hing sich aber die Kritik wieder zunächst nur an die Form, nicht an die Sache, nur an den Buchstaben, nicht an den Geist.

Die Philologie, als bloße Sprachwissenschaft, wurde das Ein und Alles der Schulen. Sie ist daher für den Unterricht zum Theil so verderblich geworden, wie die äussern Gebräuche für den Gottesdienst. Wie dort die wahre Andacht unter mechanischen Spielen untergegangen ist, so hier das wahre Denken, die ächte Bildung unter dem mechanischen

Auswendiglernen bloßer Formen. Ich verkenne nicht die Nothwendigkeit der Philologie, den großen Einfluß, den Sprachkenntniß auf das Denken übt; aber eine Gränze muß gezogen werden, jenseit welcher der Geist nicht mehr mit Formen, vielmehr mit Sachen genährt werden muß. Ist es aber nicht die Mehrzahl der Philologen, die bei der Erklärung der alten Classiker vorzugsweise nur auf die Grammatik sieht, und den Geist, die Schönheit, den historischen, philosophischen oder ästhetischen Inhalt jener Alten nur in elenden Noten nebenbei berührt? Man sehe ihre Ausgaben an. Haben jene hunderte und tausende, welche die griechischen Dichter edirt und mit Noten versehen, nur das zehnte Theil von dem erläutert, was der einzige Schlegel darüber ausgesprochen? Wiegen alle jene gelehrten Lasten die wenigen Bände eines Wieland, Lessing, Herder, Winkelmann auf? Und ist nicht noch jetzt so vieles Herrliche des Alterthums für das größere Publikum ungenießbar, so oft es auch die Philologen behandelt haben, weil noch zu wenig freie Denker und schöne Geister dafür sich interessirt haben? So unermeßlich das Feld der Philologie ist, so ist es doch verhältnißmäßig noch immer sehr unfruchtbar geblieben. Der Aufwand von Menschen und Anstalten für die Philologie, der andern Wissenschaften entzogen worden ist, hat keineswegs gewuchert, wie man erwarten sollte.

Die Philologie ist das Mittel für die Zwecke andrer Wissenschaften, aber das Mittel ist selbst zum Zwecke geworden. Man soll die alten Sprachen lernen, um den darin uns überlieferten Inhalt zu verstehen, aber die Philologen betrachten diesen Inhalt nur als ein nothwendiges Übel, ohne welches die Sprache nicht seyn kann, und behandeln die alten Classiker so, als ob sie Schönes und Großes nur gedacht hätten, um die Grammatik anzuwenden. Jeder alte Autor ist ihnen nur eine besondre Beispielsammlung für die Grammatik. Man soll die Alten lesen um darnach zu leben, aber die Philologen meinen, man solle nur leben, um die Alten zu lesen.

Man hat in der neuesten Zeit in der Philologie ein bewährtes Mittel gefunden, den politischen Verirrungen der Jugend zu begegnen. Man hat gefunden, daß nichts so sehr den Feuereifer niederschlägt, und zu blindem Gehorsam gewöhnt, als diese Philologie, die das beflügelte Genie an den Bücherschrank kettet, und den Scharfsinn in die Grammatik, die Neuerungssucht in Conjecturen ableitet. Alle Springfedern des Geistes erschlaffen unter der Last der Buchstaben. Der Jüngling muß immer sitzen und verlernt das Aufstehn. Alle Freiheit wird erstickt unter der Last der Autoritäten und Citate. Der Jüngling muß nur immer lesen und auswendig lernen, und

verlernt das Selbstdenken. Alle wahre Bildung wird gehemmt durch die einseitige Betreibung des blos formellen Sprachunterrichts. Der Jüngling muß nur immer Wörter und Formen lernen, und gelangt nicht zur Sache. Er wird in die Schule gestoßen und der philologischen Dressur Preis gegeben. Die meisten sehn diese Dressur als eine Qual, das Amt als die einzige Befreiung an, und studiren nur auf das Examen los, indem sie so viel philologische Kenntnisse sammeln, als in den Kopf gehen wollen, um Sachen aber sich so wenig als möglich bekümmern, weil man nur vorzugsweise jene von ihnen verlangt.

So wurde die allerspitzfindigste Grammatik die Hauptangelegenheit unsrer gelehrten Schulen. Als ob es in der Welt nichts wichtigeres gäbe, wetteiferte die Kritik der Schulpedanten in den unnützesten Sprachgrübeleien und nöthigte die gesammte Jugend, diesem Enthusiasmus für das absolut Nichtige zu dienen. Nicht nur alle Realien, die deutsche Sprache, Mathematik, Geschichte, Geographie, Naturkunde, nicht nur jede körperliche Uebung, sogar die Religion wurde vernachläßigt und alle Zeit und aller Fleiß ausschließlich den alten Sprachen zugewandt. Wissen nicht viele meiner Leser aus ihrer Jugendzeit sich zu erinnern, daß die Philologen, die Lehrer des Griechischen und Lateinischen auf den Gymnasien eine Tyrannei ausübten, fast alle Stunden an sich rissen

und alle übrigen Fächer untergeordneten, verachteten Lehrern nur pro forma zuschoben, damit die Fächer wenigstens noch in der Liste ständen? Wissen sie sich noch zu erinnern, daß den Schülern der frechste Unfleiß und Hohn gestattet war, wenn es jenen verpönten Lehrfächern galt, und daß nur Fehler gegen Buttmann, Thiersch, Grotefend als ein Sacrilegium angesehen wurden? Man verlangte von den Schülern nichts, als daß sie die Feinheiten des Atticismus und des ciceronianischen Styls, oder die Schwierigkeiten des Pindar und Plautus begriffen und dieselben nachahmten. Der Hauptzweck der Philologie war übereinstimmend auf beinah allen deutschen Gymnasien blos dahin gerichtet, Schüler zu bilden, die ein griechisches oder lateinisches Pensum so mit künstlichen Schwierigkeiten durchflochten und überfeinert lieferten, daß den Professoren vor Vergnügen das Wasser im Munde zusammen lief. Unter dem Vorwand, man müsse nicht viel, sondern gut lesen, hielt man sich nur an ein paar Classiker, von denen man in mehreren Jahren kaum ein einzelnes Werk grammatikalisch genau durchpeischte. Also hatten die jungen Leute trotz des ewigen Griechischen und Lateinischen und trotz der ewigen Classicität, nicht einmal den Vortheil, die Classiker wirklich kennen zu lernen. Daß noch jetzt dieser Unsinn geheiligt wird, hat der bairische Schulplan bewiesen, dessen erster, nachher modi-

ficirter Entwurf nichts andres bezweckte, als ganz Baiern griechisch zu machen, und zwar in einer Zeit, wo von der Wahl König Ottos I. noch nicht die Rede war. Dieser bairische Schulplan regte die ganze Wuth der herrschenden Philologen gegen die unterdrückten, aber widerstrebenden Realisten auf.

Mit Unrecht aber haben sich diese Stockphilologen Humanisten genannt. Der Humanismus war etwas ganz andres, war auf allgemeine menschliche Bildung gerichtet, die alte Sprache war ihm nur Mittel, nicht Zweck. Dieser neuen Grammatomanie aber i st die Sprache allein Zweck, und zwar die todte Sprache, und in der todten Sprache auch nur das Seltene, Sonderbare, Schwierige.

Ein solcher Pedant, dem man die Leitung eines großen berühmten Gymnasiums anvertraut hatte, jagte nur nach seltenen Conjunktiven und hatte deren bereits eine kostbare Sammlung. Wenn die Schüler den Plato, den Thucydides, den Tacitus aufgeschlagen hatten, so begann in der ganzen zahlreichen Classe ein allgemeines Treibjagen. Keine Rede war von Platos göttlichen Ideen, von des Thucydides und Tacitus tiefen politischen Lehren, nur Conjunktive wurden gejagt und wie seltne Käfer entomologisch geordnet.

Als eine Rückkehr von dieser grammatikalischen Verirrung zum reinen Humanismus ist die Real-

Philologie zu betrachten, die zwar auch nur die alten Sprachen treibt, aber doch nicht nur die Sprache, sondern deren Inhalt, die Sache sucht. Angeregt durch Winkelmanns Kunststudien und durch die Geschichtforscher bildeten diese Realphilologen zunächst die Archäologie, die historische und technische Kenntniß der antiken Denkmäler, Sitten, Kunst, Religion ꝛc. aus, und da man bald entdeckte, daß im alten Heidenthum wie im neuen Christenthum zuletzt alles auf die Religion zurückbezogen werden müsse, so wurde das Studium der Mythologie und Symbolik vorherrschend, und war geraume Zeit neben der grammatikalischen Silbenstecherei im Alleinbesitz der Schulen; so ist es großentheils heute noch.

Je mehr die Erklärung der alten Mythen schon durch den Gegenstand selbst interessant war, um so verwickelter und schwülstiger wurde sie noch durch die den Gelehrten schon zur andern Natur gewordene Pedanterei und Minutiosität. Wo etwa keine Schwierigkeiten da waren, beeilte man sich, sie zu schaffen. Die Schule aber, die Jugend mußte an der ganzen monströsen Metamorphose des mythologischen Studiums Theil nehmen. Jede neue Hypothese wurde der Schule aufgedrängt; was Heyne in Göttingen, Creuzer in Heidelberg ꝛc. Neues, nur für die Wissenschaft Interessantes vorbrachte, wurde durch ihre Jün-

ger sogleich als Sache der Schule, als für die Jugend gehörig, in hundert Gymnasien ausgebreitet.

Diese Verirrung halte ich für noch schädlicher als die grammatikalische. Nichts ist der Jugend unzuträglicher, als das Verworrne, Unklare. Auch taugt der Gegenstand für das Alter nicht, in welchem der Geschlechtstrieb erwacht. In die Mysterien der Alten eingeweiht zu werden, ist noch immer Zeit, wenn man älter ist und sich diesem Gegenstande besonders zu widmen Lust hat. Die gesammte Jugend in ihrer Entwicklungsperiode davon zu unterrichten, ist so abgeschmackt als schädlich. Die jungen Leute werden nie auf das reine Symbol, sondern nur auf das schmutzige Bild sehen, sie werden den Ernst ihrer Lehrer nie theilen, sondern über die sonderbaren Bilder der Heiden lachen und ihre Phantasie daran verderben. Wozu das alles? Nur die deutsche Schulpedanterei des achtzehnten Jahrhunderts konnte diesen Mißbrauch erzeugen, und nur die dumme Loyalität des neunzehnten kann sie festhalten, denn die Mythologie ist vornehm geworden.

Die Reaktion des gesunden Menschenverstandes gegen die Schulpedanterei hatte zwar schon mit Thomasius und Franke in Deutschland begonnen, war aber nicht durchgedrungen, vielmehr fiel die Blüthenperiode des Schulunsinns erst in die spätere Zeit. Wäre nicht die vornehme Welt damals von der

Gallomanie besessen gewesen, hätten nicht alle unsre Chur- und andre Fürsten sich ihre kleinen Versailles gebaut, hätte der deutsche Adel nicht seine Schule regelmäßig in Paris gemacht, wäre Deutschland nicht mit der französischen Literatur überschwemmt worden, und wäre in Frankreich nicht Rousseau aufgestanden, um die neue Religion und Politik der Natur zu lehren, wäre diese neue Mode nicht wie jede andere aus Frankreich nach Deutschland herüber gewandert, so wären wir trotz Thomasius und Franke sicherlich wieder in der lateinischen Barbarei der Schulen untergegangen. Aber Rousseau wurde der Modeschriftsteller in Frankreich, folglich auch in Deutschland. Rousseau redete der natürlichen Liebe im Gegensatz gegen die kirchliche und bürgerliche Ehe das Wort, begünstigte dadurch indirekt die Unzucht des französischen Hofes und Adels, folglich auch die der Deutschen, und konnte unter diesem Deckmantel des Lasters auch mit einiger Sicherheit Tugend predigen. Um der Unzucht willen verzieh man ihm, was Edles an ihm war, in Frankreich, folglich auch in Deutschland.

Dieser Rousseau nun hatte verlangt, die Menschheit solle sich alles ihr nach und nach aufgebürdeten Plunders von Kirche, Staat, Sitte, Kunst, Tracht 2c. entkleiden und fürdersamst wieder nackend gehen, um ganz von vorn erst wieder nach seiner Anleitung erzogen zu werden. Dieses Verlangen, so toll es ist,

war natürlich. Rousseau appellirte von der verdorbenen menschlichen Natur an die unverdorbene, also an die Jugend, und hatte zunächst nichts andres zu thun, als diese Natur von dem Wust der Unnatur, Barbarei oder Hyperkultur zu reinigen, den Menschen aus allen seinen historischen, nationellen und gesellschaftlichen Angewöhnungen herauszureißen, ihn aus seinen Allongeperücken und Reifröcken gleichsam herauszuschälen und wieder nackend ins Paradies zurückzuführen. Damit fängt eine durchgreifende Reform allemal an. Man muß erst das Alte niederreißen, ehe man Neues baut, und man muß bis zum Anfang des Uebels zurückgehn, um es mit der Wurzel auszurotten. Man kann heutzutage über manche barocke Meinung Rousseaus lächeln, und seine wieder auf allen Vieren kriechende Menschheit verspotten, muß aber gestehen, daß er zu seiner Zeit, von seinem Standpunkt aus als Reformator gegenüber unzählbaren Mißbräuchen und Verderbnissen, in dem bis aufs Mark durch den Despotismus vergifteten Frankreich, naturnothwendig auf das entgegengesetzte Extrem gerathen mußte. Rousseau gab uns also einen wiedergebornen Urmenschen, nackend, kriechend auf allen Vieren, gänzlich unbestimmt durch sich selbst, aber empfänglich für alle Belehrung und Bildung. Ihm diese letztere nun angedeihen zu lassen, das machten sich die deutschen Pädagogen, welche Rous-

seau adoptirten, seit Basedow zum angelegentlichsten Geschäft.

Basedow errichtete in Dessau sein Philanthropin, worin er nach dem Rezept Rousseaus eine neue Menschheit kochen und brauen wollte. Er machte einen ungeheuern Lärm, aber gerade seine Charlatanerie verdarb das wirklich Gute, was er wollte, und eine Reform der Schulen kam durch ihn nicht zu Stande, weil er das Kind gleich mit dem Bade ausschüttete. Verhöhnt, verspottet (besonders durch den komischen Roman Spitzbart von Schummel in Breslau) ging sein Institut unter. Dennoch hatte er die Sache angeregt. Es kamen praktischere Leute nach ihm, die sie besser durchzuführen im Stande waren. Ihm gebührt immerhin der Ruhm, der erste gewesen zu seyn, der auf unabhängigen Privatlehranstalten nicht nur die Realien und die körperliche Erziehung pflegen, sondern auch die Methode des Unterrichts verbessern und vor allen Dingen Lehrer ziehen wollte, was beinahe noch nöthiger war, als Schüler.

Was er als Fanatiker im Uebermaaß mit Prahlerei gewollt und nicht durchgesetzt hatte, das erreichte der praktische, gemäßigte und bescheidne Salzmann im Schnepfenthal, dessen Musterschule die Mutter aller nachherigen wurde. In seinem vormals berühmten „Karl von Karlsberg oder das menschliche

Elend" eiferte er gegen die unnatürlichen und ungesunden Moden und Sitten der Perückenzeit mit solcher ärztlichen und pädagogischen Genauigkeit, daß dieses Buch für die Sittengeschichte bleibenden Werth hat. Freilich konnte er seine Zeitgenossen von ihrer Krankheit nicht heilen, was erst die französische Revolution that. Seine Anstalt dauerte fort, blieb aber geraume Zeit isolirt. Die Schulpedanten herrschten in den öffentlichen Anstalten unumschränkt fort und neue Privatinstitute entstanden nicht.

Rousseaus Geist lebte mehr in der papiernen, als wirklichen Welt fort. Es entstanden Kinderschriftsteller, welche der lieben deutschen Jugend unter der Form von Lesebüchern und Christgeschenken das beibringen wollten, was die Schule nicht gewährte. Gellert hatte den Kindern seine vortrefflichen Fabeln in die Hand gespielt, indem er sie mit seinen religiösen Sprüchen und Liedern einschmuggelte. Die Schule verzieh dem frommen Liederdichter einige heitere Scherze, die sie keinem andern verziehen hätte. Damit war aber dem tändelnden populären Unterhaltungstone bei den Kindern Bahn gebrochen, und die Anhänger Rousseaus schlugen mit Begierde diesen Weg ein, um durch Kinderschriften Eltern und Kindern zu schmeicheln und sich in einem von der Schule unabhängigen Terrain auszubreiten. Rochow dachte größer als alle andern. Er schrieb einen „Kinder-

freund“ für Kinder aller Stände ohne Ausnahme. Aber damit kam er in jenen Zeiten des Despotismus und der vornehmen Unnatur schlecht an. Sein Buch gelangte nicht einmal zu den Bauern, und bald sah man es als eine abgemachte Sache an, daß ja doch nur von den Kindern gebildeter Stände die Rede seyn könne. Man ließ den Bauernbuben in seinem Schmutze und in seiner Dummheit, wenn nur die lieben Stadtsöhnchen und gar die kleinen Jünckerlein und Gräflein von jener Rousseauschen Humanität kosteten. Da schrieb Weiße in Leipzig den langweiligen Kinderfreund für seine wohlfrisirten Kinder, und Campe den Robinson Crusoe, die neue Bibel aller Kinder gebildeter Stände, und andere Kinderschriften, worin er die Realien, Natur, Geschichte, Geographie auf eine unterhaltende Weise populär vortrug. Campe hat ein großes Verdienst und für die Uebertreibung seiner gottlosen Nachäffer kann er nicht. Er wollte die Kinder nicht blos unterhalten, sondern belehren, auf die leichteste, ihnen selbst angenehmste und eindringlichste Weise, und nur über solche Dinge belehren, die ihnen praktisch von Nutzen seyn konnten. Daher theilte er seinen Unterricht in moralische und physische Lebensregeln einerseits und in Realien, Unterweisung in den allgemein wissenswürdigsten Dingen aus der Natur und Geschichte andrerseits. Nur machte er etwas zu viel Worte und sein Conversa-

tionston, der sehr passend war für den mündlichen Unterricht, taugte nicht in die Bücher. Was die Jugend lesen soll, muß objektiv, klar, nackt und präcis seyn, muß die Sache selbst seyn, aber niemals Gespräch über die Sache und drum herum.

Campes Einfluß war unermeßlich. Ohne ihn wären die Realien schwerlich so bald zu so viel Ansehen gekommen, daß sie sich wenigstens neben den alten Sprachen geltend machen durften. Campe bestach die Eltern und die Hofmeister, die als müßige Begleiter längst schon beim jungen Adel gewöhnlich waren, jetzt aber als wahre Erzieher auch bei allen reichen Bürgerfamilien Mode wurden. Diese Hofmeister gründeten zum Theil Erziehungsanstalten oder giengen in öffentliche Schulen über, oder erzogen ihre vornehmen Schüler so human, daß dieselben später in hohen Staatsstellen sich für eine Schulreform interessirten; kurz durch die Hofmeister wurde dem Realismus und einer verbesserten Methodik Raum verschafft.

Die deutschen Hofmeister verdienen eine besondre Achtung. Sie waren in der Regel die geistig gebildetsten und am meisten für die Ideale glühenden jungen Deutschen, während gerade sie verdammt waren, in vornehmen Häusern zu dienen, und oft nur wie Bedienten behandelt zu werden. Fast alle junge Leute, die sich nicht der Jurisprudenz und Medicin,

sondern der Theologie und Philosophie, also gerade den höhern Dingen widmeten, wurden, sofern sie nicht aus reichen Häusern stammten, zu diesem schmählichen Broderwerb verdammt, früher weil die meisten Pfarreien und selbst Schulstellen nur nach persönlicher Gunst als letzte Abfindung ausgedienter Hofmeister gegeben und eben nur durch Hofmeisterei erworben wurden; später weil die wenigen Aemter für die zahlreichen Candidaten nicht ausreichten und jeder wenigstens eine Reihe von Jahren als Hofmeister dienen mußte. Man kann sich einen glühenden, hochstrebenden Jüngling in keiner abscheulichern Lage denken. Ein Kerker mag erträglicher seyn, als diese seelenmörderische Abhängigkeit von den Launen eines Vornehmen und Reichen, von den Unarten der Frau und der Kinder, vom Neid und von der Klatscherei des Gesindes. Doch der geduldige Deutsche hat sich auch in diese Schmach gefügt, wie in hundert andre, und nach seiner Art Trauben von den Dornen gelesen.

Das Institut der Hofmeisterei war schon deßwegen verwerflich, weil es eine allgemeine und gleiche Erziehung unmöglich machte, weil es die Kinder isolirte, aus der Gesellschaft herausriß und nur darauf berechnet schien, häusliche Einseitigkeiten, die sich sonst den Kindern draußen abschleifen, durch Einsperrung im Hause zu verewigen. In einem die Menschenrechte heiligenden Staate hat jedes Kind, sein

Vater sei vornehm oder gering, in Betreff des Unterrichts ein gleiches natürliches Recht. Der Unterschied der Stände sei noch so natürlich und heilig in andern Dingen; in diesem Punkt ist er unnatürlich und gottlos, die Kinder haben noch keinen Stand, sollen sich erst zu dem einen oder andern befähigen. Ferner hat jedes Kind das Recht, nicht nur daß sein Körper vor der Grausamkeit, sondern auch daß sein Geist vor der Dummheit und den Vorurtheilen der Eltern so weit geschützt werde, als sie ihm für das Leben verderblich werden können. Daher sind nur öffentliche Schulanstalten für alle Kinder durch die Bank gut, und vollkommen rechtlich ist der Schulzwang, der keine ganz ununterrichtete Wildfänge gestattet. Nach demselben Princip aber ist auch jede Hofmeisterei verwerflich. Ich verdamme dieselbe unbedingt, muß aber den wirklichen Hofmeistern die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß sie, ohne zeitlichen Vortheil davon zu haben, ohne Dank, unter unsäglichen Seelenqualen, doch in der krankhaften Zeit, die überhaupt ihr Institut möglich machte, sehr viel Gutes gestiftet haben.

Wo im Adel und bei den Reichen eine höhere Bildung und edlere Gesinnung zum Vorschein kam, war es in der Regel die Frucht der Erziehung durch deutsche Hofmeister, im Gegensatz gegen die verderbliche Einwirkung der französischen Gouvernanten, der

Jagdbrüder, Maitressen, Spieler, des pariser Aufenthalts ꝛc. Und wo in die Schulpedanterei ein freierer Geist, eine anfangs nur schwache Reform, ein nur schüchternes Versuchen in den Realien eindrang, geschah es ebenfalls hauptsächlich durch ehemalige Hofmeister, die in Privathäusern eine beßre Auswahl der Unterrichtsgegenstände und eine beßre Methode sich angelernt hatten.

Die Hofmeister haben ihren Beruf, die Mängel der Schule zu ersetzen, redlich mit wenig Mitteln und großem Nutzen erfüllt. Das Elend, unter welchem sie geseufzt, ist in dem Buch „Felix Kaskorbi, oder Geschichte eines vierzigjährigen Hofmeisters“ treu nach dem Leben geschildert.

Endlich kam die französische Revolution, die in so vielen Dingen Rousseaus Ideen zu realisiren schien, und ganz besonders auch in der Erziehung. Die praktischen Franzosen warfen den griechisch-lateinischen Plunder für immer aus ihren Schulen hinaus und führten ausschließlich die Realien ein. Die Deutschen hätten dieß ohne Zweifel auf der Stelle nachgeahmt, wenn das Beispiel nur von einem gekrönten Despoten, wie Ludwig XIV. oder XV., von einer Maitresse, wie die Pompadour, von einem Vezier wie Louvet, wenn es nur nicht von einem freien Volke gegeben worden wäre. Erst mußte Napoleon kommen, die Revolution beerben und diejenigen Institute dersel-

ben, die er als Kaiser beibehielt, legitim machen, damit sie in Deutschland Anklang fänden. Wirklich wurden erst zur Zeit der französischen Herrschaft nach dem französischen Muster polytechnische, Gewerb- und Realschulen auch in Deutschland eingeführt. Vorher, so lange die Franzosen noch nicht wieder zum Servilismus zurückgekehrt waren, konnte man von ihnen unmöglich etwas, auch das beste nicht annehmen, denn es schien durch den Republikanismus verpestet. So war es denn nur in der gleichfalls republikanischen Schweiz möglich, die neufränkischen Ideen zu adoptiren, und Pestalozzi trat in den insurgirten demokratischen Cantonen als Reformator des deutschen Schulwesens auf. So kriegerisch war die Geburtsstunde seines Instituts, daß er mit der kleinen Kinderschaar, die man seiner Sorgfalt anvertraut hatte, unter dem Donner der Schlachten von Dorf zu Dorf flüchten mußte.

Pestalozzi war selbst wie ein Kind, daher wurde sein Vertrauen zu den Menschen auf das schändlichste mißbraucht. Seine Ideen wurden vom gemeinsten Eigennutz ausgebeutet, und er dadurch in solchen Mißkredit gebracht, daß er nach einem bürgerlichen und pädagogischen Bankerott und nachdem er die Irrthümer seines Lebens in einer letzten vortrefflichen Schrift bekannt hatte, im Elend starb. Wie liebenswürdig ist diese Beichte des kindlichen Greises, wie

liebenswürdig war er selbst! Ehre seiner Asche, und Schande seinen falschen Freunden, seinen niederträchtigen Schülern, die ihm dieses Leben so ruchlos zur Hölle machten. Sie verdienten, wie die Infamen, von denen Tacitus spricht, mit einem Korb bedeckt in den Sümpfen von Iferten versenkt zu werden. Dieses Unglück Pestalozzis bewieß übrigens, wie mißlich jede Privaterziehung ist, wie wenig auch der redlichste Wille gegen den Einfluß der Kleinlichkeit, des Eigensinns und der Habgier vermag, wo die Schule nicht Sache des Staats und der Gesammtheit, sondern nur Privatsache einer kleinen Compagnie ist.

Inzwischen hat Pestalozzi nicht nur eine ungeheure Berühmtheit erlangt, sondern auch wirklich großen Einfluß auf das Schulwesen geübt. Daß sich so viele Töchterschulen von seinem Institut abgezweigt haben und in allen Himmelsgegenden neue Privatanstalten nach dem Muster des seinigen entstanden sind, will freilich nicht viel sagen, denn hier darf man nur den oben abgeschöpften Schaum der Pädagogik, die Ansammlung der unerträglichsten Charlatanerei und Poltronerei, Verbildung und Unnatur suchen; und diese Institute sind überhaupt nur Schmarozzerpflanzen, die sich aus dem kranken alten Stamm unsers Schulwesens hervorgedrängt haben, und die von selbst hinwegfaulen müssen, sobald der Stamm wieder einen frischen und kräftigen Trieb

bekommt. Wo die öffentlichen Schulen sind, wie sie seyn sollen, kann und darf es keine Privatschulen geben.

Pestalozzi hat auch auf die öffentlichen Schulen eingewirkt durch seine verbesserte Methode des Unterrichts. Er ging davon aus, daß die Einbildungskraft, die bildliche und mathematische Anschauung im frühen Alter lebhafter und reifer sey, als das Wortgedächtniß und die Denkkraft; daher wirkte er zuerst auf jene und brachte den Kindern auf die leichteste Weise durch Anschauung bei, was sie bisher in Woren nur schwer begriffen hatten. Dieser Versuch führte aber ihn und seine Schüler und Nachahmer noch weiter. Man machte aus der Methodik ein eignes Studium und suchte durch die sorgfältigste Vergleichung der kindlichen Capacität mit den Zwecken und Mitteln des Unterrichts die Grenzen der Pädagogik auszumitteln. Die Deutschen, denen Pestalozzi angehört, waren dafür vorzugsweise thätig, doch muß ich der Wahrheit die Ehre geben und beklagen, daß sie nicht so viel ausgerichtet haben, als Engländer und Franzosen; denn die Methoden von Bell und Lancaster, Hamilton und Jacotot haben praktischen Werth, da im Gegentheil die tausenderlei Experimente unsrer deutschen Pädagogen und besonders die Vorschläge unsrer Erziehungsliteratur größtentheils nur dazu dienen, die Geschichte des menschlichen Unsinns zu bereichern.

Bevor ich diesen Unsinn näher untersuche, will ich das Große und Gute, das seit Pestalozzis Auftreten und in Folge desselben geschehen ist, hervorheben.

Dieß ist die Verbesserung der niedern Schulen und der Schullehrerseminare. Pestalozzi war nicht vornehm, er sprach immer nur zum Volk im faßlichen Volkston und alles, was in seinem Unterricht originell ist, war auf das zartere Jugendalter berechnet, in dem noch jeder Mensch nur dem Volk, nicht einem besondern Stande angehören soll. Er war durch und durch Republikaner. In aristokratischen und monarchischen Staaten durften dieß seine Schüler nicht seyn. Man wollte aber doch für die gemeine Plebs auch etwas thun, ja es wurde Mode, man kokettirte damit. Zur Schändung der gesunden Vernunft errichtete der Berner Patrizier, Herr von Fellenberg, in Hofwyl zwei Institute neben einander, das eine für vornehme Söhnchen im blauen Frack, das andere für Bauernbengel im Linnenkittel. Hier, schon von Jugend auf in strenger Sonderung, sollten beide Theile lernen, die einen hochmüthig herunter, die andern demüthig hinauf sehen. Würdiger und heilsamer, als diese Charlatanerei des Berner Junkers war der edle Wetteifer, mit dem man anfing, überall Rettungsanstalten und Schulen für verwahrloste Kinder anzulegen oder die vorhandnen Waisenhäuser zu reformiren. Ein ganz besondres Ver-

dienst erwarb sich hiebei der wunderliche Dichter Falk, der aus einem Satyriker plötzlich in einen frommen Christen umgewandelt, mit Aufopferung all des Seinigen, seiner Zeit und Bequemlichkeit je die verwildertsten Kinder auf der Straße auflas, und endlich als Vater einer zahlreichen Gemeinde solcher kleinen Wildfänge in Weimar auch von der Regierung thätig unterstützt wurde.

Diese Privatthätigkeit, so achtungswerth sie ist, war aber weit weniger bedeutend, als die Sorgfalt, die man auf die öffentlichen Volksschulen und auf die Seminare wandte, in welchem die Volksschullehrer gebildet werden sollten. Hier brachten Pestalozzis Ideen und Anregungen unserm Volke wahren Segen. Schon daß die Wichtigkeit der niedern Schulen und des ersten Unterrichts allgemein erkannt, daß das traurige Loos der Dorfschulmeister fast überall wenigstens successiv gebessert wurde, daß die Bildung des Jahrhunderts auch in diese Regionen eindrang, wo bisher nur der Katechismus und die Ruthe regiert hatten, war wohl ein großer Segen. Wenn auch hier Mißgriffe gemacht wurden, wenn hin und wieder auch den Dorfschulmeistern zu viel zugemuthet wurde, oder wenn sie selbst zuviel verlangten, so lag doch schon in der Oeffentlichkeit und großen Zahl der Staatsschulen eine Bedingung, an der jede allzu übermäßige Forderung scheitern mußte, und nur in

Privatanstalten konnte man dem Unsinn ganz den Zügel schießen lassen. Unter den Männern, die durch Schriften, Aufsicht und Beispiel das meiste für die Seminare und den niedern Volksunterricht geleistet haben, stehen Niemeyer in Halle, Schwarz in Heidelberg, Harnisch in Weitenfels (früher Breslau), Graser in Würzburg rc. oben an. Es sind der Verdienten hier glücklicherweise mehr als der Berühmten.

Nicht so viel, doch etwas ist für die bürgerlichen Real- und Gewerbschulen geschehen. Weil dieselben nicht so isolirt und vereinfacht seyn können als die Dorfschulen, weil sie als verhaßte Nebenbuhler neben den Gymnasien in den Städten bestehen, und weil man über das Maaß ihrer Leistungen noch streitet, ruht noch ein Fluch, ein Mißwachs auf ihnen. Hier hat zwar Pestalozzis Geist wohlthätig eingewirkt, aber die Vermittlung desselben mit den umständlichen Anforderungen der deutschen Gelehrsamkeit und Vielwisserei ist noch nicht gefunden.

An die pestalozzische Reform reihen sich auch noch die Wiederbelebung der zwei ältesten pädagogischen Principe, Gymnastik und Musik an. Pestalozzi machte die Capacicität und das Bedürfniß des Kindes zum Maaßstab der Erziehung; dieß mußte nothwendig auch zu einer bessern Würdigung der körperlichen Kräfte und Entbehrungen der Jugend führen.

Doch dachte das verweichlichte Zeitalter nicht eher wieder an die Gymnastik, bis die Niederlage von Jena auf eine nur zu schlagende Weise die Folgen dieser Verweichlichung dargethan hatte. Da fühlte man zuerst in Preußen wieder das Bedürfniß nach einer Erziehung, die im Stande sey, junge Helden zu bilden, kräftiger als die Väter, und während der Tugendbund auf andre Weise in Schriften an der Erhebung der Vaterlandsliebe arbeitete, eröffnete Jahn in der Hasenhaide bei Berlin den ersten Turnplatz, als Musterschule für die körperlichen Uebungen, zu denen künftig das gesammte Volk herangebildet werden sollte. Aber gerade dieses politische Motiv gereichte nachher der Sache zum Verderben. Nach dem Siege brauchte man keine heldenmäßige Jugend mehr, ja sie schien im Frieden gefährlich. Man glaubte, die jungen Leute würden nicht ruhen können und ihre erste Kraft, wenn sie keinen äussern Feind mehr fänden, an der Zertrümmerung des Staates selbst üben. So viel Komisches die Sache hatte, sofern sie schon im Keime eingeengt, von Phantasten zur Karrikatur gemacht und bald gänzlich unterdrückt wurde, so hatte sie doch ihren Ernst im Hintergrunde. Wie hätten die entnervten Diplomaten und hohlaugigen Bureaumenschen nicht bangen sollen vor einer in Körperfülle, Kraft und Schnelle blühenden, kriegerischen deutschen Jugend! Sie thaten sehr klug dieselbe

einzusperren, die Gesundheit zu verbieten, die verweichlichten, hinter den Büchern hockenden Knaben vor jedem Hauch der frischen Natur zu verwahren und durch Ueberladung mit neuen geistigen Anstrengungen auszumergeln. Die ganze deutsche Jugend wurde zu dem Schicksale des Kaspar Hauser verdammt, an die Wände gefesselt im Dunkel der Bücherwelt ohne frische Luft ein geistiges Scheinleben zu führen, um sich nachher beim Licht des Tages kränklich gängeln zu lassen.

Für die Musik hat Pestalozzi Großes geleistet. Seine Ideen wurden zuerst durch Nägeli, Pfeiffer rc. ins Leben übertragen. Auch hier war es vorzüglich die Methode, durch deren Vereinfachung die Musik allgemeiner bei der Jugend in den Schulen und beim Volk durch Singvereine verbreitet wurde.

All dieses Gute hat nun nicht nur mit dem schlechten Willen der Gegner, sondern auch mit dem Unsinn, der tollen Uebertreibung der wahren und falschen Freunde, kämpfen müssen.

Aus dem richtigen Gefühl, daß das Erziehungswesen einer Reform bedürfe, ging ein heilloser pädagogischer Schwindel hervor, dieser äußerte sich in einer plötzlichen Vergötterung der bisher zu sehr verachteten Kinderwelt und in einer eben so großen eitlen Ueberschätzung der bisher zu sehr geringgeschätzten Lehrer.

Die pädagogische Lethargie sprang in einen wahren St. Veitstanz um. Hatte man früher die Kindererziehung nur als ein nothwendiges Uebel angesehen und sie oft ganz vernachläßigt, so suchte man jetzt alles Heil allein in ihr. Sobald einmal das Jahrhundert für allgemeine Reform gestimmt war, namentlich seit der französischen Revolution, mußte sich auch die Kinderwelt als ein fruchtbares Feld der Wirksamkeit darbieten. Nirgends ist so viel geschwärmt worden, als in der Pädagogik, weil man der Jugend und der Zukunft alles zutrauen durfte. Der begeisterte Menschenfreund, der die Welt von Grund aus verbessern möchte, sieht sich an die Jugend gewiesen, die für seine Ideale bildsam ist, aber auch der bloße Charlatan sucht sich das weiche Wachs der Jugend, um ihr seinen Stempel aufzudrücken. Jeder meint leichtere Arbeit mit der Jugend zu haben, und seine Absichten in diesem empfänglichen Boden am besten gedeihen zu sehn. Alles wandte sich an die Jugend, wie an eine neuerstandne Macht und schmeichelte derselben und brachte ihr den höchsten Begriff von sich selbst bei. Dadurch wurde sie häufig aus ihrer natürlichen Stellung verrückt und die Unnatur hat sich eben so häufig gerächt.

Es muß auffallen, daß in der neuern Zeit die Kinder eine so bedeutende Rolle spielen. Einerseits sehn wir sie den Alten über die Köpfe wachsen, and-

rerseits setzt man alles Heil, alle Hoffnung nur in sie, und schreibt ihnen wohl gar eine heilige Kraft zu, wie unsre Vorfahren ehemals den Weibern.

Was das Erste betrifft, so haben die Kinder wohl nie so viel Lärmen gemacht, als bei uns. Man sieht sie auf dem Katheder dociren, bei eignen Kinderbällen und Tänzen trotz den Alten kokettiren, in einer Unzahl von Familien das große Wort und die Zügel der Herrschaft führen, in den Schulen die Lehrer hofmeistern, wohl gar in eine Räuberbande constituirt und endlich als Hochverräther und Demagogen arretirt.

Auf der andern Seite erwartet man von eben diesen Kindern ein goldnes Zeitalter, und predigt ihnen unaufhörlich vor, was man alles von ihnen hoffe, was möglicherweise in ihnen stecke, wie sie so viel mehr seyn sollen und werden, als wir Alten, und viele Pädagogen bekennen öffentlich, daß wir Alten eigentlich bei den Kindern in die Schule gehn sollen.

Dieser Wahnsinn einer Affenliebe ist indeß nur die natürliche Rückwirkung gegen die Grausamkeit, mit der man früher die Kinder behandelt und die natürliche Blüthe ihres Gemüths und Geistes roh niedergetreten hat. In dieser plötzlichen Rückkehr der Liebe und Reue liegt sogar etwas Rührendes, und im Ganzen wird nicht viel dabei verloren, denn die Kin=

der sind entweder zu unschuldig, um diese momentane Gewalt, die ihnen die Alten eingeräumt haben, zu mißbrauchen, oder wo sie es thun und die Alten zu sehr plagen, vertauschen diese von selbst wieder die Schmeicheleien mit der Ruthe.

Wichtiger ist der Hochmuth der Pädagogen selbst. Seitdem sie ihre Bedeutung mehr erkannt haben, wollen die meisten auch gleich oben hinaus. Auf eine eigenthümliche Weise verbindet sich hier die neue durch die Revolution erzeugte Sucht der niedern Stände, es den höhern gleich zu thun und sich vornehmer zu stellen, als man ist, mit der deutschen Originalitätssucht, die überall etwas besonderes sucht. Da nun die unglückliche Verbindung der Gelehrsamkeit mit der Pädagogik, die Polyhistorei und Pedanterei von Alters her dazu kommt, und in Bezug auf die Neuerungen schon unsrer gemischten Bildung und der vielfach sich durchkreuzenden Zeitanforderungen zufolge, eine große Meinungsverschiedenheit unvermeidlich ist, so darf man sich nicht mehr über die monströsen Erscheinungen in unsern Schulen wundern.

Jener aristokratische Trieb, der die Gesellschaft von unten her bewegt, und der jeden Schneidergesellen zum Kavalier, jede Köchin zur Dame heraufschraubt, hat auch die simpeln Schulmeister und Präceptoren zur Nachahmung der vornehmern Universitätsprofessoren getrieben. Würde jeder seine Stellung

erkennen und würdig behaupten, so wären in der That alle am Range gleich, aber anstatt ihre bürgerliche Ehre zu fühlen, streben sie nach einer lächerlichen und unwürdigen Affektation der Vornehmigkeit. Daher in unsern Schulen das Jagen nach Auszeichnung. Da will jeder schriftstellern, neue Theorien aufstellen, oder sich durch gewisse wissenschaftliche Liebhabereien aus dem Haufen emporheben und bemerklich machen. Gibt es nicht bei jedem Gymnasium einen oder mehrere Lehrer, die beständig zu beweisen trachten, daß man sie eigentlich auf eine Universität hätte berufen sollen, die eigenmächtig philosophische Collegia lesen, oder Specialia von Wissenschaften abhandeln, die zufällig ihre Lieblingsstudien sind, aber ganz und gar nicht für die unreife Jugend gehören? Da treibt einer die scrupulösesten Grammatikalia, der andre Symbolik, der dritte reitet auf einem obscuren alten Autor herum, den er herausgeben will und denkt mehr an seine Scholien als an seine Schule, der vierte richtet einen oder zwei Schüler ab, mit ihm griechisch zu plaudern und bekümmert sich um die übrigen nicht; der fünfte schämt sich nicht Logik vorzutragen, und macht ein streng akademisches Gesicht dazu. Der sechste ist vielleicht ein Botaniker und besonderer Liebhaber der Kryptogamen nnd nun lernen die guten Jungen nichts treiben als Kryptogamie. Der siebente ist ein

Ichthyolog und zählt mit seinen Schülern alle Schuppen aller Fischgattungen an der Küste von China. Der achte ist ein besonderer Liebhaber der Mineralogie, und setzt den Kindern die wunderlichsten Steine in den Kopf. Aehnlich jenem Conjunctivjäger unter den Humanisten, gibt es auch unter den Realisten Pedanten genug, die in der speciellsten Wissenschaft oder ins einzelste Detail gehn und die ihre besondere Liebhaberei den Kindern aufdringen als ob es die Hauptsache wäre.

So wird durch die Eitelkeit der Lehrer entweder anticipirt, was erst auf einer höhern Schule vorgetragen werden soll, oder die kostbare Zeit wird mit Allotriis verschwendet, die gar nicht in die Schule gehören. Wird doch sogar die unmündige Jugend zu Schiedsrichtern in literarischen Streitigkeiten ausgerufen. Dumme Professoren lesen den Schülern vor, was sie gegen Andersdenkende geschrieben haben und sagen dann: nicht wahr, den hab ich herrlich widerlegt? Ich kenne selbst einen solchen gelehrten Schafskopf, der seinen Knaben triumphirend vorgelesen hat, was er gegen mich geschrieben.

Die Sucht, auf Kosten der Jugend sich geltend zu machen, offenbart sich vorzüglich auch in der Erfindung neuer Methoden und in der Aushebung künstlicher Schwierigkeiten, wo keine natürliche vorhanden sind. Sogar das A-B-C ist die-

ser Neuerungswuth nicht entgangen. Der Eine hat die armen Kinder zischen, sausen, prusten, girren, lallen, murren, knurren gelehrt, wie die Bestien, um nur etwas Neues an die Stelle des alten A-B-C zu setzen, das die Kinder nachher doch noch haben lernen müssen. Der Andere hat ihnen die Schriftzeichen aus urtypischen Zahlenzeichen erklären wollen. Der Dritte hat sich alle Mühe gegeben, den Kindern ihr schon erlerntes Deutsch vorerst wieder abzugewöhnen, um sie von vorne herein möso-gothisch, althochdeutsch, mittelhochdeutsch und dann erst in consequenter historischer Entwicklung, wie sie das Volk selbst genommen hat, neuhochdeutsch zu lehren. Das sind alles Thatsachen, die Personen leben noch. Und darf man sich wundern? Schon der verstorbene Funke ging ja so weit, die Kinder das Spielen lehren und ihnen das, was ihnen am allerleichtesten von Natur ist, durch künstliche Belehrungen erst schwer machen zu wollen. Diese Methodomanie erstreckt sich auf alles. Man sehe z. B. nur, welche Wunderlichkeiten die Musiklehrer erfinden, um die alten Noten in Zahlen und andere Schnurpfeifereien zu ändern.

Eine der lächerlichsten Abirrungen, die auch nur in einem so desorganisirten und verweichlichten Zeitalter vorkommen konnte, war der Versuch, die Erziehung der Weiber zu emancipiren und auf sie das Heil der Welt zu bauen. Wenn einige verstie-

gene Weiber sich anmaßten, den schwächlichen Männern das Commando zu entreißen, so war das im Grunde natürlich. Die Erbärmlichkeit, das Weibischwerden der Männer mußte solche neue Amazonen hervorrufen, wie sie in unserer Damenliteratur sich üppig gemacht haben. Konnte Frau Therese Huber der ganzen Männerwelt ihren duftenden Handschuh hinwerfen und sagen: ich verachte euch alle, und nachdem ich zwei Männer begraben, erkläre ich, daß es nicht der Mühe werth ist, einen zu haben; so konnte auch wohl die Frau Niederer sich herbeilassen und erklären: „ihr Männer versteht das Ding nicht; ihr habt eure Unfähigkeit, die Menschheit zu leiten und zu erziehen, hinlänglich bewiesen, überlaßt nur uns Weibern die Sache, wir werden sie viel geschickter anfangen, viel würdiger ausführen!“ So närrisch das Alles ist, hat es doch eine ernste Seite. Diese Erzieherinnen tragen wenigstens zur Verbildung junger Mädchen das Ihrige bei und machen sicher manche unglücklich, indem sie ihnen Dinge in den Kopf setzen, welche die Freyer abschrecken, oder die sie noch in der Ehe unglücklich machen. In der That macht nichts die Weiber unliebenswürdiger, mithin unglücklicher, als wenn sie den reizenden Gegensatz der Geschlechter überspringen und männlicher Beschäftigungen und Sorgen sich annehmen, den nur Männern eigenen Bildungs- und Wirkungskreis usurpiren wollen. Wenn

die Henne zu krähen anfängt wie der Hahn, so ist es Zeit ihr den Hals abzuschneiden, sagt ein ungalantes, aber sehr gutes orientalisches Sprichwort.

Ich muß bei dieser Gelegenheit den Einfluß unserer sentimentalen Poesie und besonders Göthes beklagen. Diese weichlichen Poeten haben nicht weniger zur Verbildung der Weiber, wie zur Abschwächung der Männer beigetragen, und die Frau Niederer kann sich mit allerlei Ottilien und Natalien und andern unnatürlichen Frazzen, die Göthe in die Literatur gepfuscht hat, entschuldigen. Und diesen Göthe rühmt man als den besten Weibermaler. O ja, er hat sie sehr gut gekannt, aber eben deshalb sind die Bilder, die er von ihnen entworfen hat, falsch, denn sie dienen ihm nur, die Weiber zu verführen; es waren nicht Spiegel der Wahrheit, sondern Spiegel der Eitelkeit, in welchen die Weiber nicht ihre wahre Natur und Bestimmung, sondern nur ihre Schwächen und Eitelkeiten beschönigt und entschuldigt zu sehen bekamen.

Was schon Basedow vergessen hatte, das vergessen auch die vornehmen oder bürgerlichen Pensionsanstalten und ihre Gönner. Mit dem, was Herr von Göthe oder seine Natalie projectirt und in einer Musteranstalt der Nachahmung empfiehlt, ist es nicht gethan, weil das durchaus nur aristokratische Affectationen und Spielereien sind, wie die großen akar-

dischen Dörfer, die Fürst Potemkin der Kaiserin Katharina in den Wüsten der Krimm zeigte. Aber auch die besseren Privatinstitute haben nie etwas getaugt weil sie vom Volk abstrahirten und etwas besonderes Ideales wollten, was nicht in die Gegenwart und zur Gesammtheit der Nation paßte. Man wollte Menschen bilden und der Naturstand der Kinder schien diesem Bestreben kein Hinderniß in den Weg legen zu können. Ihrem weichen Wachs glaubte man alles einprägen zu können, und man hoffte bereits auf die Ideale, die aus den Philanthropinn hervorgehn sollten. Aber man vergaß, daß die Erziehung in Harmonie mit dem gesammten Zustand des Volks stehn müsse, wenn sie die Jugend sich nicht bald entzogen sehn will. Jene Anstalten verfehlten den Zweck der Erziehung, indem sie, gleich als ob die Philanthropine glückliche Inseln im Südmeer wären, auf die sie umgebende Welt keine Rücksicht nahmen, oder sie vergriffen sich in den Mitteln, indem sie die Jugend auf die unnatürlichste Weise anstrengten, ihre Knospen mit Gewalt aufblätterten, um die künftige Blüthe zu sehn, und sie nicht viel besser als Hunde dressirten. Ueberdieß sind solche Winkelschulen die Nesthecken jeder pädagogischen Unvernunft, wenn sie nicht blos gemeine, auf Betrug abgesehene Geldspekulationen sind. Damit wollen wir die Nothwendigkeit einer Musterschule zur Erprobung neuer Theo-

rien durchaus nicht läugnen, allein unter der Aufsicht des Staats kann jede Schule zur Musterschule dienen, und es braucht nicht unzählbare aufsichtslose Pensionsanstalten, worin die Gewissenlosigkeit und Habsucht von Charlatans oder die pädagogische Verrücktheit tollgewordner Weltverbesserer mit der Eitelkeit der Eltern Buhlerei treibt.

Mit den Privaterziehungs- und Pensionsanstalten ging die Vervielfältigung der Unterrichtsgegenstände und Ueberladung mit Schulstunden auch in den öffentlichen Anstalten Hand in Hand. Beide wurden durch das Bedürfniß eines andern Unterrichts, als der bisherige war, erzeugt. Die Privatinstitute wetteiferten den Eltern desfalls zu schmeicheln, und die öffentlichen wollten nicht dahinten bleiben. Anfangs waren die erstern meist Realschulen; sobald aber der Staat selbst Realschulen anlegte, nahmen die Privatinstitute auch den Humanismus in sich auf und suchten dadurch, daß sie Universitäten im Kleinen wurden und alle Unterrichtsgegenstände zumal verbanden, es sowohl den Realschulen als Gymnasien zuvorzuthun, die nicht so viel lehrten. Diese aber wetteiferten wieder mit jenen, und es wurde sogar vorgeschlagen, alle öffentlichen Schulen zu jenem Universalismus zu erheben. Die verschiedenen Liebhabereien der Gelehrten, die mannigfachen Forderun-

gen der Eltern und die Nachsicht des Staats, dem es grade recht war, wenn die Jugend hinter dem Schultisch saß, erzeugte jenen Zudrang von Unterrichtsgegenständen, aus denen eine Auswahl zu treffen bisher noch nicht gelungen ist.

Wenn Rousseau den Menschen nackt ausgezogen hatte, so beeilten sich diese Deutschen, ihn hinwiederum mit der Garderobe aller Völker und Zeiten zu behängen. Rousseau wollte nur die Verderbniß aus der menschlichen Natur herauspumpen, die deutschen Weltverbesserer und Philanthropen wollten sodann alles mögliche Gute in ihn hineinstopfen, und überfütterten das arme Kind, ohne auf sein Sträuben zu achten.

Glücklicherweise waren die Pädagogen in ihren Ansichten getheilt, und während der eine die ihm zugewiesenen Kinder mit der einen Narrheit plagte, plagte sie der andre mit einer andern, und so blieben die einen wenigstens mit diesem, die andern mit jenem verschont. Anfangs haßte man sich und vermied die Fehler des andern aus Haß; nach und nach aber hat man angefangen sich zu versöhnen, und adoptirt wechselseitig seine Fehler, und so muß die arme Jugend zumal alle pädagogischen Narrheiten mit einander ausbaden. Früher verlangte der Humanist den einen, der Realist den andern Knaben, jetzt verlangen beide denselben Knaben und machen

dieselben Ansprüche an seine Zeit und Aufmerksamkeit, als ob er sich einem allein widmen könnte. Früher ging der eine Pädagog mehr auf religiöse, der andre mehr auf sittliche, der dritte mehr auf intellektuelle, der vierte mehr auf ästhetische, der fünfte mehr auf körperliche und gesellige Bildung aus; jetzt gibt es Erziehungssysteme und Erziehungsanstalten, die das alles zumal an einem Schüler exerciren wollen. Alle pädagogischen Prügelstöcke werden in Fasces zusammengebunden und es fehlt nur noch das Beil darin, um dem armen Knaben den von vielem Lernen dumm gemachten Kopf vollends herunterzuschlagen.

In allem Ernst, während unsre Pädagogen noch das große und ewig verdienstliche Werk Rousseaus fortzusetzen glauben, braucht es schon längst wieder eines neuen Rousseau, um die Jugend von dem ihr aufgehäuften pädagogischen Trödel zu befreien, und sie wieder auf ihre ursprüngliche geistige Nudität und Paradiesesunschuld zu bringen. Oder mit andern Worten, wie bisher das Bestreben der Pädagogen darin bestand, die Erziehungsgegenstände so viel als möglich zu vervielfältigen, so haben sie von Rechtswegen nichts dringenderes zu thun, als dieselben so viel als möglich zu vereinfachen.

Wann wird der Deutsche von seiner Ueberschwenglichkeit, von seiner Tendenz ins Grenzenlose zurückkommen? Es ist wahr, dem Menschen liegen endlose

Bahnen nach allen Richtungen offen, und es wäre recht hübsch, wenn er Kraft und Zeit genug übrig behielte, sie alle zu durchlaufen; allein die Kunst ist lang und kurz das Leben, Alles können wir nicht werden, und daher auch die Jugend nicht zu Allem vorbereiten. Es ist immerhin recht wünschenswerth, daß die liebe deutsche Jugend auf das gründlichste griechisch verstehen möchte, um alle Grazien des alten Hellas sich anzubilden und seines Geistes milde Klarheit und Kraft; es wäre meinetwegen gut, wenn die guten Jungen auch alle Sanscritt verstünden und persisch, arabisch, chinesisch 2c.; auf der andern Seite hat doch das Leben und der praktische Nutzen neben der Poesie und todten Wissenschaft auch sein Recht, und es wäre sehr gut, wenn die guten Jungen sammt und sonders nicht nur französisch, englisch und italienisch, sondern auch polnisch und russisch und türkisch verständen. Und nun vollends die Realia. Jeder der guten Jungen sollte Mathematik und Mechanik, Physik, Chemie, Naturgeschichte, Astronomie, Geographie, ja sogar das Nothwendigste von Medicin, Chirurgie und Pharmacie lernen. Und soll etwa, rufen andre, über der Ausbildung des Kopfs der Körper vernachläßigt werden? Mit nichten, die guten Jungen müssen turnen und schwimmen, reiten, fechten, tanzen und die Toilette machen, tranchiren 2c. aus dem Fundament lernen. Aber das Herz, fragen

wieder andre, und die Religion, und die Philosophie? Soll die Jugend nicht hauptsächlich zur Tugend und zum Christenthum erzogen werden? Soll ihr nicht über dem irdischen Leben hoch erhaben vor allem das himmlische Ziel gewiesen, soll der menschliche Geist nicht vor allem in die heiligen Tiefen der Gottheit versenkt werden, und zum Ursprung alles Seyns sich drängen, anstatt auf der Oberfläche der Dinge zu spielen?

Ja wohl. Warum nicht? Das alles und noch etwas. Aber die Herren bedenken nicht, wo wir die Zeit dazu hernehmen wollen? Es wäre wohl gut, wenn es anginge, aber es geht eben nicht an. Die Herren müssen sich also entschließen, ihre pädagogischen Forderungen herabzustimmen und nicht immer auf das allein zu sehen, was sie der Jugend einstopfen wollen, sondern auf die geringe Kapacität der Jugend, die unmöglich alles zugleich aufnehmen kann.

Die Hülfe liegt so nahe als möglich, und es gehört die ganze Blindheit deutscher Gelehrtenpedanterei dazu, um sie nicht zu sehn. Die Herren dürfen sich nur entschließen, 1) die Unterrichtsgegenstände, die nur für wenige taugen, auch nur wenigen aufzuheben, und 2) die, welche für das spätere Alter gehören, auch auf die spätern Jahre aufzusparen. Thäten die Herren das, so würde jeder Knabe nur das lernen, was er zunächst braucht, und nicht wie

eine genudelte Gans bis zum Platzen vollgestopft werden mit Dingen, die doch für ihn nicht passen. Thäten die Herren das, so würde nur der Knabe seine Zeit den alten Sprachen widmen, der dieselben bei seinen spätern Studien gebrauchen würde, und nur der würde sich hauptsächlich mit Realien und neuen Sprachen beschäftigen, dem diese bei seinem künftigen Beruf als Handels- und Gewerbsmann zu Statten kämen. Mit den theologischen Plattituden aber, die nach schon älterm Herkommen, und mit dem philosophischen Unsinn, der nach neuer Mode schon in niedern Schulen und Gymnasien der Jugend eingetrichtert wird, würden die Herren warten, bis der Geist der Jugend ein wenig gereifter wäre. Sie würden dadurch erstens Zeit gewinnen, für unmittelbar nützlichere Unterrichtsgegenstände, und zweitens würden sie das Heilige nicht vor der Jugend entweihen und das Gefühl für das Höhere nicht vor der Zeit abstumpfen. Es ist gewiß, daß die alte Methode, die Kinder kurzweg in einem blinden Glauben an die allgemeinsten und einfachsten Religionsgegenstände zu unterweisen, weit pädagogischer war, als die neue Methode breiter Katechisationen und rationalistischer Erklärungen, wohl gar förmlich philosophischer Stunden auf Schulen, die noch unter und zuweilen tief unter der Universität stehn. Nichts ist so schädlich für die Jugend, und auch im besten Fall wenigstens

nichts so langweilig und unnütz, als das Raisonniren mit Kindern. Jeder hat dazu in spätern Jahren noch Zeit genug.

Dies Kapitel könnte endlos ausgedehnt werden. In Erziehungsanstalten treten denn am Ende gar jene Hexenmeister auf, die den Ruhm darin suchen, wenn sie auch keineswegs selbst alles wissen, doch die ihnen anvertraute Jugend omnia et quaedam alia zu lehren, deren Kataloge mit den Titeln aller möglichen Wissenschaften prunken und bei denen ein neuer Name so viel Glück macht, als ein neues Instrument Harmonika, Bassethorn ꝛc. bei einem reisenden Virtuosen.

Und diesen Eitelkeiten bringt man unsre gutmüthige Jugend zum Opfer!

Die friedliche Anbahnung des Bessern ist in der jetzigen Zeit sehr erschwert worden durch den leidenschaftlichen Kampf zwischen Realismus und Humanismus, die über ihre Grenzen nicht einig werden, einander nichts gönnen wollen und sich doch auch nicht vereinigen lassen.

In früheren Zeiten besuchte die Jugend, welche nicht studiren wollte, auch keine Gymnasien. Der künftige Handwerker ging in die Werkstatt, der künftige Kaufmann ins Comptoir, der künftige Soldat in die Armee. An eine allgemeine Bildung dachte man nicht, jeder ward nur für seinen Stand ge-

bildet. Die gelehrten Schulen waren demnach auch nur für die künftigen Gelehrten berechnet, und da die Gelehrsamkeit damals einseitig auf der Kenntniß der Alten beruhte, so schloß auch sie jene allgemeine Bildung aus, und die gelehrte Zunft stand in ihrer Besonderheit schroff allen andern Zünften gegenüber. Im vorigen Jahrhundert haben sich die Verhältnisse geändert. Die nicht gelehrten Stände strebten nach einer höhern Bildung, und da man diese nur in den gelehrten Schulen zu finden wußte, so schloß sich an die eigentliche studirende Jugend nach und nach eine immer steigende Zahl von Knaben und Jünglingen an, die nicht auf die Universität gehn, sondern nur die Schule durchlaufen und dann einem bürgerlichen Beruf sich widmen sollten. Da nun aber diese auch einer allgemeinern Bildung bedurften, als jene eigentlichen Gelehrten, und die Gelehrsamkeit selbst ihre Schranken erweiterte, so wurde der alte einfache Unterricht in den alten Sprachen mit verschiedenen Gegenständen des Realunterrichts vermehrt. Allein diese Verbindung war zu unnatürlich, als daß sie hätte gedeihen können. Die Ansprüche der alten gelehrten Zunft und die der ungelehrten, blos eine allgemeine Bildung verlangenden Jugend ließen sich nicht vereinbaren. Dort mußte das Studium der Alten nothwendig vorherrschen, hier mußte dieses Studium sich zum Theil ganz unnütz und dagegen

der Realunterricht als das wesentlich Nothwendige erweisen. Man suchte sich auf mancherlei Art zu helfen. Entweder man überlud eine und dieselbe Schule zugleich mit dem humanistischen und Realunterricht, daß die Schüler der Masse der Lectionen unterliegen mußten und am Ende der Ueberspannung Abspannung folgte, — oder die Philologen hielten ihre alten Gymnasien von dem Realunterricht rein, verdrängten ihn wieder, wo er eingeschlichen, und auf der andern Seite entstanden Realschulen und Pensionsanstalten, worin ausschließlich die Realfächer getrieben wurden. Diese Trennung scheint weit natürlicher und der Sache angemessener, als jene Vereinigung, allein nun stehen beide Systeme einander feindlich entgegen, und jeder sucht dem andern so viel zu rauben und zu schaden als möglich. Man streitet, wo die Gränze eines jeden sey. Jedes will so weit als möglich um sich greifen.

Die Humanisten wollen keine besondern Realschulen leiden, die alten Sprachen sollen der Hauptgegenstand des Unterrichts nicht nur für Studirende, sondern für die gesammte Jugend werden, wobei nur die niedrigsten Dorfschulen ausgenommen sind. So Thiersch und der erste bairische Schulplan.

Die Realisten wollen eine Trennung der Realschulen für Nichtstudirende von den Gymnasien für Studirende. Diese Ansicht hat Mönnich in seinen pä-

dagogischen Blättern mit großer Klarheit vertheidigt. Er verlangt Realgymnasien für künftige Gewerbsleute, Oekonomen, Kaufleute, Offiziere, Künstler rc. und Lingualgymnasien für die künftigen Theologen, Philosophen, Juristen, Mediciner, Historiker und überhaupt Gelehrte.

Die Universalisten aber wollen eine Vereinigung Beider, eine Unterweisung Aller in Allem, so weit dieß möglich ist. Diese Ansicht hat Klump besonders verfochten.

Die Anmaßung der Humanisten, nicht blos ihre zu künftigen Gelehrten bestimmten Schüler, sondern auch die übrige Jugend in ihre Schulstuben zu bannen, ist absolut verdammlich. Die Blüthe der männlichen Jugend eines ganzen Landes soll in dem zartesten Alter gemartert werden, zwei fremde todte Sprachen zu lernen, damit der Zehntausendste, wenn es das Glück will, Schule genug bekommt, um im philologischen Seminar mit dem Professor griechisch zu disputiren. Daß heißt nicht viel weniger, als tausend Knaben entmannen, damit etwa hundert zu quäckenden Kastraten für den Luxus der Kapellen herangeschult werden. Was gewinnt denn die Masse der Jugend bei dieser antiken Disciplin? Was der Staat? Die Jugend wird zu allem andern untauglich ausser zum Studiren, weil sie ja von früh an nichts andres lernt, als lateinisch

und griechisch, und dann überladet sich der Staat mit jener Ueberlast von Studenten und Candidaten, für die alle wirklichen und möglichen Aemter nicht mehr zureichen, und über die jetzt in Deutschland so allgemein geklagt wird. Gewinnt etwa die Wissenschaft selbst dabei? Im Gegentheil, trotz allen krankhaften Anstrengungen nimmt die Classicität ab, und wozu diese Anstrengungen einer ganzen Generation von Schülern? Es würden eben so gute, und vielleicht noch tüchtigere Philologen gezogen werden, wenn die Philologie weniger Schüler und diese dann strenger beschäftigte. Da klagt ihr über den Verfall der Philologie und merkt nicht, wo der Grund des Uebels steckt. Der wahre Grund liegt in der Entartung der Philologie selbst, in dem, was man das Minutiöse nennt. Ihr habt die alte einfache Grammatik in zehnmal zehntausend Spitzfindigkeiten zerbröckelt und euch eine Archäologie geschaffen, in deren labyrinthischen Irrgängen ihr euch selber nicht mehr zurecht findet. Der eine von euch jagt vorzugsweise nach seltenen Conjunktiven oder Genitiven, der andre nach seltnen Conjunkturen und scholiastischen Winkelnotizen, und während eure Eitelkeit der lieben Jugend dieses kostbare Desert auftischt, entbehrt sie der gesunden kräftigen Hausmannskost. Der alte Donat hat taktfeste Lateiner erzogen, die latei-

nisch beten und fluchen konnten, ihr zieht nur stumme Dissertationenschreiber.

Kehrt zur alten Einfachheit und Strenge zurück, und beschränkt euch auf eine geringere Anzahl der ausschließlich den Studien gewidmeten Jünglinge, so wird alles besser werden. Fahrt ihr aber fort, theils den alten festen Stamm des Wissens zu zersplittern, theils die Disciplin durch ihre Ausdehnung auf unberufene laue Schüler zu erschlaffen, so werdet ihr die Früchte eurer Verkehrtheit ärnten. Unberufen aber nenne ich alle die Schüler, die nicht studiren wollen, und nur gezwungen am philologischen Unterricht Theil nehmen, um ihn sogleich im bürgerlichen Leben wieder auszuschwitzen, und unberufen alle die, welche sich der Universität nur deßwegen widmen, weil sie einmal auf den untern Schulen nichts andres lernen können, als was zur Universität vorbereitet.

Dieß sag ich zu eurem eignen Vortheil. Viel mehr noch könnte ich zum Vortheil des von euch so schmählich behandelten Realismus sagen, denn wichtiger ist diese Seite, als die, auf der ihr steht, um so viel wichtiger, als die Bildung eines ganzen Volkes wichtiger ist, denn die seiner Gelehrten allein.

Zuvörderst muß euch die Falschheit vorgerückt werden, mit welcher ihr die Realschulen als schlecht und unnütz verspottet, nachdem

gerade Ihr ihr Gedeihen verhindert habt. Ihr stahlt dem betriebsamen Manne sein Vermögen und scheltet ihn dann einen Bankrottirer. Ihr nehmt der jungen Pflanze Licht und Boden und scheltet sie dann ein unnützes Unkraut. Wohl ist es wahr, daß sich in den Realunterricht viel Ungehöriges eingeschlichen hat, und der unter euch, der mit so viel attischem Witz zu sagen beliebte, „man lehre in den Realschulen die Zähne des Krokodills und die Haare im Schwanze des Kameels zählen," hat wohl Recht, allein woher rühren solche Mißgriffe anders, als aus dem Umstande, daß jene Schulen verachtet, zurückgedrängt, der Willkühr einzelner Lehrer überlassen, noch kein gesundes Leben, noch keine feste Organisation gewonnen haben. Würden sich die Realschulen vermehren, würde der Staat eine vorzügliche Aufmerksamkeit darauf wenden, so würden sich die Lehrer samt der Methode bald verbessern.

Es handelt sich darum, die Jugend für ihren künftigen Beruf zu erziehen. Dem künftigen Geistlichen, Staatsmann, Juristen, Artzt und Gelehrten gebührt der Unterricht in den alten Sprachen, aber dem künftigen Soldaten, Kaufmann, Künstler, Handwerker, Landwirth gebührt der Unterricht in der Muttersprache, in den neuen lebenden Sprachen, in Mathematik, Geschichte und Naturwissenschaften. Nichts kann gewisser und einleuchtender seyn. Wer nicht

studirt, muß nothwendig durch den Unterricht in den altrn todten Sprachen die kostbare Zeit verlieren, die er zur Bildung in den Realfächern so nöthig braucht, und wer weiß nicht, wie wenig Ernst es allen nicht für die Universität bestimmten Schülern mit jenen humanistischen Zwangstudien ist, wie wenig es möglich ist, ihnen die Nothwendigkeit derselben begreiflich zu machen, wie schnell sie das mechanisch und unwillig Erlernte wieder vergessen und verlachen, sobald sie ihrem eigentlichen Beruf wiedergegeben sind. Wie Mancher, der zur Noth den Homer übersetzen gelernt, wünscht später statt dieser ihm ganz unnützen Fertigkeit besser in der Mathematik, Geographie, und in neuern Sprachen zu Hause zu seyn, deren Bedürfniß ihm so bald fühlbar wird. Wie lächerlich macht ihr euch, wenn ihr von indirekten Vortheilen sprecht, die eure klassische Philologie der Jugend gewähre, von der Schärfung des Verstandes durch die in der lateinischen Sprache liegende Logik, von der Erhebung der Gemüther durch die Bekanntschaft mit der Größe der Alten, von der idealen humanen Richtung, welche die Jugend erhalte, wenn sie von den nüchternen Bestrebungen der Gegenwart ab in die Illusion der alten Welt geführt werde, endlich von der Bezähmung des jugendlichen Uebermuths durch die Kunst, sie über die Gegenwart in völliger Unwissenheit zu lassen, und sie mit den Kerkermauern

eines todten Wissens eng zu umschließen! Was sind diese indirekten Vortheile gegen die aller Welt in die Augen fallenden direkten Vortheile des Realunterrichts? Was hilft es, die Jugend künstlich aus einer Gegenwart zu entfernen, in die sie doch zurückkehrt? Der an unsrer deutschen Jugend so übel berüchtigte, in Frankreich und England völlig unbekannte Uebermuth entspringt nur aus dem Contrast der Gegenwart mit jener Illusion der alten Welt, in welche der Humanismus die Jugend versetzt. Würde man diese Jugend von früh auf an die Bedürfnisse der Gegenwart gewöhnen, sie für ihren Beruf in der Gegenwart vorbereiten, so würde jene Unbekanntschaft mit der Aussenwelt, jene Dünkelhaftigkeit idealisirender Träumer und jene freche Lizenz im Urtheil über die bestehenden Verhältnisse von selbst wegfallen.

Wer soll über die Bedürfnisse der Nationalerziehung urtheilen? Etwa nur alte, eingefleischte Philologen, Gräkomanen? Nein! kommt es darauf an, eine streng gelehrte Anstalt, ein philologisches Seminar zu gründen, dann mögen sie die erste Stimme haben. Handelt es sich aber um die Erziehung der gesamten Jugend, und namentlich der Mehrzahl nicht den gelehrten Studien sich widmender Knaben und Jünglinge, so steht das Urtheil auch andern zu,

den Meistern andrer Zünfte, und der alles erwägende umsichtige Staatsmann wird die verschiedenen Bedürfnisse ausgleichen und in Harmonie bringen. So wenig ein Soldat, ein Kaufmann, ein Künstler geschickt wäre, von seinem beschränkten Standpunkt aus die ganze Erziehung zu leiten, wenn er ihr das Gepräge seines einzelnen Standes aufdrückte, so wenig ist auch ein Philologe geschickt dazu. Die Nation braucht nicht lauter Soldaten, nicht lauter Rechenmeister, aber auch nicht lauter Lateiner und Griechen.

Noch verwerflicher aber ist die Ueberladung mit Allem, die den Humanismus und Realismus verbinden will, indem sie den letzten in die alten Gymnasien aufnimmt. Alles Flicken an den gelehrten Schulen hilft nichts, wenn man ihnen nicht von aussen durch Gründung eines natur- und zeitgemäßen Realunterrichts auf besondern Realschulen ihre wahre Stellung wieder gibt, wenn man nicht consequent die studirende Jugend von der nichtstudirenden trennt.

Es ist nach und nach Sitte geworden, in den untern Gymnasialklassen den Nichtstudirenden zu Liebe und zugleich, um auch für die künftigen Studirenden den Realunterricht ein für allemal abzuthun, allen möglichen Real- und Sprachunterricht zusammenzustopfen und die Knaben unter der Last und Menge der Bücher, die sie täglich zur Schule und aus der

Schule schleppen müssen, physisch und geistig zu erdrücken. Da soll Alles und zwar in kürzester Frist eingetrichtert werden, damit die Jungen baldmöglichst nur dem Brodstudium nachlaufen können. Wie eine heiße Suppe müssen sie den Vorschmack aller Wissenschaften in hastiger Eil hinunterschlucken, um nur ja recht bald Student zu werden und zu Amt und Brod zu kommen.

Leider ist es nur zu wahr, daß die untern Schulen jetzt die universitates literarum sind, worin alles gelehrt wird, die Universitäten selbst aber nur die einseitigsten Abrichtungsanstalten je für die eine oder andre Fakultät. Und woher rührt diese Verkehrtheit? Von der Hast, mit der die Söhne der Staatsdiener, um selbst bald Staatsdiener und besoldungsfähig zu werden, durch die Schulen und Universitäten gepeitscht werden. Da sie auf den letzteren nur ihr Brodstudium lernen, und wie die steifhalsigen Thiere des Epikur nur schnurgerade dem Fraß nachgehn, ohne rechts und links zu blicken; so folgt daraus, daß alles was ihnen an universeller Bildung etwa nöthig ist, da sie auf der Universität nicht mehr Zeit dazu haben, schon in den untern Schulen absolvirt seyn muß. Müßten die jungen Herrn, wie es Recht wäre und alte Sitte war, mehrere Jahre länger studiren, so würden sie Zeit genug haben, allgemeine humane Bildung mit dem besondern Fachstudium zu vereini-

gen, und jene Geist und Seele verkrüppelnde Kompression des Unterrichts, die Dampfpädagogik, würde aufhören; es würden sich für alle Fächer tüchtige und ausgebildete Talente finden, und Jeder, der durch eine so gründliche Schulzeit gegangen wäre, würde davon für sein ganzes übriges Leben innern und äussern Gewinn haben, es würde weit mehr wahre Bildung verbreitet seyn und wahre Männlichkeit des Geistes. Wie mancher bedauert später in der Langenweile des Amtslebens oder einer geschmacklos angewandten Muße, seine Jugend nicht besser benutzt zu haben, oder ist wenigstens zu bedauern, wenn er sich nicht selbst bedauert. Die paar Jahre, die er der ersten Bildungsperiode zulegen müßte, würden ihm volle Aehren seyn, während ihm nachher so viele überzählige Jahre zu tauben Aehren werden.

Die jungen Studenten von 17 Jahren, die mit Tabakspfeifen, Reitpeitschen und Hunden umherlaufen, sind eine Satire auf das Consistorium jedes Landes, wo sie sich vorfinden, sind ein wahrer Skandal. Das Ueberreifen der jungen Geister ist noch mehr, es ist ein Verbrechen an der Menschheit. Trotz der augenscheinlichen Nutzlosigkeit treibt man die Philosophie sogar schon auf Gymnasien und wartet nicht einmal die Universität ab. Wozu der reife Geist eines 30jährigen gehört, das treiben jetzt die Buben von 15 Jahren. Man erkundige sich nach dem Alter der Stu-

denten in frühern Zeiten. Noch zu meiner Zeit war ein Student unter 20 Jahren eine Seltenheit, jetzt wird bald einer über 20 Jahre eben so selten seyn. Und warum dieses Gehetze, diese Studiengallopade und Parforcejagd, wo die Seele ruinirt wird wie ein schwindsüchtiges Mädchen und der Geist zu Tode gehezt wie ein athemloser Hirsch? Wird der junge Mann eher versorgt, hat er eher die Pfarre und die Quarre? Im Gegentheil, die milchbärtigen Kandidaten können ihre acht oder zehn Jahre warten. Könnten sie nun nicht diese lange Quarantaine zur Abwartung ihrer Studien benutzen? Aber nein, eben weil jeder Candidat so lange warten muß, bis er bei einer solch ungeheuren Concurrenz an die Reihe kommt, eben darum muß jeder so schnell als möglich die Studien absolviren und in die Sollicitantenreihe eintreten, damit seine Nummer eher daran komme. So wächst das Uebel in steigender Progression, und je mehr die Concurrenz zunimmt, desto mehr nimmt die Studienzeit ab. Wo soll es aber am Ende damit hinaus? Dem Strome, der sich zu den Universitätsstudien drängt, muß nothwendig eine andre Richtung gegeben werden, und die Zahl der Candidaten muß in das natürliche, der Zahl der Aemter sich anpassende Maaß zurückkehren, und dann muß auch jedem Candidaten wieder die gehörige Zeit zur Vorbereitung für diese Aemter gegönnt, ja zur Pflicht gemacht werden.

Für die Jugend selbst in der Schulzeit, namentlich für die Nichtstudirenden, die sich nur zur Gesellschaft in den Gymnasien mitplagen lassen, muß man ein tiefes Mitleid empfinden. Da heißt es wohl, es geschieht ja alles nur zum Besten der Jugend, man will die Jugend viel gescheiter machen, als wir Aeltere waren; man ist es der Jugend schuldig, sie so viel lernen zu lassen, als möglich; die Zeit ist fortgeschritten, man verlangt, man bedarf mehr, und wenn die Jugend auch ein paar Jahre zu stark angestrengt wird, so bringt es ihr doch auf die ganze Lebenszeit Segen. Ja wohl! wenn sie es aushält, aber kaum der fünfzigste Knabe wird physische und und geistige Kraft genug haben, alles so aufzunehmen und zu behalten, wie man es ihnen gibt. Die meisten werden immer nur einen sehr sparsamen Gebrauch von den Wohlthaten machen, mit denen man sie überschüttet. Ihr Magen hat für die Ueberfütterung nicht Raum genug. Einige aber gehen dabei immer zu Grunde. Die Schwindsuchten, insbesondre aber die Augenschwächen werden immer häufiger. Sonst war es höchst selten, einen Studenten mit der Brille zu sehen, jetzt gehen schon kleine Gymnasisten damit herum.

Mit der Vielwisserei ist aber ein noch weit ärgeres Uebel bepaart, die zu frühe und falsche Aufklärung, die Altklugheit der Jugend. Man hat sich

beeilt, so früh als möglich den sogenannten Aberglauben in den Gemüthern der Kinder auszurotten und die sogenannte gesunde Vernunft an dessen Stelle zu setzen; dies an sich löbliche Bestreben hat aber zu unsinnigen Uebertreibungen geführt. Um den Verstand zu retten, läßt man das Herz untergehn.

Man trübt den Kindern ihren unschuldigen Glauben und entreißt ihnen die goldnen Spiele der Phantasie, um sie vor der Zeit klug zu machen. Man moralisirt, katechisirt und sokratisirt mit ihnen von sittlichen, religiösen und Denk-Begriffen, die den Zauberkreis ihrer Unschuld zerstören, ohne ihnen dafür ein höheres Gut zu gewähren. Die Liebe, die sie von Natur haben, wird durch Kritik über Eltern und Lehrer verdrängt. Der kindliche Glaube und Aberglaube wird durch eine kindische Altklugheit ersetzt, und die reichen phantastischen Spiele machen einer reflektirenden Wohlanständigkeit und Ziererei Platz. Wie kann dies anders seyn, wenn in tausend und aber tausend Kinderbüchern die Schwächen der Alten so gut als die der Kinder Preis gegeben werden, und der natürliche Witz der Kinder nothwendig aufgefordert wird, gegen die Pedanterei der Docenten sich geltend zu machen, wenn den Kindern immer und immer von der Thorheit des Aberglaubens vorgepredigt und Herz und Phantasie derselben abgestumpft wird, und wenn sie als das höchste Gut jenen An-

stand preisen hören, der ihre natürliche, aber unschuldige Eitelkeit in eine Bahn weist, wo sie zur Unnatur werden muß. Ueberall sind es Begriffe, erlernte und mechanisch aufgefaßte Begriffe, die dem Kinde eingezwängt werden, die ein unreifes Denken in ihm thätig machen, das alle Blüthen des Gemüths und der Einbildungskraft früh verdorren macht.

Dieß hat man in neuerer Zeit anerkannt und sich daher bemüht, den Knaben durch frühe Bekanntschaft mit den Dichtern, ja wohl gar durch Anweisungen zum eignen Versemachen ein poetisches Gegengewicht gegen die allzu prosaische Unterrichtsweise zu geben. Aber weit entfernt, etwas Gutes damit zu bewirken, nährt man nur die Eitelkeit der jungen Leute und erzeugt unreife Poeten zu Dutzenden, die dann die Masse der unglücklichen Dichter oder der unnützen Bücherfabrikanten vermehren.

Die *pädagogische Literatur* ist bei so entgegengesetzten Bestrebungen und da vor allen Dingen jeder, was er in der Schule trieb, durch die Schrift der ganzen Welt bekannt machen wollte, ja da sogar Viele schrieben, die nicht daran dachten, die Sache selbst praktisch anzugreifen, ungeheuer angeschwollen. Sie theilt sich in eine Literatur *für die Lehrer* und in eine *für die Schüler*. Die Projekte und Ansichten haben sich nach und nach so vervielfältigt, daß besondre *pädagogische Journale* und Schul-

zeitungen nöthig wurden, sie einzuregistriren, sie zu überblicken und zu kritisiren, wodurch denn bei meist wechselseitiger Einseitigkeit der Streit ins Unendliche verwickelt wurde. Man muß gestehen, daß die Verhältnisse der Schule zur Kirche, zum Staate, zu den nächsten Bedürfnissen des praktischen Lebens und zu den höhern Bedürfnissen der Humanität und Cultur vielfach erörtert worden sind, daß der Streit zwischen Humanismus und Realismus mit eben so viel Erbitterung als Gründlichkeit und Weitschweifigkeit geführt worden ist; aber es ist nichts durchgefochten, es ist nichts ausgemacht worden. Die Stimme der Wahrheit, wo sie auch vereinzelt erschollen, ist entweder überhört worden oder hat sich nur in einem kleinen Kreise vernehmlich gemacht. Die ungeheure Anstrengung, mit der so viele tausend Pädagogen gegen einander gelärmt haben, erfreut sich bis jetzt noch keines entschiednen Erfolges. Der Staat hat entweder etwas anderes zu thun, oder er weiß nicht, wofür er sich entscheiden soll, wie der oft revidirte bayrische Schulplan beweist. Hier wird etwas erreicht, aber dort denkt man nicht daran. Hier orakelt ein Schulmonarch, den man jenseits der Berge nicht kennt. Hier wird eine vortreffliche Schrift edirt, aber kann man alles lesen? Wir sind ein zerstückeltes, uneiniges Volk ohne große Hauptstadt, ohne geistigen

Centralpunkt, und wo bei uns Einer predigt, der predigt immer in der Wüste.

Die Literatur, welche für die Kinder bestimmt ist, hat natürlicherweise allen Moden und Meinungen der Lehrer folgen müssen. Wir theilen diese Literatur ein in die Lehr- und in die Unterhaltungsbücher. Die Lehrbücher sind entweder Schulbücher für das eigentliche Lernen, oder aber Erbauungsbücher, moralische Ermahnungen, Confirmationsbücher etc. Die Unterhaltungsbücher sind Beispielsammlungen für jene moralische Belehrung, Fabeln, Mährchen, Bilderbücher und in neuester Zeit förmliche Kinderromane und Kinderschauspiele.

Ueber die Schulbücher ist es nicht leicht, sich zu entscheiden. Sollen sie wie bisher der Willkühr und Einseitigkeit, der Bizarrerie und Pedanterei, der Originalitäts- ja wohl gar der Gewinnsucht jedes einzelnen Lehrers überlassen bleiben, so wird es nie zu der erforderlichen Vereinfachung, richtigen Methode und Gleichheit des Unterrichts kommen, die doch so sehr gewünscht werden muß. Soll aber der Staat ausschließlich Lehrbücher abfassen, wodurch jene Gleichheit gewonnen würde, so ist erstens die Frage: wird der Staat nicht selbst einseitig seyn? wird im Ministerium und Consistorium nicht der Einfluß von Pedanten vorherrschend seyn? und sodann ist zu besor-

gen, daß sich politische Rücksichten in den Unterricht mischen könnten, daß der Staat unwillkührlich die Jesuiten nachahmen, unwillkührlich eine politische Casuistik einführen, unwillkührlich die alten Autoren castriren würde, weil man auf solcher Bahn nothwendig consequent fortfahren muß und nicht stille halten kann.

Bis jetzt ist die Freiheit, Schulbücher abzufassen, nicht wesentlich eingeschränkt, ja es wäre zu wünschen, daß sie eingeschränkt würde. Fast jeder Lehrer will als Schriftsteller glänzen, sich durch eine eigne Ansicht auszeichnen, durch Dedicationen sich empfehlen oder auch blos das Honorar einstreichen. Wozu sollen wir Andern ihre Lehrbücher bezahlen, heißt es, wir können selbst welche machen, und so ist kaum eine Schule, die sich nicht ihre Lehrbücher selbst fabrizirt. Da kommen aber schlechte Methoden und Subtilitäten in die nothwendigen Schulbücher und neben den nothwendigen entstehen eine Menge unnütze. Selbst das Klarste und Einfachste wird verworren, z. B. die Grammatik durch zu viel Unterabtheilungen und Feinheiten, die Mathematik durch eine üble Anordnung der Materien. Das was aber schon an sich schwieriger zu übersehen ist, z. B. Geographie und Geschichte oder Naturgeschichte, das wird nach der Liebhaberei der Lehrer in ein Detail ausgedehnt, dem das Gedächtniß der Schüler nicht nachkommen kann.

Man sehe die vielen geographischen Lehrbücher an, in denen alle Quadratmeilen, alle Einwohnerzahlen, alle Manufakturen und Fabriken, Zucht- und Irrenhäuser aller Länder und Ländchen, Städte und Städtchen des Erdkreises verzeichnet sind, und welche die Knaben wörtlich auswendig lernen oder wenigstens in der Schule lesen müssen. Man sehe die Naturgeschichten an, worin die Knaben lernen, wie viel Gürtel das Gürtelthier habe, wie viel länger die Hinterfüße des Kenzuruh seyen als die Vorderfüße, wovon sich der Dronte nähre und wie viel Junge der Ameisenbär werfe rc. während sie im ersten besten Walde kaum die Buche von der Linde, auf dem ersten besten Felde kaum den Waizen von der Gerste unterscheiden können.

Mit den Chrestomathien, Stylübungen rc. ist es vollends arg. In einer weiblichen Pensionsanstalt hörte ich ein junges hübsches Mädchen „des Pfarrers Tochter von Taubenheim“ deklamiren. Jetzt kommen solche Mißgriffe zwar nicht mehr vor, aber desto mehr andre. Man ist sehr zart, aber weil man zu viel moralisirt, weil man zu viel vor der Sünde warnt, macht man die liebe Unschuld doch gerade erst auf die Sünde aufmerksam. Und was für geschmackloses, langweiliges, unnützes Zeug steht in den Chrestomathien wodurch die Kinder nur ermattet werden.

Eine der sonderbarsten Eigenthümlichkeiten in

dieser Literatur ist das Durcheinander von antikem Heroismus und moderner Niederträchtigkeit. In ein und demselben Buche kommt unter den Stylmustern ein Lob des Brutus und Timoleon und eine allerunterthänigst gehorsamste Bittschrift um Verwendung bei einem noch höhern Gnadenspender in einer Anstellungssache. Man erwärmt sich an den Perserkriegen des Herodot, am Livius und Tacitus, und zittert vor einem Consistorialrath. Man spricht von dem Muth gegen die mächtigsten Tyrannen der Erde und schweifwedelt vor einem subalternen Sekretair.

Wahrscheinlich wird nach und nach die Aufsicht des Staats über die Schulbücher strenger werden. Dieß liegt in der Consequenz der Zeit. Den Universitäten hat man schon die Lehrfreiheit beschnitten, jene unscheinbarere, aber vielleicht noch wichtigere Lehrfreiheit an niedern Schulen, wird der großen Scheere nicht entgehen. Unaufhaltsam, wie auf einer steilen Fläche, rutscht Kirche und Schule immer mehr in die Sklaverei des Staats hinunter. Die halbwegs vornehmen Lehrer sind alle schon Hofräthe, die niedern werden in nicht zu langer Zeit bloße Exerciermaschinen seyn, die nach dem Buchstaben des, ihnen von oben in die Hand gegebenen, Lehrbuches blind unterrichten und die Jugend zum künftigen Staatsdienst, zur künftigen Unterthänigkeit abrichten müssen. Dies ist keine scherzhafte Uebertreibung von meiner Seite.

Ich glaube daran. Nur wenn die politische Freiheit bedeutende Fortschritte machen sollte, würde es anders kommen. Wo nicht, so wird und muß die Schule künftig die Abrichtungsanstalt für den Staat so gewiß werden, als sie es ehemals für die Kirche war, und es würde mich nicht wundern, wenn bald Schüler und Lehrer Civiluniform bekämen, gleichwie sie ehemals einen geistlichen Habit trugen. Ist es nicht in Rußland schon so weit gekommen?

Ein Mittelding zwischen den eigentlichen Schulbüchern und den Unterhaltungsbüchern sind die sehr zahlreichen religiös-moralischen Salbadereien, die zuweilen in poetischer, sogar in Romanenform die liebe Jugend zum Guten überreden, die ihr das Gute einraisonniren oder mit dem Rührlöffel der Rührung einrühren sollen.

Das Schlimmste an diesen Schriften ist das frühreife Raisonnement, an das die Kinder gewöhnt werden. Das „Warum" muß sich der Jugend von selbst aufdrängen, und dann dürfe die Antwort nicht fehlen; quält man es ihr aber früher ab, so bringt die berühmte Hebammenkunst des Geistes auch nur zu frühe Geburten zur Welt. Man muß der Jugend etwas Positives dogmatisch einprägen. Sie will nichts andres, es wird ihr nicht einfallen, daran zu klügeln. Entwickelt sich ihr Verstand, so wird sie schon zu zweifeln und zu fragen anfangen, und dann

hat sie einen Gegenstand, an dem sie die Kritik üben kann. Aus der Kritik aber die Wahrheit als Resultat zu fördern und mit den Zweifeln anzufangen, ist wahres Gift für die Jugend. Dahin gehört, daß man ihr alles Mystische, Wunderbare, Ahnungsvolle, Rührende, sobald sie es empfinden, mit Stumpf und Stiel ausrottet. Der Zauber der Natur wird ihnen in baare naturwissenschaftliche Prosa aufgelöst. Die kindliche Liebe, diese herrliche wildwachsende Blume, wird geflissentlich ausgerottet, um dem Treibhausgewächse einer steifen, engherzigen, gebotnen, schulmäßig zu erlernenden Moral Platz zu machen. Man rechnet den Kindern nur das als Tugend an, was sie aus Gehorsam gegen eine Regel thun, und wie gut, edel, liebenswürdig sie von Natur sind, man achtet es nicht, bis man ihnen eine schaale Reflexion darüber beigebracht hat, bis ihnen der Drang der Natur in einen geistlosen Gehorsam gegen das Pflichtgebot verkrüppelt ist. Und welcher Pflichten? was drängt man nicht alles den unbefangnen Gemüthern auf? Man stellt ihnen nicht nur das Laster, sondern auch die Tugend vor Augen, ehe sie im Stande sind, sie auszuüben, ja nur zu erkennen, und man überladet sie mit Regeln, wovon sie eine über der andern vergessen. Wie gegen die natürliche Moral der Kinder, so wüthet man gegen die natürliche Religion derselben. Auch über die Gegenstände der Religion müssen sie

so früh als möglich reflectiren, und man quält ihnen Gedanken ab, ehe noch ihr Gefühl reif geworden. Eine Zeitlang war man sogar bemüht, ihnen das Wunderbare in der Religion verdächtig zu machen, um sie vor Aberglauben zu bewahren. Jetzt hat man meistentheils einen heillosen Mittelweg eingeschlagen. Man wagt es weder ganz zu glauben, noch ganz zu zweifeln, und stürzt die Jugend in eine Halbheit, aus der nur drei Uebel entspringen können, die alle drei der Religion am gefährlichsten sind, Indifferentismus, der aus der Langweiligkeit und Unsicherheit des Religionsunterrichts entspringt, Religionsspötterei oder Rückfall in den crassesten Aberglauben, wenn man sich aus der Halbheit auf diese oder jene Weise retten will.

Schreiten wir weiter zu den Unterrichtsbüchern der erwachsenen Jugend, so bemerken wir darin ein sonderbares Mißverhältniß zu dem frühern Unterricht. Man zwingt den Kindern ein unreifes Denken ab und die Jünglinge, die zum Denken wirklich heranreifen, werden davon fern gehalten durch eine trostlose Ueberladung mit blos empirischen, gedächtnißmäßigen Kenntnissen.

Diesem rationalistischen Raisonnement haben nun die supranaturalistischen Pädagogen (Hand in Hand mit der Kirche) ein Gefühlsgeschwätz entgegengesetzt, als ob damit etwas zu gewinnen

wäre. Die Jugend liest das in sich hinein und gähnt, denkt an was anderes und wird um so muthwilliger. Weit entfernt, sie für das Edle zu gewinnen, macht man es ihr auf diese Weise nur langweilig und lächerlich und verhärtet ihr junges Herz. Ich habe lange gebraucht, bis ich die ekelhafte Erinnerung an die Erbauungsbücher, die ich in meiner Jugend lesen mußte, und die daraus unwillkührlich geflossene Langeweile an allem Religiösen und Moralischen überwunden hatte und mich mit männlicher Gesinnung wieder für die ewigen und heiligen Dinge interessirte. Es wird aber Tausenden so gegangen seyn, die Salbaderei rührt und erwärmt uns nicht, sie verhärtet, sie verkältet nur unser Herz. Der Jugend sagt am besten das Kurze, Scharfe, Strenge zu, und die weitläufigen Moralien, Nutzanwendungen oder gar die gefühlvollen Reden und Rührungen lassen sie kalt. Daß doch die Pädagogen, obgleich sie immer mit Kindern zu thun haben, nie merken wollen, daß die kindliche Rührung gerade die männlichste ist, nämlich allemal eine stumme und schamhafte (zum Beweise, daß überhaupt alle wahre Rührung von dieser Art ist, und daß die Sentimentalität, welche darüber hinaus geht, allemal weibische Unart oder Affektation ist)! Daß doch die Pädagogen beständig ihre eigne Schwäche oder Verbildung mit der kräftigen Natur der Jugend verwechseln! Nie und in keinem Fall

taugt eine breite, gefühlvolle, rührende Rede für die Kinder, und wenn man sie gar in den Mund der Kinder selber legt, so ist es baare Unwahrheit, und wird von jedem Kinde selbst dafür gehalten. Wo in der Welt wird je ein Kind von selber auf die schönen Redensarten fallen, die man es bei festlichen Gelegenheiten, Geburtstagen 2c. auswendig lernen und wie einen Papagai nachplappern läßt? Wo wird je ein Kind, wenn es gerührt ist, für seine Rührung Worte finden, und gar wohlgesetzte, fein gewählte Worte? Gleichwohl wird jetzt beinahe von der ganzen gebildeten Welt einstimmig verlangt, der Lehrer solle den Kindern so recht breit und gefällig zum Herzen reden. Der alte katechetische Unterricht scheint dem aufgeklärten und empfindsamen Zeitalter zu roh. Aber das Einzige, was an dem alten buchstäblichen Verfahren mit Grund getadelt werden mag, ist das Auswendiglernen jener unvernünftigen, sogenannten Spruchbüchlein, der Gellert'schen Lieder 2c., deren Breite und Wäßrigkeit die Kinder natürlich tödtlich langweilen und ihnen den Religionsunterricht erst verhaßt, dann lächerlich machen muß. Auch sind manche jener Sprüchlein und Lieder so schamlos ekelhaft, daß wir uns billig wundern, wozu unsre Konsistorien und Synoden eigentlich da sind, wenn sie solchem Unfug nicht steuern. Ich hörte z. B. einst ein kleines, artiges Mädchen von zehn oder zwölf Jahren mit der lieb-

lichsten Miene der Unschuld aus einem jener elenden Spruchbücher folgende Strophen eines, wenn ich nicht irre, Gellertschen Liedes, als Schulaufgabe auswendig lernen:

> Verwesung schändet sein Gesichte
> Und predigt schrecklich die Geschichte
> Der Laster, die den Leib verzehrt.

Dergleichen nun kann man allerdings nicht genug tadeln. Allein das religiöse Raisonniren oder Empfindeln mit den Kindern ist eben so verwerflich. Oder hält man die breiten Auseinandersetzungen, erbaulichen Betrachtungen, Vorlesungen und väterlichen Briefe, in denen unsre sinnlichen Frömmlinge die Mädchen von ihrer eignen Unschuld unterrichten und ihnen die Kunst der Schamhaftigkeit beibringen wollen, als ob sie nicht eine Sache der Natur sey — hält man diese gottlosen Schriften für weniger schmutzig, als jenes alte gutgemeinte Lied des frommen Gellert? Bücher, wie die berühmte „Weihe der Jungfrau“ von der Therese Huber sollte man verbrennen. Grade je moralischer, je liebevoller alles darin klingt, um so gewisser sollte man sie verbrennen. Der Unterricht der Mädchen in weiblichen Dingen soll immer nur mündlich, ja in den meisten Fällen sogar stumm, nämlich bloßes Beispiel, bloßes Benehmen seyn. Auch die Mütter brauchen dazu keine schriftliche Anweisung,

ihre eigne Erfahrung muß sie schon des Unterrichts fähig machen. Die ganze große Literatur jener Sittlichkeitspredigten für Töchter, Weihegeschenke für Jungfrauen &c. ist überflüssig, wenn nicht schädlich. Oder ist es nicht der Gipfel der Unnatur, wenn Th. Huber in obiger Jungfrauenweihe den Jungfrauen lange Reden über die Schamhaftigkeit, die Weiblichkeit &c. hält? Welche Jungfrau nicht von Natur schamhaft ist, wie sollte sie es durch ein Buch werden, wie sollte sie aus dem Buch etwas anderes lernen, als die bloße Verstellung? Und wenn sie schamhaft ist, wozu soll ihr dann das Buch, was kann alsdann dieses Buch anders in ihr wirken, als ein Nachdenken über die Schamhaftigkeit, welches derselben bekanntlich niemals zuträglich ist? — Mädchen muß man nicht mit Raisonnement, sondern mit dem unwandelbaren Buchstaben des Gesetzes kommen, und den ihnen natürlichen kindlichen Glauben nicht vor der Zeit durch unreife Klügelei und Schwärmerei zerstören. Die Zeit zum Schwärmen und Klügeln findet sich später schon von selbst, dann aber ist der Geist schon stärker, und mehr vom Ernst der Dinge ergriffen, weniger zur Ausschweifung oder zum Leichtsinn geneigt. Nehmen wir die Wünsche der Ehemänner zum Kriterium, so wird gewiß jeder Ehemann mit einer Frau, die naiv und unbefangen in der Väter Glauben wandelt, sehr zufrieden seyn, ganz gewiß

aber nicht mit einer Schwärmerin, die durch das ewige Gefühlsgeschwätz und Abrichten zu Empfindungen verdorben ist, und noch weniger mit einer Spötterin, welche die Denkgläubigen in ihren hölzernen Händen trocken gepreßt haben, wie eine Blume im Herbarium.

Wohl mag es ein schöner Wunsch seyn, die alte Nacht der Barbarei völlig zu besiegen und überall Humanität und die Schätze geistiger Kultur auszubreiten; wohl mag es immer, wenigstens eine Zeit lang, ein Lieblingsgedanke junger Männer seyn, das Ideal aller geistigen Vollkommenheit in der Geliebten personificirt und den reichsten und gebildetsten Geist im schönsten Körper zu sehn; allein es ist eine uralte Erfahrung, daß wir auf der Erde und nicht im Himmel leben, und daß auf der Erde das Nothwendige dem Nützlichen, das Nützliche dem Angenehmen vorhergeht, daß die ohnehin kurze Spanne Zeit noch mit Arbeit und Mühsal aller Art angefüllt ist und für jene zarten Blüthen der Kultur nur spärlichen Raum übrig hat. Und gesetzt auch, die Menschen hätten die erforderliche Gelegenheit, so würde die halsstarrige Natur doch in ihnen selbst sich dagegen sträuben. Wer den Menschen kennt, wer insbesondre das schöne Geschlecht kennt, muß zugeben, daß die Natur desselben viel zu urkräftig, eigenwillig und apart ist, um sich jedem zahmen Erziehungsplan zu fügen. In

die geistige Werkstätte, darin die Neigungen und Entschließungen und geheimen Kenntnisse des Weibes geboren werden, dringt selten eines Mannes Blick, nie eines Mannes Lehre.

Anstatt den Weibern, die so vieles schon von der Natur besser wissen als wir, und das, was wir besser wissen, nicht zu wissen brauchen, — anstatt also den Weibern unser bischen Wissen aufzuschwatzen, sollten wir Männer wohl erst unter uns selbst mehr echte Bildung verbreiten.

Die bei weitem größte Zahl der genannten Salbadereien ist für die weibliche Jugend bestimmt. Unter hundert neuen Titeln kommen sie jedes Jahr wieder zum Vorschein. Besonders aber machen sich die Lehrer und Mäcene der Privatinstitute damit zu schaffen, denn die windelweiche Pädagozik und die Pensionsanstalten sind immer Hand in Hand gegangen, weil es nur Pensionsvätern und Pensionsmüttern, die sich durch solche Mittel Pensionäre zusammentrommeln wollten, einfallen konnte, den Eltern mit der delikatesten Behandlung, ja mit einer wahren Vergötterung ihrer Früchtchen zu schmeicheln. Im Staate wie im Hause behandelt man das Kind ohne weitere Komplimente, man sieht in ihm nicht mehr, als einen noch unreifen Menschen, aus dem ein reifer werden soll. In Pensionsanstalten aber schmeichelt man den Eltern damit, daß in den Kindern etwas

Außerordentliches stecke, und demnach affektirt man auch in ihrer Behandlung eine Delikatesse, die in den meisten Fällen schädlich, immer aber eine Heuchelei ist. Wenn daher auch Herr Wilmsen sagt: „Jeder sklavische Gehorsam sey verbannt, damit das Kind sich seiner Menschenwürde bewußt werde," und wenn er von einer pädagogischen Klugheitslehre spricht, wornach man mit der zartesten Aufmerksamkeit jedes einzelne Kind nach seiner individuellen Anlage so oder anders behandeln soll, so halten wir dergleichen schöne Worte für eitel Lirum Larum Hokus Pokus, denn im Gegentheil sagt der Jugend nichts besser zu, als eine recht militärische Disciplin und Uniformität und nichts in der Welt ist ihr schädlicher, als wenn jedes Kind gleichsam seinen eignen Hofstaat hat, wenn alles auf Aeußerungen seines allerhöchsten Temperaments lauert und sich darnach richtet, wenn es bei jeder Unart blos mit höflichen Redensarten an seine Würde erinnert wird, anstatt gezüchtigt zu werden rc. Der ganze Vorschlag ist aber schon deswegen unsinnig, weil er unausführbar ist. Die Kinder werden nach wie vor immer als liebe kleine Barbaren behandelt werden, die zwar recht lieb, aber auch noch Barbaren sind, und wenn es dem Herrn Wilmsen ja so Noth thut um Freiheit und Menschenwürde, so bitten wir ihn, sich damit an die Männer, nicht aber an die Kinder zu adressiren.

Doch drücken wir dem Herrn Wilmsen als einem ächten deutschen Biedermann die Hand, denn den Weibern die Freiheit, den Kindern die Würde zuzuerkennen, selbst aber unfrei und würdelos zu seyn, das wäre schon längst das Kennzeichen eines — deutschen Mannes, wenn das Volk nach der gemüthlichen Mehrheit seiner Schriftsteller und nach den Erscheinungen einer wieder vorübergehenden Periode beurtheilt werden dürfte. Immerhin aber bleibt es charakteristisch, daß gerade in der Zeit die Perücken und Zöpfe, in welcher die deutschen Männer ungefähr zu dem tiefsten Grade männlicher Schwächung, Verweichlichung, Unfreiheit, ja zu einem gewissen Fanatismus des Knechtsinns hinabsanken, sie gleichwohl aufs eifrigste bemüht waren, das schöne Geschlecht zu emancipiren, und in ihren eignen Kindern die verlorne Würde des Menschen anzubeten. Der Deutsche verläugnet doch nirgends seine gute Natur, und indem er sich selbst verachtet, freut er sich noch, daß wenigstens Andre besser sind.

Die eigentliche Unterhaltungsliteratur für Kinder ist noch zahlreicher als die erbauliche. Deutschland ist davon überschwemmt. Nürnberg und Wien sind ihre großen Fabrikstädte. Hier arbeiten nicht mehr die Pädagogen allein; die Sache ist zu Bücherspeculationen der Verleger geworden. Man legt ganze Waarenlager von Kinderbüchern wie

von andern Kinderspielsachen an und wetteifert echt kaufmännisch. Die Buchmacher können dies, weil unter den Pädagogen keine Einigkeit ist, und weil die Modesucht so weit geht, daß man sogar den Kindern nur neue Sachen geben will. Um die Weihnachtszeit wimmelt es in den Läden der Buchhändler von Eltern und Kinderfreunden, die alle die brillanten Sächelchen aufkaufen, welche die neue Messe geliefert. Die Alten greifen, wie die Kinder selbst, am liebsten nach den neuen Flittern. Aber die Pädagogen selbst wirken mit den Buchhändlern zusammen, und schreiben immer neue Sachen, nicht um das Alte zu verbessern, sondern um Geld und einen Namen davon zu tragen. Gegen diese Sündfluth von Kinderschriften kämpft dann der echte Kinderfreund vergeblich an.

Es ist merkwürdig, daß diese Schriften mehr auf die Alten, als auf die Kinder selbst berechnet werden, weil die Alten sie eben auswählen und bezahlen, und nur wenige Takt genug besitzen, um zu wissen, was dem kindlichen Gemüthe zusagt. Damit ist die Philisterei und die altkluge Moral in die Bücher, selbst des zartesten Jugendalters, gekommen. Die Alten wollen etwas Solides, Vernünftiges, und darum müssen es die armen Kinder auch wollen, genug, wenn sie nur bunte Bildchen dabei sehn. Die Mährchen, diese echte Kinderpoesie, sind lange verach-

tet und verdammt gewesen. Was sollen diese Kindereien? hieß es, und man hatte doch Kinder vor sich. Man fürchtete, die Mährchen pflanzten der kindlichen Seele Aberglauben ein, oder wenigstens, sie beschäftigten die Phantasie zu stark und zögen vom Lernen ab. Man erfand daher die lehrreichen Erzählungen und Beispiele aus der wirklichen Kinderwelt, vom frommen Gottlieb, vom neugierigen Fränzchen und naschhaften Lottchen, und erstickte mit dieser Alltagsprosa alle natürliche Poesie in den Kindern. Während man ihnen aber alles Schöne nahm, wofür ihre jungen Herzen so empfänglich sind, und woran sie sich wahrhaft menschlich bilden, mißbrauchte man ihr Herz, wie ihre Phantasie, um damit ihren noch unentwickelten Verstand zu bearbeiten. Kein Bild, keine Erzählung durfte ferner auf ihre junge Seele einwirken, ohne daß man ihnen sogleich dazu sagte, was es bedeute, was die Moral davon sey, und immer hob diese nüchterne Erklärung mit dem poetischen Zauber zugleich die Wirkung auf. Das Kind sollte nicht mehr unbewußt lernen, es sollte alles mit Bewußtseyn in sich aufnehmen, von allem die Absicht einsehen.

Nun kam aber die Romantik in Flor und Tieck, Arnim, Fouqué führten die alten Kindermährchen wieder ein. Man verständigte sich dahin, daß zwar die Moral die Hauptsache bleibe, daß aber die Kin-

der immerhin auch eine heitere Unterhaltung haben dürften, und nun brach es wie eine Sündfluth mit Büchern herein. Da entstanden die Kinderromane, welche der Romanliteratur der Erwachsenen beinahe nach allen Richtungen gefolgt ist, und wie bekanntlich unsre Romane sich in Familienromane und historische eintheilen, so geht dieser Unterschied auch auf die erzählenden Jugendschriften über.

Die Familienromane für Kinder machen den Anfang, sie sind älter, als die historischen, sie gehören jenen Zeiten des Lafontaineschen Familienglücks und der Vossischen Louise und der Starkeschen Häuslichkeit an, und werden immer noch fortgesetzt, obgleich sich das Blatt in der Art gewendet hat, daß früher meist nur glückliche Ehen und Häuslichkeit, neuerdings aber von unsern schreibenden Damen, der Pichler, Schopenhauer, Huber, Chezy, Hanke, Tarnow etc. meist nur unglückliche Ehen, Ehebrüche und das Leben alter Jungfern geschildert wird. Die Familienromane für Kinder entsprechen indeß noch jener ältern Gattung und fließen über von Vaterliebe, Mutterliebe, Bruderliebe, Schwesterliebe, Großvaterliebe, Großmutterliebe, Onkelliebe, Tantenliebe, Lehrerliebe etc. etc., und von allen möglichen Sentimentalitäten und Weichlichkeiten und Familienkomödien und Heucheleien. Die Tugendprahlerei und das Gefühlsgeschwätz in diesen Büchern muß nothwendig schlecht auf die

Kinder wirken, und ihnen entweder lächerlich werden oder sie zur Verstellung abrichten. Die wahre Familientugend macht von sich selbst niemals so viele Worte, das wahre Gefühl ist stumm, und wenn meine Kinder jemals mir mit solchen schönen Redensarten kämen, wie wir sie in tausend dieser Kinderschriften von artigen und frommen Kindern verzeichnet finden, so würde ich sie als affektirte Narren zurecht weisen, oder als vollendete Heuchler züchtigen. Wenn ich aber im römischen Sinne Censor wäre, würde ich den Verfassern solcher elenden Bücher nicht blos die kritische Ruthe geben lassen. Wenn ich aber Napoleon wäre, so würde ich einige solcher Bücher immer neben Goethes Werther (wie Napoleon wirklich gethan) mit mir führen, um mich beständig daran zu erinnern, daß ein Volk, welches solche Bücher hat, alles mit sich machen läßt.

Geschichte.

Das Studium der Geschichte ist jetzt an der Tagesordnung. Früher herrschte die Abstraktion und Einbildungskraft in Theologie, Philosophie, Poesie, jetzt das erfahrungsmäßige Wissen. Man hatte den festen Boden der Wirklichkeit verlassen, um im Himmel, in erträumten geistigen Höhen, im Scheinlande der Dichtkunst zu leben; jetzt, da man das Unerquickliche dieses Scheinlebens zu fühlen angefangen hat, oder vielmehr, da wir durch die Schrecken der französischen Revolution und Napoleons Weltsturm so unsanft aus unsern Träumen aufgeschreckt worden sind, den Werth dessen, was ist, und den Unwerth dessen, was man sich nur einbildet, wider Willen haben müssen kennen lernen, jetzt möchten wir ganz gern zur Praxis zurückkehren. Aber der Deutsche ist noch immer verdammt, blos zu denken und zu schreiben. Nur darin spricht sich seine Sehnsucht nach Thaten aus, daß er

die vergangenen Thaten, daß er die Geschichte mit einem früher unbekannten Eifer studirt.

Dazu kommt, daß die andern Musen sich fast alle überlebt haben. Da ist kein frischer Trieb mehr weder in der Theologie noch Philosophie, und sogar die Poesie leidet an Uebersättigung. Unzufrieden mit diesen Erscheinungen der Gegenwart geht man in allen Wissenschaften und Künsten in die Vergangenheit zurück und studirt sie historisch, um das Bessere wieder aufzufinden oder um sich durch die genaue Kenntniß von Allem darüber zu trösten, daß man nicht mehr für Eins sich begeistern kann.

Daher nun die unübersehliche historische Literatur, daher die tausende von Werken, worin wir die allgemeine Geschichte, die Geschichte einzelner Zeiten, Völker, Länder oder Personen, der Staaten, Religionen, Sitten, Wissenschaften und Künste als ein fast grenzenloses Panorama um unsern betrachtenden Geist gezogen haben. Daher auch in der Poesie die vorherrschend geschichtliche Tendenz, die ungeheure Menge von historischen Romanen und Trauerspielen.

Obgleich nun aber ein so lebendiger Trieb in die Geschichtsforschung nur von außen her, nur durch den Zeitgeist, und durch die Hinneigung eines ganzen Volkes kommen konnte, so lag und liegt die Ausführung doch immer zunächst in den Händen der zünftigen Schulgelehrten, und daher ist dieses Studium

noch in das ganze Chaos der Schulgebrechen verwickelt und hat sich noch keineswegs von einer Sache der Schulpedanterei zur Sache eines freien und hohen Volksgeistes erhoben.

Bevor die Schule zu einiger Kritik gelangte, ging sie vom Standpunkt der Polyhistorei aus. Sie sammelte nur historische Notizen und häufte sie berghoch auf. Man legte nicht nur für die Geschichte eines großen Volkes, sondern auch für die der kleinsten Fürsten und Grafenfamilien Sammlungen in vielen Folio- und Quartbänden an. Man schrieb monströse Commentare über die Genealogie nicht nur der Fürsten, sondern sogar der gemeinen Edelleute und städtischen Pätrizier. Es war die Geschichtschreibung der Bedienten für ihre Herren. Die Werke waren eigentlich nur Anhängsel der Dedikation. Man hatte noch keinen Begriff von einem Publikum, was historische Werke genießt und beurtheilt; man konnte keinen Begriff davon haben, denn es gab noch kein solches Publikum. Nur die Familien, nur die Amtsnachfolger, nur die Vaterstadt interessirte sich für die weitschweifige Gelehrsamkeit jener Historiographen in Allongeperücken. Neben den schätzbaren Sammlungen älterer Geschichtswerke, neben einigen brauchbaren Reichshistorien und ersten Versuchen zu welthistorischen Uebersichten wurde einem allgemeinen Interesse noch nichts dargeboten, und wenn auch hin und wie-

der eine bessere Spezialgeschichte erschien, so war es doch physisch unmöglich, eine geschichtliche Bildung des Volks auf die Lektüre so zahlloser, dickleibiger, mit den unnützesten Notizen aufgeschwellter Lokalstudien zu gründen. Es mußten erst Mittelspersonen und namentlich Kritiker auftreten, welche die Kerne von der Spreu sonderten.

An dieser Vereinzelung der historischen Notizen bei gänzlichem Mangel an großer Uebersicht war freilich nicht ursprünglich die Schule, sondern die unglückliche Zerrissenheit Deutschlands in viele kleine Staaten Schuld. Der Schule darf man aber den Vorwurf machen, daß sie den bösen Geist der Uneinigkeit und Privateifersucht, der politischen Kleinlichkeit und Krähwinkelei im Schooß unseres großen Volks auch dann noch wissentlich aus schnödem Servilismus gepflegt hat, als längst schon der bessere Geist erwacht war. Noch in der jüngsten Zeit sind seit dem Vorgang der Schweizergeschichte von Johannes Müller, der bayerischen Geschichte von Zschokke u. s. w. jene Spezialgeschichten erst recht eigentlich Mode geworden, in denen nicht nur etwa einzelne Zweige des deutschen Volksstammes, sondern sogar bloße durch Zufall abgerissene oder zusammengeflickte Theile eines Zweiges, als urewige selbstständige Nationalitäten proklamirt werden. Diese elenden Geschichtschreiber affektiren, eine Gesammtheit deutscher Nation

nicht anzuerkennen, und die Grenzen der Nationalitäten bestehen ihnen in den wunderlichen Linien, welche das Lehnswesen und der Familienerwerb mitten durch die Nationalitäten und ihnen zum Trotz gezogen hat.

Jene Pedanterei und dieser vaterlandsverrätherische Provinzialgeist herrschten mit einer gewissen Naivetät bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts. So lange gab es eigentlich keine historische Kritik unter uns, und die Gelehrten glaubten, wenn sie der alten Gewohnheit folgten und vielleicht noch einige den französischen Hofschmeichlern abgeborgte Eleganz hinzufügten, das Beste gethan zu haben.

Nun begann aber die kritische Periode. Die großen englischen Historiker wurden unsre Muster. Die alten Deutschen hatten England erobert, ihm eine neue Bevölkerung, eine neue Sprache gegeben, und wie von innerer Ahnung getrieben, ihre uralte Freiheit auf diese glückliche Insel gerettet, daß die Erinnerung daran lebendig fortlebe, und um sie vielleicht dereinst von dort zurückzuholen. In dem freien England gab es noch männliche Geister mit selbstständiger Schöpferkraft, während die weibischgewordenen Deutschen nur noch nachäffen konnten. Alle unsre Bildung hatten wir von Italien und Frankreich gebracht und uns an diesen Mustern vollends verderbt. Was die welsche Scholastik, das welsche Recht, die welsche Medicin noch Gesundes an uns

übrig gelassen, das wurde vollends durch die französische Liederlichkeit und Sentimentalität (seit Rousseau) zu Grunde gerichtet. Es war ein Glück für uns, daß der äffische Trieb, der unsre leider so jämmerlichen Großväter beseelte, sie wenigstens auch einmal nach England führte, um dort zum erstenmal wieder zu lernen, was Manneswürde sey.

Die Engländer machten die Geschichte, verstanden sie also auch zu schreiben. Der bürgerliche Gelehrte war dort nicht wie bei uns, ein verachteter Bedienter, an dem man es unerträglich lächerlich und strafwürdig gefunden hätte, wenn er sich in Politik gemischt haben würde. Der gemeinste Engländer nahm Theil an der Regierung durch die Parlamentswahlen, durch die Oeffentlichkeit der Kammern und Gerichte und durch die freie Presse. Seine Gelehrten waren selbst Staatsmänner, überschauten klar die Lage ihres eigenen Vaterlandes und lernten daher auch die Zustände anderer alten und neuen Völker und Staaten leichter begreifen. Ihr Blick war frei und groß. Der Blick der deutschen Gelehrten war benebelt und beengt. Jene waren stolze Männer, diese waren weibische Pedanten und Schulbedienten.

Der Deutsche hätte aber noch elender gewesen seyn müssen, als er war, wenn seine bessere Natur nicht dem Licht sich zugekehrt hätte, das durch seine dunkeln Kerkerwände hereinbrach. Jetzt brachten die

Dichter statt der bisher herrschenden Gallomanie die Anglomanie auf, und da eine große deutsche Provinz, Hannover, von England abhängig war, so konnten zunächst die hannöverschen uod braunschweigischen Gelehrten in Göttingen und Wolfenbüttel, wie Lessing, Schlözer, Spittler, Lichtenberg das englische Wesen, und sogar die englische Staatsverfassung preisen, ohne als Hochverräther belangt zu werden.

Inzwischen wäre es den deutschen Gelehrten damals noch unmöglich gewesen, die Geschichte des eignen Vaterlandes aus einem so freien Gesichtspunkt zu schreiben, wie die englischen die ihrige. Die besten Köpfe unter ihnen wandten sich daher von der deutschen Geschichte ab zur allgemeinen Weltgeschichte und zur Geschichte alter und fremder Völker.

Auch war der Muth dieser neuen Geschichtschreischreiber nicht durchgängig ein politischer und konnte es kaum seyn. Selbst der gewiß unerschrockene Schlözer durfte den großen Tyrannen nicht sagen, was er den kleinen sagte. Bei den meisten Historikern, die den englischen Styl annahmen, beschränkte sich der Freimuth auf die sehr wohlfeile Verdammung oder Verspottung des alten Aberglaubens. Seitdem Voltaire Modeschriftsteller geworden war, hatten die Höfe diese Art von Aufklärung adoptirt und die Gelehrten

durften sie in ihren Schulen einführen. Dazu gehörte nun kein Heldenmuth mehr. Mit den Anglomanen, Voltairianern, Rousseauschen Weltverbesserern, verbanden sich sogar katholischerseits die Illuminaten, um gemeinschaftlich das Mittelalter zu verhöhnen. Wie im Styl, so in den Gedanken legte man die alte heilige römische Reichsunbehülflichkeit ab und wurde ein leichtfertiger Spötter, ein Raisonneur, ein junger Springinsfeld. Die ehrwürdige Allongeperücke flog ins Feuer und im Zopf und Haarbeutel glaubten sich die Leute schon ungemein erleuchtet und deuteten durch die Maschen desselben den zephyrartigen Flug ihres Geistes an.

Die Herren machten sich die Sache wirklich leicht. Was sie nicht verstanden, leugneten sie weg. Die so berühmte historische Skepsis, die durch Schlözer, Rühs rc. Mode wurde, lief darauf hinaus, alles, was nicht nach den Begriffen der modernen Aufklärung vernünftig und natürlich sey, als dumme Fabel wegzuwerfen.

Man leugnete die Echtheit der Mythen und gab sie für Erfindung der Pfaffen aus. Rühs behauptete, die altnordische Edda sey ein Machwerk späterer angelsächsischer Mönche; Voß war überzeugt, die indische Sakontala sey ein Machwerk der alexandrinischen Griechen rc. Es wurde schicklich, bei geschichtlichen Werken die ältesten Sagen

wegzulassen oder von ihnen nur mit Schamhaftigkeit, als von dummen Mährchen zu sprechen. Diese Narrheit war natürlich. Man hatte vorher zu viel geglaubt; jetzt glaubte man zu wenig. Vorher hatten die Jesuiten auch die albernsten Pfaffenlegenden der spätern Zeit, die protestantischen Schwarzröcke aber durch die abscheulichsten Teufel- Gespenster- und Hexengeschichten die alte ehrwürdige Sagengeschichte verdorben und verächtlich gemacht; es war natürlich, daß man nun auch das Schöne und das Wahre, das sich in den Sagen verbirgt, aus allgemeinem Haß gegen die mit der Religion verbundenen Lügen auf einige Zeit verdammte. Ein großer Nachtheil ist daraus der Wissenschaft nicht erwachsen, denn die spätern Romantiker haben dafür gesorgt, daß alle alten Sagen wieder hervorgeholt wurden. Indeß hat man doch zu beklagen, daß grade in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, während die historische Skepsis und die Verachtung der Mythen vorherrschten, so viele und große Entdeckungsreisen zu andern Völkern gemacht wurden, und daß die wissenschaftlichen Reisenden sehr häufig der Mode der Zeit huldigten, indem sie uns die interessanten Sagen fremder und wilder Völker mitzutheilen sich schämten oder gar nicht darauf achteten.

Noch auffallender war der Haß und die Verachtung gegen das Mittelalter. Der

alte Groll der Protestanten gegen das Pabstthum verwandelte sich jetzt in einen edlen Zorn der politisch Freisinnigen über den Feudalismus. Die Zeit nahte heran, da aus der Reformation eine Revolution werden sollte. Je weniger man noch handeln konnte, desto stärker sprach sich der Haß in Schriften aus. Daher schrieb man in Frankreich vor der Revolution weit heftiger gegen das Mittelalter, als nachher, und in Deutschland schreibt man jetzt noch heftiger dagegen, als in Frankreich. Der Unwille über die Ursache dessen, wovon uns die Folgen mißbehagen, ist natürlich; doch hat er sich über alle Schranken hinaus gesteigert. Man ging so weit, sogar die herrlichen gothischen Bauwerke geschmacklos zu finden, blos weil sie aus dem Mittelalter stammten. Man ließ von den alten Rittern und ihren Thaten gar nichts mehr gelten, blos weil sie Feudalherren gewesen waren ꝛc. Ja man verwarf sogar die freien Institutionen des Mittelalters, blos weil sie jener Zeit angehörten. Es fehlte nicht an Servilen, die aus jener Schmähung des Mittelalters Vortheile zogen und den modernen Absolutismus, wie er durch Ludwig XIV. und noch mehr durch Friedrich II. eingeführt worden war, als das alleinige Heil anpriesen. So lange noch nicht alle geistlichen Güter säcularisirt, die kleinen Reichsfürsten und Reichsgrafen mediatisirt waren, so lange selbst den größern Fürsten durch die alte

Reichsverfassung noch ein kleiner Zwang aufgelegt war, so lange durfte jeder ungescheut das Mittelalter verhöhnen, in dem jene noch ungestörten Verhältnisse wurzelten, die man gerne zerstören wollte.

So wetteiferten die freisinnigen und die servilen Historiker, über alles zu spotten, was jenseits der Reformation lag.

Da inzwischen der bei weitem größere Theil der deutschen Gelehrten nach seiner ehrlichen Weise die Historie, wie jede andere Wissenschaft, nur um ihrer selbst willen trieb, und ihr eine praktische Anwendung auf die Gegenwart zu geben, gar nicht einmal verstand, so war auch der Einfluß jener politischen Abneigungen nicht sehr bedeutend. Man trieb überhaupt mehr die Geschichte der alten Welt und die fremder Völker, oder wenigstens die gründlichsten und einflußreichsten Historiker zogen es vor, die uns am fernsten liegenden Geschichten zu erörtern, und das, was uns zunächst lag, zu vernachläßigen.

So reihten sich an die besseren Skreptiker eine große Anzahl indifferenter, aber gründlicher Geschichtforscher, die zum Sammlerfleiß der frühern Zeit die scharfe Kritik der neuern hinzufügten und alle, auch die fernsten Winkel der Geschichte mit jener universellen Liebe zu erleuchten strebten, die den Deutschen so vorzüglich eigen ist. Wir interessirten uns für fremde Welttheile mehr, als die Engländer, obgleich

wir keine Kolonien dort hatten. Wir studirten ohne Auftrag, ohne einen unmittelbaren Gewinn oder Dank die fernste Vorzeit, das fremdeste Land und Volk, nur um des Wissens willen. So Heeren, Schlosser, Niebuhr, Mannert &c.

Herder war der erste, der den innern Zusammenhang in so vielseitigen Bestrebungen und die Harmonie in diesem neuen historiographischen Concert suchte. Er zeigte, wie der Sinn für das Einzelnste in fremden Nationalitäten und Sitten doch nur beruhe in dem höhern und allgemeinen Sinn der Deutschen für die ganze Weltharmonie, in dem Streben, alles zu umfassen, alles zu überblicken. Seine Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit sind eines der bedeutendsten Werke des vorigen Jahrhunderts, ja für alle Zeiten.

Schon lange vor Schelling lehrte dieses allgemein bewunderte Werk, daß die Geschichte in der Zeit dieselbe gesetzmäßige Mannigfaltigkeit darbiete wie die Natur im Raume, und daß es eben so verkehrt wäre, ganze Zeiträume der Geschichte zu verwerfen, als wenn man ganze Naturreiche verdammen wollte. Er zeigte, daß die Wahrheit nur erkannt werden könne, wenn man die ganze Geschichte in ihrem Zusammenhange überschaue, daß dagegen jedes einzelne Hervorheben und Ignoriren des andern auch

nothwendig zu einer einseitigen und meist ungerechten Ansicht führen müsse.

Aus diesem Standpunkt fing man nun auch wieder an, das Mittelalter erst zu entschuldigen, dann zu bewundern, und zuletzt fiel man wieder ins entgegengesetzte Extrem und wollte nichts mehr als das Mittelalter gelten lassen.

Die erste Hochachtung wurde demselben durch den edlen Justus Möser zugewendet. Das größte politische Genie unter den Franzosen Montesquieu, hatte nicht lange vorher gradezu erklärt, alle Freiheit der neuern Zeit sey aus den deutschen Wäldern hervorgezogen. Justus Möser führte nun in seiner vortrefflichen Geschichte von Osnabrück den Beweis davon, indem er zuerst durch das gründlichste Studium der Geschichten und Urkunden seiner altsächsischen Heimath die ehemalige, nun verschollene Freiheit des deutschen Volkes constatirte. Man wußte freilich mit den alten Urkunden nichts anzufangen, aber man liebte doch den Mann, der den geschändeten und mit dem Siegel der Sklaverei gebrandmarkten Enkeln so schöne Dinge von der Freiheit und Ehre ihrer Ahnen zu erzählen wußte. Damals, wo viele tausend Deutsche von ihren Fürsten für Geld verkauft und gefesselt nach dem Cap, nach Batavia, nach Westindien geschleppt wurden, um dort den Holländern und Engländern zur Unterdrückung ande-

rer Völker zu dienen; damals wo Deutschland voll kleiner Versailles war, in denen die französische Unzucht und die französische Sprache allein herrschte während wetteifernd Jesuiten hier und protestantische Schwarzröcke dort den Despotismus als von Gott eingesetzt rechtfertigten; damals mußte es doch einigen wenigen, unter diesem gräßlichen Druck noch nicht ganz zerquetschten Seelen wohlthun, von einer ehemaligen Freiheit des großen deutschen Volks zu hören. Derselbe Möser schrieb auch „patriotische Phantasien", worin er gar manchen guten Rath für das praktische Leben gab und die Köpfe aufzuklären, die Herzen zu erheben suchte. Sie waren nicht an die Gelehrten, sondern unmittelbar ans Volk gerichtet und besprachen dessen nächste Interessen. Doch der abgeschlossene gelehrte Kastengeist war zu mächtig. Mösers Beispiel fand keine Nachahmung.

Ein ganz anderer Mann, in der Gesinnung das reine Gegentheil von Möser, bemächtigte sich des Publikums, indem er den Schein größter Freisinnigkeit und eine Sprache annahm, welche die altdeutsche Treuherzigkeit und die mittelalterliche Naivetät affectirte. Kaum ist das deutsche Publikum jemals ärger betrogen worden. Dieser Mann war Johannes Müller, den ich unter allen deutschen Schriftstellern am tiefsten verachte. Unter der Maske des Republikaners diente er jedem Gönner und verrieth

jeden. Unter der Maske der Freiheit war er stets ein Speichellecker, unter der Maske des Patriotismus ein Verräther, unter der Maske der Ehrlichkeit und Biederherzigkeit ein vollendeter Schurke. Er schwatzte immer von Freiheit, von Eidgenossen, von Altvordern, und kokettirte unausstehlich mit seinem Tell und Winkelried, aber er hofirte zugleich allen und jedem der kleinen Tyrannen in der Schweiz, pries die Demokraten hier, die Aristokraten dort, die Oligarchen hier, die Pfaffen dort, wo sie grade herrschten, schweifwedelte vor jedem, auch dem kleinsten Tyrannen, und nannte das alles Freiheit und prahlte mit der Freiheit. Hirzel allein und Zimmermann hatten den Muth, die Schändlichkeit der damaligen Schweizer Herren aufzudecken. Hirzel sagte von den Bernern, sie hätten dem edeln Henzi den Kopf abgeschlagen, weil es ihr einziger Kopf gewesen sey, und Zimmermann sagte: „ein fremder Gelehrter kam vor einigen Jahren nach der Schweiz, um sich in einem Lande niederzulassen, wo man frei denken dürfe; er blieb zehn Tage in Zürich und ging nach Portugal.“ So mußten wahrheitsliebende Männer damals von der Schweiz urtheilen. Aber Johannes Müller machte rechts und links Bücklinge und sah nichts als freie Schweizer und bidere tapfere Eidgenossen hinten und vorn, indem er die verstocktesten Philister von Zürich, die brutalsten Aristokraten von Bern, und die barba-

rischen Bauern von Appenzell, die den edlen Suter schlachteten, ohne Unterschied alle als die wahren Nachkommen des Tell, als die Stütze der Freiheit und des Rechts anposaunte. Doch blieb er auch dieser so gepriesenen Schweiz nicht treu, nahm nicht Theil an den großen Bewegungen in seinem Vaterlande, sondern zog es vor, im Fürstendienst fett zu werden. Er verkaufte sich den Pfaffen und schrieb die Reisen der Päpste. Da brach die Revolution aus. Flugs seinem Mainzer Herrn und Wohlthäter ungetreu, beschwor er die Mainzer, sich der französischen Republik anzuschließen, kam deshalb ausdrücklich noch einmal nach Mainz zurück und verkaufte sich selbst den Jakobinern, ließ sich das französische Bürgerrecht geben und wurde von dem Jakobinergeneral Dumouriez bei der Unterhandlung mit Preußen gebraucht. Dann wurde er wieder der französischen Republik ungetreu und verkaufte sich Preußen, dem Königthum und der russischen Parthei. Der immer noch mit seinem freien Schweizerthum kokettirende Heuchler, der ehemalige Jakobineragent und Ehrenbürger der französischen Republik schrieb nun Flugschriften im russischen Interesse gegen Frankreich und forderte in seiner „Posaune,“ mit Donnerstimme zu dem unglückseligen Kriege auf, der mit dem Frieden von Tilsit endigte. Aber weit entfernt, seinem Herrn im Unglück treu zu bleiben, verließ er denselben und ging zu

Napoleon über, der ihn bei seinem Bruder im neuen Königreich Westphalen anstellte. Derselbe Johannes Müller, der für Preußens Ehre sterben zu wollen schien, der in den erhabensten Phrasen zum Krieg gegen Frankreich aufgefordert hatte, derselbe spottete jetzt über Preußen in der Uniform des Hieronimus Napoleon, der sein neues Reich auf Preußens Trümmern erbaut hatte.

Auf die historische Literatur hat er sehr nachtheilig eingewirkt durch seinen Provinzialismus und durch seinen affektirten Styl, weil beides vielfach nachgeäfft wurde.

Johannes Müller isolirte die Schweizer völlig von den Deutschen und wußte ihre Geschichte mit so raffinirter Zweckmäßigkeit in dem, was er ignorirte oder hervorhob, zu schreiben, daß es wirklich den Anschein gewann, als seyen sie ein von Ewigkeit her selbstständiges und ureignes Volk und nicht blos ein Zweig des großen deutschen Stammes, ein Glied des großen deutschen Reichs. Nachdem eine heillose Politik uns in Unglück und das Unglück zur Selbstvergessenheit geführt, hat man freilich den historischen und natürlichen Zusammenhang der Deutschen ganz aus den Augen verloren. Es ist das Interesse der Einen, und die üble Gewohnheit der Andern, die zufälligen und wechselnden Grenzen kleiner Staaten mit den bleibenden und natürlichen Grenzen der Nationa-

lität zu vertauschen, mit einem Wort, eine Einheit Deutschlands selbst im idealen Sinne nicht zuzugeben, sondern mit dem Deutschland so zärtlich liebenden Marschall Davoust zu sagen: es gibt keine Deutsche, sondern nur Schweizer, Würtemberger, Baiern ꝛc. Wenn nun aber irgend Jemand berufen ist, diesen Behauptungen unserer bittersten Feinde, unserer hohnvollsten Verächter zu widersprechen, und wenn nicht an das, was in Deutschland seyn sollte, doch das, was darin gewesen ist, zu erinnern, so hat der Geschichtforscher diesen Beruf. Johannes Müller aber mißbrauchte das ihm gewordene Talent, um gerade jenen kleinlichen, falschen, unpatriotischen und unnatürlichen Provinzialismus auf Kosten der Nationalität zu vertheidigen, anzupreisen und in die Mode zu bringen. Die alten ehrlichen Spezialgeschichten hatten sich damit begnügt, ein bestimmtes Fürstenhaus oder eine bestimmte Stadt aus dem Ganzen des Reichsverbandes herauszuheben und besonders zu beschreiben, ohne darum den Zusammenhang deutscher Nation wegzuleugnen. Seit Johannes Müllers Vorgang aber wollte man Deutschland nicht nur unter verschiedne Fürsten, sondern auch unter verschiedne, einander durchaus fremde Nationen getheilt wissen. Eine solche affektirte Entfremdung der Stammgenossen und Nachbarn riß überall in Deutschland ein, und man suchte etwas drin, die Leute im nächsten Dorf,

wenn gerade eine von den acht und dreißig deutschen Grenzen dazwischen lag, wie Neuseeländer zu betrachten. Am lächerlichsten ist die Usurpation der Vorzeit gewisser Landschaften, wenn sie durch eine neue Arrondirung diesem oder jenem Staate zufallen. So gehörte früher die ganze Vorzeit Anspachs und Baireuths zur Geschichte des preußischen, eines ganz besondern, ureignen Volks. Nun gehört dieselbe Vorzeit auf einmal zur Geschichte des bairischen, eines ebenfalls ganz besondren und ureignen Volks. Neulich schrieb Einer altpreußische Sagen und da standen neben den altslavischen Sagen von der Ostsee und Weichsel die rheinischen. Man stempelt nicht nur die Gegenwart, man will auch noch die Vorzeit umstempeln.

Dem nichtswürdigen Johannes Müller verdanken wir ferner die Einführung des affektirtesten Styls in die Geschichtschreibung. Natürlich, diese ehrlose Seele, die kein Gefühl für Wahrheit hatte, konnte nur schönrednerisch heucheln. Ein schwülstiger Styl ist allemal das Zeichen einer unredlichen Gesinnung, denn die Wahrheit drückt sich einfach aus; den Schurken erkennt man aber allemal an der gesuchten Gemüthlichkeit, an der nassen Kothwärme des Styls.

Der Johannes Müller'sche Styl, über den, der einfältigen Meinung vieler unsrer Schulpedanten zufolge, gar nichts geht und der unbedenklich für klas-

sisch ausgegeben wird, ist durch und durch affektirt halb dem Tacitus, halb dem Tschudi nachgeäfft, eine widerliche, heterogene Mischung und überall unwahr. Da wo nichts zu empfinden ist, mischt er eine sentimentale Phrase ein. Beim kleinsten Anlaß nimmt er die Backen voll und stimmt einen hohen Ton an. Wo der Accent nicht im Gegenstand liegt, legt er ihn in die Sprache, wie schlechte Vorleser, die einen Gevatterbrief wie eine Ode von Pindar herunterlesen.

Ich würde dieser Geschmacklosigkeit der Sprache nicht erwähnen, wenn sie nicht mit einer schlechten Tendenz Hand in Hand ginge. Dieselbe affektirte Schönrederei kehrt nämlich allemal wieder, wo man dem guten Volk Brei um den Mund schmieren und ihm irgend eine politische Niederträchtigkeit für Patriotismus und hohe Tugend verkaufen will. Wo es nur galt, Unglückliche zu höhnen und die liebe Dummheit gegen ein edles Princip zu waffnen, da stimmte man den Johannes Müller'schen Posaunenton an, und studirte jene Lügensprache des Gemüths, die, den kalten Hohn des Greises im Hintergrunde, jugendliche Schwärmerei affectirt, das Vaterland verräth im Namen des Vaterlandes, die Freiheit unterdrückt unter dem Vorwand, aufs eifrigste für sie zu handeln, ja sich für sie zu opfern, die den grausamsten Tyrannen nicht etwa blos einen großen und gu-

ten Fürsten und Vater des Vaterlandes, sondern geflissentlich noch einen Retter und Beschützer der Freiheit nennt, eben weil er sie unterdrückt, und der Nationalität, eben weil er sie ausrottet. Vorher war es genug, daß man sich in Demuth dem Ueberwinder unterwarf; heutzutage muß man aber schon in der Johannes Müller'schen Sprache dem Ueberwinder danken, daß er uns befreit hat. Wenn Napoleon die Deutschen zerstückelte und französirte, so hieß das in der Johannes Müller'schen Sprache Herstellung der Nationalität. Oder sagte jener Johannes Müller nicht in der westphälischen Kammer, Napoleon habe die deutsche Nationalität hergestellt, weil die dummen Deutschen ohne einen „Anstoß von außen" doch nichts aus sich zu machen wüßten? Und dankte Johannes Müller nicht in der gerührtesten Sprache deutscher Gemüthlichkeit Napoleon für alle die Ehre, die er Deutschland anthäte?

Man lese unsre historische, politische und zunächst nur die Zeitungsliteratur und man wird sich hinlänglich überzeugen, wie sehr diese gemüthliche Lügensprache um sich gegriffen hat.

Zum Glück sind die Schönredner unter uns weit weniger zahlreich, als die fleißigen Geschichtsforscher, die nur gesammelt und untersucht haben, ohne sich viel um den Styl zu bekümmern. Sonst würde Johannes Müller noch viel öfter nachgeäfft worden seyn.

Johannes Müller bildete den Uebergang aus der Revolution in die Restauration. Durch diese letztere kam wieder eine neue Gattung von Geschichtforschern auf.

Die schüchternen Versuche, das Mittelalter wieder zu Ehren zu bringen, wurden bald zu einer Schwärmerei dafür, sobald die französische Revolution den Fürsten Europas so bittres Wehe bereitete, daß sie sich nach den frühern gehorsameren Zeiten zurücksehnten und es bereuten, dem frivolen Geist der neuern Zeit selbst Verschub geleistet zu haben. Wozu hatte die Zertrümmerung der alten Kirche, bei der die Fürsten so thätig gewesen waren, geführt? Der alte religiöse Grund in der Gesinnung der Völker war untergraben worden. Ihre Treue wankte mit dem Glauben. Wozu hatte die vom Hof so sehr begünstigte moderne Philosophie und Poesie in Frankreich geführt? zur Revolution. O wäre man doch den Jesuiten, der alten Kirche, der alten Aristokratie, dem Unterschied der Stände, kurz dem Mittelalter treu geblieben! So dachten jetzt diese Regierungen und billigten und unterstützten alle die Versuche, welche einzelne Gelehrte, Künstler, Dichter, zum Theil aus ganz andern Gründen machten, um die Erinnerung des Mittelalters recht lebhaft aufzufrischen.

Die Philosophie unter Schellings, die Dichter unter Tiecks Banner verschafften der Romantik einen

so glänzenden Sieg in der Literatur, daß auch die Geschichtschreibung sich romantisch färbte. Da wurde die von Schlözer verachtete Sagengeschichte wieder aufgenommen und wenn die historischen Skeptiker von dem Grundsatz ausgegangen waren, die Menschheit habe sich erst allmählich aus thierischer Rohheit durch glückliche Erfindungen zur Kultur herausgebildet; so stellte nun Friedrich Schlegel den reinen Gegensatz auf, die Menschheit sey ursprünglich höchst vollkommen gewesen, habe aber erst allmählig durch Sünde und Entartung die ihr von Gott mitgetheilten höhern Kräfte verloren. Wollten jene Skeptiker den alten verworrenen und dunkeln Mährchenplunder beseitigt wissen, um sich dem heitern Licht der aufgeklärten Zeiten zuzuwenden; so riethen diese Romantiker nunmehr, gerade umgekehrt, die alltägliche Prosa der modernen, verdorbnen Zeiten zu verlassen, und in jenen alten heiligen Sagen dem Urquell aller Erkenntniß, aller Poesie und alles Lebens nachzuspüren. Daher die tiefsinnigen Forschungen von Görres, Creuzer, Ritter, Kanne, Rhode, Windischmann 2c.

In die politische Geschichte der mittlern und neuern Zeiten fand indeß die Romantik nicht viel Eingang. Hier herrschten die Skeptiker, die Rationalisten, die Aufgeklärten, die Illuminaten und die ganz unpartheiischen Historiker immer vor. Nur in

Kirchengeschichten, wie die von Stollberg und Katerkamp; nur in philosophischen und politischen Systemen, wie von Fr. Schlegel, Haller rc. und hauptsächlich in der Poesie, wie bei Tieck, Arnim, Fouqué rc. wurde das Mittelalter laut gepriesen, aber nicht in den Werken, welche der politischen Geschichte gewidmet waren. Hier anerkannte man in der Regel nur die Größe jener Zeit, ohne sie unbedingt der unsrigen vorziehen oder gar herstellen zu wollen.

Ich muß diesen Umstand besonders hervorheben. Alle Fakultäten huldigten mehr oder weniger dem romantischen Restaurationsprincip, aber die Geschichtschreibung grade am wenigsten. Und dies war natürlich. Grade die nähere historische Prüfung des Mittelalters muß den Enthusiasmus für dasselbe, der durch die alte Kunst und Poesie und besonders durch den äußern Glanz der alten Kirche geweckt wird, ermäßigen. Sodann aber stand dem unbedingten Anpreisen des Mittelalters auch in dem Augenblicke, wo Deutschlands Einheit nicht mehr nöthig schien, eine nicht unwichtige politische Rücksicht im Wege. Gegen Frankreich mußte man sich vereinigen; in dieser höchsten Noth, in den Jahren 1809 — 13 hörte man gern von einem einigen Deutschland, von der alten Herrlichkeit und Macht des deutschen Reiches unter Einem Kaiser reden. Aber diese Periode dauerte nicht lange. Als Napoleon gestürzt war, traten die

alten Unterschiede wieder grell hervor. Da durfte man an dem Mittelalter nur das preisen, was sich auf den strengen Unterschied der Stände, auf die Vorzüge des Adels, auf die Sklaverei der Bauern bezog, aber nicht das, was sich auf die Einheit des Reichs, auf die Unterordnung der Fürsten unter den Kaiser bezog. Daher kam es, daß die dem Zeitgeist huldigenden Historiker seit der Restauration dem Mittelalter nur eingeschränkt, nur unter gewissen Bedingungen ihre Bewunderung zollten. Weit entfernt, es im Ganzen zu loben und den beiden großen Instituten desselben, der Kirche und dem Reiche Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, hoben sie nur die romantischen Geschichten der einzelnen Fürstengeschlechter heraus, und umkleideten sie mit dem Zauber des Wunderbaren und Rührenden, indem sie das Aufblühen derselben aus der ziemlich späten Zerstörung des Reichs als ein mythisches und als den eigentlichen Anfang der Geschichte bezeichneten. Wie man unter Ludwig XIV. die ganze antike Mythologie und Kunst geplündert hatte, um die großen Allongeperücken der sieben Churfürsten von allen Göttern und Göttinnen bekränzen zu lassen; so wurde jetzt die Romantik, die deutsche Sage, die altdeutsche Kunst und Poesie als eine reiche und bisher unbillig vergessene Rüstkammer der Schmeichelei ausgebeutet.

In der neuesten Geschichtschreibung der Deut-

schen tritt eine gewisse vornehme Kälte, eine affectirte Unpartheilichkeit, ein gleichsam erhabenes, aber doch im Grunde nur ängstliches Darüberwegsehen charakteristisch hervor. Auch das ist eine Folge der Zeitumstände. Man muß dies dem Herrn von Raumer und vielen andern dieser Gattung verzeihen. Im Staatsdienst, in vornehmen Verbindungen, nicht nur unter der Censur, sondern selber Censor, unter Umständen, wo es räthlich scheint, öffentlich zu befehlen, daß die Geschichtsschreiber von den Vorfahren der Dynastie nur lobend sprechen — wie kann man da anders schreiben, als Herr von Raumer schreibt? Es betrübt aber nicht wenig, zuzusehen, wie sich der menschliche Geist winden und krümmen muß, um unter solchen Umständen noch unbefangen und frei zu erscheinen.

Dies dürfte, kurzgefaßt, der Kreislauf der historiographischen Tendenzen seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts gewesen seyn. Wir betrachten nun noch die historischen Arbeiten nach ihren Gegenständen.

Die allgemeine Weltgeschichte war schon längst eine Aufgabe der Historiker gewesen und schon die ältesten Chronisten hatten sie zu lösen versucht; ja auch später noch liebten es die Geschichtsschreiber des ersten besten Klosters oder der ersten besten Reichsstadt, wenn sie auch die Reihe der historisch-wichtigen Personen nur mit einem kleinen Abt oder Bür-

germeister schlossen, gleichwohl mit Adam anzufangen und die ganze biblische und römische Geschichte durchzurepetiren. Man theilte die Weltgeschichte überhaupt nach den s. g. vier Monarchien ein, und nahm an, daß man jetzt unter der letzten lebe. Die Kaiserkrone war das sichtbare Symbol der Weltherrschaft, mithin auch der Weltgeschichte.

Mit der Reformation und dem Humanismus kam die schulmäßige Behandlung der Weltgeschichte auf. Man trachtete nach Handbüchern für den Unterricht, nach einer systematischen Uebersicht für die Schüler, und zugleich nach größter Vollständigkeit für die Lehrer. So entstand das Chronicon Carionis, das als erster Versuch einer übersichtlichen Weltgeschichte ungemeinen Ruhm errang. Doch die Polyhistorei überwog. Man verlor sich im Detail und nach dem dreißigjährigen Kriege herrschte wieder eine kleinliche Barbarei auf Schulen und Universitäten, die jeder großartigen Auffassung der Dinge widerstrebte. Nur der Sammlerfleiß erwarb sich in jener Zeit ausgezeichnete Verdienste. Neben den großen Sammlungen von Urkunden und historischen Denkmalen, die man in schönen Folioausgaben zusammendrucken ließ, machten sich besonders zwei umfangreiche welthistorische Werke bemerklich, das große sog. Basler Lexikon von Iselin, das alle historische Personen und Lokalitäten nach dem Alphabet, und Zieg-

lers Schauplatz der Zeit, der alle historische Begebenheiten nach dem Datum zusammenstellte.

Der spanische Erbfolgekrieg rüttelte die Deutschen wieder auf und brachte sie namentlich mit den Engländern und Franzosen in Berührung. Ein so großer europäischer Krieg gewöhnte die Gelehrten an Uebersichten, und das Beispiel der berühmten Geschichtschreiber und Politiker, die in Frankreich und England auftauchten, konnte nicht ganz ohne Einfluß auf Deutschland bleiben. Da fing man an, das Gewicht auf die Pragmatik, auf den Causalzusammenhang der Weltbegebenheiten zu legen. Schmauß, ein guter politischer Kopf, gab das erste Beispiel, und lehrte die Deutschen, ihre Gelehrsamkeit und Systemsucht mit freien und praktischen Ansichten zu verbinden. Gatterer wurde in diesem Sinne der eigentliche Reformator des historischen Schulunterrichts. Auch Schrökh, der Kirchenhistoriker, schrieb eine vielgelesene Weltgeschichte im neologischen Sinn. Die Anforderungen der Aufklärung wurden immer dringender und verdrängten die alte Unwissenheit, das alte unkritische Anhäufen von Notizen. Aber die größten Talente hielten sich, um nicht in ihrer Arbeit stecken zu bleiben, an kleinere Stoffe. Schlözer, Spittler, Justus Möser rc. umfaßten nicht das Ganze der Weltgeschichte.

Herder erkannte die Schwierigkeit der Aufgabe.

Er sah ein, daß es mit der alten historischen Pragmatik nicht gethan sey, daß überhaupt die politische Geschichte nicht die ganze Geschichte sey, daß dazu auch die Geschichte der Religion, Sitte, Kultur rc. gehöre. Aber er glaubte nicht, ein Werk in diesem weiten Sinne schreiben zu können. Er lieferte nur die ersten „Ideen" dazu.

Seitdem griff man das schwierige Geschäft auf die mannigfachste Weise und zum Theil zu sehr verschiedenen Zwecken an.

Remer versuchte zuerst das Detail der Kulturgeschichte mit der politischen Geschichte zu verbinden, war aber seines Stoffs nicht mächtig und häufte nur Namen auf. Weit nützlicher war Beck, der in vier dicken Bänden die Weltgeschichte (bis ins 15te Jahrhundert) einfach chronologisch und ethnographisch ordnete und dem kleinen wohlrubricirten Text in ungeheuren Noten die Verzeichnisse aller, das Detail behelligenden historischen Quellen unterstellte, so weit sein kolossaler Fleiß ihrer habhaft geworden war. Eichhorn schrieb im Gegentheil nach dem Beispiel der alten Classiker und Engländer im Zusammenhange, und sah mehr auf einen reichen und wohllautenden Text, als auf gelehrte Noten. Doch bewieß sein etwas trockenes Werk, daß Schulmänner und zumal Theologen wohl nicht zu Welthistorikern geboren sind. Dazu gehören Staatsmänner und Philoso-

phen, welche noch nicht einmal zu besitzen, wir uns bescheiden müssen.

Heeren erkannte das richtige Maaß, innerhalb dessen es dem Schulmann vergönnt ist, Historiker zu seyn. Er begnügte sich mit kritischer Erforschung der unbekannten Geschichte in seinen „Ideen über Politik, Verkehr und Handel der vornehmsten Völker des Alterthums," und mit klaren Uebersichten der Hauptbegebenheiten in seinen Handbüchern der alten und neuen (nicht auch der mittlern) Geschichte. Das tiefere historische Urtheil und den schönern Styl überläßt er Andern, die nicht Cathedermänner sind, die ihr Schicksal und Talent zu wahren Geschichtschreibern stempelt. Diese Erkenntniß der Schranken, bis wie weit ein Schulmann Historiker seyn kann und bis wie weit nicht, ist mir immer an Heeren sehr achtungswürdig erschienen.

Schlosser wollte offenbar über diese Schranken hinaus, indem er den riesenhaften Entschluß faßte, mit dem Sammlerfleiß Becks die großartigen Ansichten der antiken nnd englischen Historiker zu verbinden und zugleich den kritischen Scharfsinn aller bisherigen Historiker insgesammt zu übertreffen. Sein großes weltgeschichtliches Werk zeugt von der seltensten Geisteskraft, aber es ist nichts desto weniger eine Monstrosität; zugleich philosophische Weltgeschichte und zugleich detaillirteste Specialgeschichte, zugleich

freie Erzählung und zugleich polemische Untersuchung, will dies Werk offenbar zu viel auf einmal seyn, und seine eigenen Vorzüge sind es, die sich einander im Wege stehen und das Ganze schwerfällig machen. Wenn er sich zertheilen könnte, hätte er zwei bis drei Gelehrte abgeben können, die vielleicht einzeln mehr Ruhm erworben hätten, als er, in dem sie alle sind. Gewiß ist seine ängstliche Kritik, sein schneidend scharfes Abmessen der historischen Wahrheit ein bei seinen Schülern fortwirkender Segen und nicht hoch genug zu achten; so wie es uns auch mit Bewunderung erfüllt, daß er, obgleich ein Schulmann, doch der einzige Deutsche ist, der eine Geschichte der französischen Revolution geschrieben hat, die sich sehr gut neben und nach denen lesen läßt, die von französischen Staatsmännern geschrieben sind. Eine solche Ausnahme hebt die Regel keineswegs auf, macht aber dem, der sie macht, Ehre.

Johannes Müllers allgemeine Geschichte wäre kaum der Rede werth, wenn sie nicht durch seinen Namen berühmt worden wäre. Sie besteht aus einer Aneinanderreihung geistreich seyn sollender Tableaux ohne innern Zusammenhang und ohne Consequenz der Ansicht.

Luden, dem sie vorgeschwebt hat, suchte ein etwas erweiterteres und zusammenhängenderes Gemälde der Weltgeschichte zu entwerfen und bildete sich

nicht mit Unrecht etwas auf seine Pragmatik ein. Für die Entwickelung politischer Intriguen hat er einen eigenen Sinn, aber nicht so für die Auffassung dessen, was man das Romantische in der Geschichte nennen könnte, und was ihre wahre Seele ist. Auch ist ihm die Ursache immer um die Hälfte mehr werth als die Wirkung, und es macht ihm ein unverhältnißmäßiges Vergnügen, sich in Vermuthungen zu erschöpfen, selbst wenn sie ungegründet sind. Dabei ist sein Styl durch Johannes Müller verdorben, gespreizt, pathetisch, und selbst bei den trockensten Untersuchungen declamatorisch.

Einer Menge kleinerer Handbücher der Weltgeschichte, für die Schüler auf Universitäten und Gymnasien geschrieben, will ich hier nicht gedenken, denn wo würde ich da enden? Ich erwähne nur Bredows Tabellen und Kruses historischen Atlas, deren Brauchbarkeit sich bewährt hat.

Auch außerhalb der Schule hat man die Weltgeschichte zu lehren und populär zu machen gesucht. Beckers Weltgeschichte für die Jugend wurde sehr berühmt und verbreitet und gehörte wie Robinson Crusoe, Rochows Kinderfreund und Gellerts Fabeln zu den beliebtesten Lesebüchern, obgleich es viel unpassendes Geschwätz enthält. Bredows Handbuch, für Bürger und Bauersmann berechnet, dachte sich sein Publikum gar zu spießbürgerlich und bäurisch und

fand eben deshalb keinen Anklang im Volk. Wenn der Handwerker und Landmann sich einmal um die Weltgeschichte bekümmert, will er auch von großen Dingen, von Kirche und Staat, von Krieg und Helden hören und nicht vorzugsweise, wann das Glas erfunden, die Kartoffeln und der Tabak eingeführt worden sind rc.

Merkwürdig ist, daß im protestantischen Deutschland keine Weltgeschichte mit entschiedener liberaler Tendenz geschrieben wurde. Die Aufklärung verbreitete sich hier so schnell und allgemein und unter der Aegide Friedrichs des Großen in so monarchischer Richtung, daß sie gar nicht einmal im Charakter einer Opposition auftreten konnte, sondern weit mehr in die Fehler einer herrschenden Partei fiel. Im katholischen Deutschland war es umgekehrt, daher tritt hier die Opposition in Weltgeschichtschreibern hervor, zuerst in Westenrieder, dann in Rottek.

W e s t e n r i e d e r war der Geschichtschreiber der Aufklärung in Baiern, wie Salat deren Philosoph. Er suchte durch Eleganz, durch angenehmen Styl und durch Kupferstiche ein großes Publikum zu gewinnen; aber die Concurrenz der protestantischen Gelehrten stellte ihn immer etwas in den Schatten.

R o t t e k erwarb sich ein weit größeres Ansehen, und trat mit den protestantischen Concurrenten kühn in die Schranken, da er in dem Zeitpunkt, in wel-

chem die letztern servil zu werden anfingen, seinerseits desto liberaler wurde. Immer blieb etwas an den katholischen Schriftstellern übrig — und wenn sie auch noch so aufgeklärt waren — was von Seiten der protestantischen als Unbehülflichkeit vornehm belächelt wurde. Es hatte sich bereits ein gelehrter Adelstolz unter den Protestanten gebildet, welcher den Katholiken die Ebenbürtigkeit nicht zugestehen wollte. Diese Hoffärtigen konnten nun nicht tiefer beschämt werden als dadurch, daß sie, je weiter der Zeitgeist voranschritt, hinter dem Freisinn der einst von ihnen verachteten Katholiken zurückblieben. Stolz auf den Freisinn ihrer Vorgänger, der Humanisten und Reformatoren, glaubten sie ewig in behaglicher Ruhe davon zehren zu dürfen. Die Katholiken hatten keine solche Vorbilder, aber sie wagten selbst freisinnig zu seyn. Hierin ist Rotteks großer Ruhm begründet. Als Forscher steht er hinter den stupenden Gelehrsamkeiten von Göttingen, Heidelberg, Berlin zurück; aber als Geschichtsschreiber für das Volk hat er alle überflügelt. Seine Weltgeschichte ist in unzähligen Exemplaren überall verbreitet. Warum? weil er freisinnig ist, weil er es ungleich mehr ist, als alle Weltgeschichtschreiber der Protestanten. Nicht die Gelehrsamkeit hat hier entschieden, sondern der Zeitgeist. Auch nicht der Geschmack hat hier entschieden, sondern der Zeitgeist. Man kann an Rotteks berühmtem

Werk mancherlei, vom Standpunkt der Forschung und des Geschmacks, mit Recht aussetzen, aber er ist durchdrungen von einem tiefen Rechtsgefühl, von einer lebendigen Liebe zur Freiheit, von einer heiligen Achtung alles Edlen im Menschen und seiner Geschichte. So will aber das Volk den Geschichtschreiber. Der gelehrten Citaten, von denen es nichts versteht, und der Johannes Müllerschen Schönrednerei, deren Lügengeist es endlich erkennt, ist es nunmehr satt.

Schon bei der Theologie habe ich jener merkwürdigen Verwechselung der Pole gedacht, vermöge welcher die Protestanten servil und jesuitisch, die Katholiken liberal und reformatorisch geworden sind. Dies zeigt sich auch in der Geschichtschreibung. Rottek als geborner Katholik und Friedrich Schlegel als geborner Protestant haben die Rollen getauscht. Der letztere hat in seinen philosophisch-historischen Werken alles, was seit dem Mittelalter Großes geschehen ist, die Reformation und Revolution, als Werke des Satans verdammt und hofft von einer unmittelbaren göttlichen Einwirkung die Wiederherstellung der römisch-päpstlichen Universalmonarchie und des alleinseligmachenden Feudalismus mit Leibeigenschaft ꝛc. Diese Ansichten sind eben so unpopulär geblieben, als die von Rottek populär geworden sind. Selbst Görres, der zweimal liberal

war, zur Zeit der französischen Republik vor Napoleon, und zur Zeit der Unzufriedenheit nach Napoleons Sturz, selbst Görres, der weniger mit Dinte als mit Flammen schrieb, verlor alle seine Popularität, da er für Hierarchie und Feudalismus eiferte. Man fragte nicht nach dem philosophischen Princip, sondern nur nach der praktischen Folge und kein Ruf war so felsenfest gegründet, daß er nicht vom Ostracismus der öffentlichen Meinung zu Scherben zerbrochen worden wäre. Freilich war es nachtheilig für diese Ultramontanen, daß sie vorzugsweise die ohnmächtige alte Kirche priesen. Diese konnte sie nicht schützen, ihnen nicht danken. Dies konnte nur der Staat, daher sehen wir auch, daß bei ihren Schülern und Nachfolgern der kirchliche Jesuitismus in den politischen umschlägt.

Noch unfruchtbarer sind die welthistorischen Systeme, die als integrirende Theile dieser oder jener bestimmten Philosophie die Geschichte wie einen weichen Teig beliebig nach der Form des Systems verkneten. Alle großen Völker und Helden, Schicksale und Zustände der Geschichte dienen hier nur dazu, die Paragraphen eines hölzernen Kathedermannes zu erläutern. Wenn sich ein Philosoph von ich weiß nicht wem bezahlen läßt, um aus der Weltgeschichte zu beweisen, daß der Papst der wirkliche Statthalter Christi, daß in allen Satzungen der Päpste der heilige Geist ent-

halten sey, daß das Institut der Mönche ein heilsames, daß die Feudalaristokratie eine göttliche Einrichtung sey ꝛc, so weiß man doch, wozu das alles? so sieht man doch, wem es Vortheil bringt? so hat die Sache doch eine, wenn auch nicht folgenreiche, praktische Bedeutung. Aber wenn ein Professor der Allwissenheit, dessen kleines Gehirn von Hochmuth berstet, ohne kirchliche oder politische Beziehung, um sonst und wieder nichts, blos zur Befriedigung seiner eignen Eitelkeit, das Ei seines Unsinns in eine Philosophie der Weltgeschichte legt, um es darin riesengroß auszubrüten, so ist dies etwas für das Leben ganz Unnützes. Ich kann es hier nur der Kuriosität wegen anführen. Aus Schellings und Hegels Schule sind mehrere solche tolle Systeme hervorgegangen, in denen der Weltgeschichte ganz treuherzig gratulirt wird, daß sie in die Paragraphen der Herren Professoren passe; denn wenn sie zufällig nicht passen würde, so läge die Schuld offenbar an ihr und nicht an den Professoren, und wenn eins dem andern weichen müßte, so hätte offenbar die Weltgeschichte zu weichen, und nicht der Professor.

Mit solchem Unsinn erfüllt man die Köpfe der Studirenden überall, wo sich der Hegelianismus niedergelassen hat. Die Abstraktion legt sich wie eine dunkle Wolke von Heuschrecken auf die geschichtliche und Naturerfahrung und schließt alle gesunde Erkennt-

niß aus und es bleiben nichts übrig, als todte Grillen.

Doch auch dieses Extrem mußte seinen Gegensatz finden und fand ihn in Berlin selbst unter Hegels Augen. Der treffliche Ritter begründete eine ganz neue durchaus erfahrungsmäßige Behandlung der Weltgeschichte, indem er die Geschichte auf ihren Schauplatz und auf ihre natürlichen Bedingungen zurückbezog und sie aufs engste mit der physischen Geographie verband. Zu der kirchlichen und politischen Geschichte trat nun noch die Sittengeschichte, die Kunstgeschichte, die Kunde des gesammten Volkslebens in allen seinen moralischen und physischen Erscheinungen, in seinen Schicksalen, Denkmalen und Zuständen, zusammenhängend mit der eigenthümlichen Beschaffenheit der Länder. Auf diese Weise erhielt die Weltgeschichte durch Ritter eine noch viel höhere Aufgabe, als durch Beck, und Ritter war zu einem noch viel umständlicheren Sammeln aufgefordert; aber er konnte auch des unermeßlichen Stoffs um so weniger ganz Herr werden, er konnte nur ein Werk anlegen, das viele andre nach ihm werden fortsetzen müssen, wenn es auch nur eine relative Vollständigkeit haben soll. Sein Fleiß ist bewundernswürdig. In seinen Anordnungen vermissen wir dagegen das Gleichmaß, denn physische Geographie, politische und merkantilische Statistik, Sittengeschichte und politische

Geschichte sind nicht auf gleiche Weise betheiligt. Das Ganze hat nicht genug regelmäßige Struktur, ist zu sehr ein Conglomerat von Notizen. Doch war es wohl unmöglich, jetzt schon etwas Vollständigeres und Zusammenhängenderes zu liefern. Es ist bei weitem noch nicht genug vorgearbeitet.

Erst müssen die einzelnen Farben präparirt werden, ehe der ganze Regenbogen hervortreten kann. Die Geschichte der Religionen, der Künste, der Wissenschaften, der Sprachen, die Kunde der Racenunterschiede, der physischen und sittlichen Völkereigenthümlichkeiten muß noch weit mehr durchgearbeitet seyn, um die politische Geschichte und Geographie, die bisher vorgeherrscht haben, zu ergänzen. Eine Vergleichung aller Sprachen hat Vater eingeleitet, und Wilhelm von Humboldt und Klaproth haben sich besonders um Erforschung der bisher wenig beachteten nordischen und tartarischen Sprachen großes Verdienst erworben.

Merkwürdig ist, daß die Sittengeschichte noch durchaus keine gründliche Behandlung erfahren hat. Es gibt einige Sammelwerke, welche die religiösen Kriegs-, Hochzeits- und Begräbnißgebräuche oberflächlich beschrieben und gemeiniglich durch schlechte Kupfer erläutert werden; aber es sind geistlose Auszüge aus Reisebeschreibungen. Es gibt eine Menge Anthropologien, worin versucht ist, die verschiedenen

Eigenheiten und Abnormitäten des menschlichen Charakters und Körpers unter ein System zu bringen, die aber der geschichtlichen Vollständigkeit entbehren. Eine zugleich philosophisch und geschichtlich gründliche Sittengeschichte fehlt noch und wäre wohl eine würdige Aufgabe für einen großen Geist.

Betrachten wir nun die einzelnen Epochen der Weltgeschichte.

Die älteste Geschichte des Orientes ist seit einiger Zeit ein Lieblingsgegenstand unserer vornehmeren Gelehrten. Zwar hat es seit der Reformation immer schon unter den Theologen große Orientalisten gegeben, die vom Bibelstudium ausgehend überhaupt die orientalischen Sprachen und Alterthümer erläuterten, wie zuletzt Reiske, Michaelis, Eichhorn, Gesenius ꝛc.; doch mußten erst die Dichter kommen, um den Geschmack für den alten Orient, auch jenseits der Theologie auszubreiten. Man ging von den Juden zu den Arabern, Türken und Persern, dann zu den Indiern und Chinesen über. Herder gab den Dichtern den ersten Anstoß. Er faßte die poetische Seite des Judenthums auf und leitete so zu der Poesie des Muhamedanismus hinüber. Damit begannen aber auch die gründlichen Untersuchungen der muhamedanischen Geschichte.

Hartmann blieb noch bei der Poesie stehen. Ihm verdanken wir die trefflichen Uebersetzungen der

Moallakat und von Medschnun und Leila. Joseph von Hammer ging ebenfalls von der Poesie aus, eröffnete die Fundgruben des Orients, übersetzte die göttliche Schirin der Perser, den Hafis, Baki, Montenabbi, die Rose und Nachtigall der Türken rc., schritt aber zur Geschichte fort und gab in seiner unsterblichen Bearbeitung der osmanischen Geschichte uns das erste große treue Bild des türkischen Reichs in dem Augenblick, da es seinem Untergang entgegeneilt. Habicht gab uns die Tausend und eine Nacht in reiner Gestalt. Tholuk machte uns mit der muhamedanischen Mystik bekannt.

Von da ging der forschende Geist weiter und öffnete sich in Hinterasien eine neue Welt. Heerens Ideen über den Handel und die Politik der altorientalischen Völker, Görres asiatische Mythengeschichte und Creuzers Symbolik suchten, jener mehr in politischer, diese beiden mehr in religiöser Beziehung die älteste gebildete Welt aus dem bisherigen Dunkel zu ziehen. Daß man die religiöse Seite hervorhob, war natürlich. Jene ältesten Staaten waren eben Priesterstaaten und ihre Geschichte ist ganz in Mythen begraben. Die Schellingsche Philosophie, welche alles, was gewesen ist, heiligte und in einem neuen Licht erscheinen ließ (da man sonst immer um des Neuen willen das Alte verachtet hatte), und die Lehre Friedrich Schlegels, daß die Menschheit von der Voll-

kommenheit zum Verderben hinabsteige, brachte in das Studium der ältesten Vorzeit einen Schwung. Man begeisterte sich dafür und die Poesie und Weisheit, die man insbesondere bei den Indiern fand, nährte den Eifer. Der Zusammenhang, den zuerst Görres im gesammten Heidenthum der alten Welt entdeckte, und den nachher Creuzer mit unermüdlichem Fleiß weiter entwickelte, mußte überraschen. Allein der dunkle und verworrene Stoff ließ verschiedenartige Behandlung zu und gab den Divinationen allzu viel Raum. Daher bemächtigte sich dieses Studiums bald die gelehrte Grübelei und der Fanatismus philosophischer Consequenz. Die Arbeiten von Kanne, Rhode, Windischmann und einigen andern, zeugen von größter Liebe und Begeisterung für den Gegenstand, von ungeheuerm Sammlerfleiß, von merkwürdigem Scharfsinn, aber durch ihre wechselseitigen Widersprüche beweisen sie leider nur, daß entweder nur einer, oder daß keiner Recht hat, und daß in jedem Fall ein kostbares Studium verschwendet ist, um leere Einbildungen zu gebären. Gleichwohl müssen alle Irrthümer hier durchgemacht werden, damit man der Wahrheit näher komme. Die älteste Geschichte des Menschengeschlechts bleibt immerhin ein höchst wichtiger und interessanter Gegenstand der Untersuchung und was von Deutschen dafür geleistet worden, übertrifft weitaus die Arbeiten anderer Völker. Von

Schelling erwartete man längst eine umfassendere Arbeit über diesen Gegenstand, aber er hat damit zurückgehalten.

Im Einzelnen war man für Persien am wenigsten thätig. Kleuker übertrug eigentlich nur den Anquetil du Perron ins Deutsche, Rhode gab über Baktra nur historische Hypothesen. Ueber die mongolischen Völker und China haben Schmidt und Plath zwei sehr lehrreiche Geschichtswerke geschrieben. Die meiste Liebe haben wir aber Ostindien zugewendet. Den beiden Brüdern Schlegel gebührt der Ruhm, das Studium des Sanskrit zuerst in Deutschland eingeführt und den Geschmack für indische Philosophie und Poesie weiter verbreitet zu haben. Neben ihnen hat Bopp durch sprachliche Forschungen und Ausgaben, Peter von Bohlen durch geschichtliche Untersuchungen das meiste gethan. Früher schon war durch Georg Forster die Sakuntala und von Andern Anderes, doch meist in Prosa aus dem Englischen übersetzt worden, und die Liebe zu den Indiern ist insofern nichts Neues bei uns, sondern sie hat nur zugenommen.

Die Anhänger der altorientalischen Weisheit und Dichtkunst haben sich mit den Romantikern gegen die Classiker verbündet. Es liegt wirklich etwas Uebereinstimmendes in der Hierarchie der Inder, Aegypter, Magier und Chinesen und derjenigen des ro-

mantischen Mittelalters, und je einseitiger der Classicismus vorherrschte, um so natürlicher war die wechselseitige Annäherung der schwächeren Partheien, des Orientalismus und der Romantik zur gemeinsamen Vertheidigung gegen jenen. Dieser Krieg hat wohlthätig gewirkt. Er hat die Classischen aus ihrer Einseitigkeit und aus ihren Vorurtheilen aufgerüttelt.

Das klassische Alterthum, Griechenland und Rom, galt seit der Reformation für das Ideal der Bildung, und man vergötterte es in dem Grade, in welchem man das altkatholische Mittelalter verdammte. Die ersten Humanisten und sogar noch die Holländer nach ihrer glorreichen Revolution, hatten beständig das Leben und den Geist der Alten vor Augen, und die Sprache war ihnen nur ein Mittel zur Kenntniß der darin ausgedrückten Sache. Nachher aber bemächtigte sich der Welt (außerhalb Paris) eine so allgemeine Geistlosigkeit und Pedanterei, daß auch jene klassischen Studien in Sylbenstecherei ausarteten. Erst Heyne in Göttingen fing wieder an, in der Schaale der Sprache den Kern der Sache zu suchen. Seitdem schieden sich die reinen Sprachforscher von den Sachforschern, obgleich noch in vielen Fällen die Gelehrsamkeit in Rücksicht auf die Form und den Inhalt gleich ausgezeichnet war.

Als gelehrter Sprachforscher, Uebersetzer und Literarhistoriker steht Friedrich August Wolf oben

an, ein Mann, der Geschmack und Geist mit der Buchstabengelehrsamkeit in hohem Grade vereinigte. Unter den Grammatikern fanden für die griechische Sprache Buttmann und Thiersch, für die lateinische Bröder und Grotefend, unter den Lexikographen die Griechen Schneider und Passow, die Lateiner Scheller und Bauer die größte Verbreitung.

In Uebersetzungen aus dem klassischen Alterthum ist ungeheuer viel geschehen. Wolf suchte Geschmack und Treue zu vereinigen, übersetzte eben deshalb aber nur wenig. Die übrigen folgten mehr dem Geschmack, nach dem Vorgang Wielands, oder der Treue nach dem Beispiel des Johann Heinrich Voß. Die freien Uebersetzungen Wielands werden immer musterhaft bleiben, denn sie machen uns das leicht, was uns andre Uebersetzer schwer machen, sie führen uns in den Geist des Alterthums ohne Qual, ohne Pedanterei ein, und sie sind frei, nur so weit es die Leichtigkeit der Bewegung erfordert, ohne daß sie die Treue verletzen. Sie bleiben im Gegentheil dem Geist und Inhalt der Alten um so treuer, als sie zuweilen in der Form die sklavische Treue verlassen. Voß dagegen hat die metrische Treue, das Klappen der Sylben für die erste, dann die grammatikalische Treue, die sklavische Nachbildung jedes Worts und selbst der Wortstellung, für das zweite Erforderniß

einer meisterhaften Uebersetzung gehalten, und darüber das dritte, das Erforderniß der freien natürlichen Bewegung, ganz außer Acht gelassen. Daher ist seine Sprache überall hart, steif, pedantisch, er mag eine erhabene oder eine leichtfertige, eine feierliche oder eine naive Dichtung übersetzen; und er macht uns die Lektüre solcher Werke, worin grade die lieblichste Grazie walten sollte, zu einer unerträglichen Qual. Die übrigen Uebersetzer haben sich meist nach dem Beispiel von Wieland oder Voß gerichtet. Unter den vielen ausgezeichneten will ich nur erwähnen die treffliche Uebersetzung des Herodot von Lange, des Demosthenes von Jacobs, des Virgil von Neuffer rc. Viel Wesens ist einmal von Schleiermachers Plato gemacht worden; allein diese Uebersetzung ist so verfehlt, wie es die von Voß sind, ihre Sprache ist geschraubt, affectirt und entbehrt aller platonischen Grazie.

Für die classische Literargeschichte ist im Einzelnen von den Editoren neuer Ausgaben und in Zeitschriften und kleinen Werken immer sehr viel geleistet worden. Gesammtübersichten haben Wolf, Eschenburg, Friedrich Schlegel, zuletzt der gründlichst bewanderte Bähr gegeben.

In den mythologischen Untersuchungen zeichnete sich nach Heyne besonders Hermann aus. Das größte Aufsehen aber erregte der Kampf zwischen zwei

Partheien, nämlich zwischen der orientalischen, an deren Spitze Creuzer stand, und der klassischen, deren Vorkämpfer Voß war. Beide lebten in Heidelberg zusammen und der Haß wurde persönlich. Voß wollte vom alten Orient nichts wissen, nannte die schönsten Denkmale desselben unächt und spätere Pfaffenerfindung und gerieth, da der Orientalismus dennoch Glück machte, in eine solche Raserei, daß er Creuzer öffentlich beschuldigte, er ginge damit um, die Orgien und Bachanalien, die Vertauschung der Geschlechter, Päderastei, und alle Greuel des Heidenthums und Bonzenthums, Baals- und Molochdienstes wieder einzuführen. Die Merkwürdigkeit dieses gelehrten Wahnsinns veranlaßte mich damals, vor zehn Jahren, zu der kleinen Schrift „Voß und die Symbolik."

Für die eigentliche Geschichte des Alterthums hat deutscher Fleiß und Geist sehr viel geleistet und die früheren Arbeiten der Engländer und Franzosen an Gründlichkeit übertroffen. Allgemeine Uebersichten der alten Geschichte gaben Heeren, Schlosser, Bredow, der alten Geographie Mannert und Uckert. Die griechische Geschichte wurde am besten von Ottfried Müller und Zinkeisen, und insbesondere wieder die atheniensische von Bökh und Jacobs, die spartanische von Manso, die macedonische von Flathe behandelt. Die römische von Niebuhr,

Wachsmuth, Eisendecher, welcher letztere in einer sehr interessanten Schrift die Uebereinstimmung der alten Plebejer-Emancipation in der römischen Republik mit den Emancipationen unserer Tage nachwies.

Ueber Kunst, Sitten und Leben der Alten ist nicht weniger geschrieben. Der große Winkelmann steht hierin allen voran. Ich komme auf ihn zurück, wenn ich vom Einfluß des antiken Geschmacks in Kunst und Poesie reden werde. An ihn schließt sich Lessing, Fernow, Schorn in Bezug auf die Kunst. Ueber Leben und Sitten gab es schon ältere Handbücher von Nitsch rc., doch führte uns erst Wieland und Jacobs durch ihre geschmackvolle Darstellung in das antike Leben ein. Böttiger in Dresden trug über beides, Kunst und Häuslichkeit der Alten unsäglich viel zusammen und übertraf an umständlichem Detail alle andern. Es ist unbillig, daß man ihm den etwas schwülstigen Styl und allerdings oft komischen Enthusiasmus, mit dem er seine antiken Liebhabereien auskramt, so sehr zum Vorwurf gemacht hat. Diese Sprache thut seinem gelehrten Verdienst keinen Eintrag und ist nur ein naives Symptom redlichen Eifers.

Die spätere byzantinische Geschichte wurde lange ziemlich vernachläßigt. Durch eine große Ausgabe der byzantinischen Historiker und durch die kritischen

Schriften von Fallmerayer (über Morea und Trapezunt) und von Zinkeisen ist auch hier die Bahn weiterer Forschung gebrochen.

Die Geschichte des Mittelalters wurde einer besondern Behandlung unterworfen von Rühs, einem durchaus rationalistischen Geiste. Leo hat ein ähnliches, durch das seitdem unendlich fortgeschrittene Quellenstudium sehr bereichertes, Handbuch herausgegeben. Ein ausgedehntes, gründliches und in jeder Hinsicht vortreffliches Werk schrieb Wilken über die Kreuzzüge. Ueber die kirchliche und politische Verfassung des Mittelalters lieferte Hüllmann mehrere schätzbare Arbeiten. Von der Kirchengeschichte ist schon die Rede gewesen. Savignys Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter und viele andere Werke, die besondere Nationen oder Literaturzweige betreffen, sollen noch besonders erwähnt werden.

Unter den Werken über die neuere Zeit zeichnet sich als brauchbares Compendium hauptsächlich das von Heeren durch seine Klarheit und Präcision aus. Eichhorn ist ausführlicher, und in der Geschichte der außereuropäischen Staaten und Völker besonders zu Hause. Schlossers Geschichte des 18ten Jahrhunderts enthält die beste Darstellung der französischen Revolution, die von einem Deutschen geschrieben wurde. Die Werke von Raumer, Carl

Adolph Menzel, Hormayr, Münch sind von sehr verschiedenem Werth, aber allen ist die politische Rücksicht gemeinschaftlich. Der Eine möchte gern den Leuten zeigen, daß er wohl auf der Höhe der Zeit stehen könnte, wenn er es nicht für rathsamer hielte, unter derselben stehen zu bleiben. Der andre hält unter den Kanonen des Absolutismus den Liberalen väterliche Strafpredigten. Der Dritte geberdet sich bei allem seinem Verstande manchmal, als hätte ihn die Natur blos zum Hofvergolder bestimmt und der vierte hat der historischen Treue mit der politischen den Rücken kehren müssen.

Raumer hat große Verdienste um die Erforschung der mittlern und neuern Geschichte, und daß er im Styl und Raisonnement nach dem höhern Standpunkt französischer und englischer Doctrinäre, nach der Eleganz einer philosophischen und nach salonfähiger Staatskunst strebt, bin ich weit entfernt, an ihm zu tadeln. Im Gegentheil, ich habe immer gewünscht, unsere gar zu sehr am Schreibtisch in ihren Bibliotheken verhockten Historiker möchten sich mehr der Tagespolitik, dem gegenwärtigen Staatsleben widmen, und in den Leidenschaften und Interessen der heutigen Welt die der Vergangenheit studiren. Allein die Doctrinärs haben das Eigne, daß sie überall als Staatsdiener Rücksichten nehmen und ihre philosophische Staatskunst, ihre historische Weltansicht

nach gewissen Richtungen des Windes modificiren müssen.

Unter den Geschichtschreibern, die sich in einem ähnlichen Falle befinden, hat es Ranke am besten verstanden, in seinen Darstellungen der meist ausländischen und nicht vaterländischen Geschichten durch Objectivität und möglichst wenig Raisonnement jene Rücksichten zu umgehen; Leo hat es weniger verstanden, und da er trotz seines oft erkünstelt kalten Styls recht viel innere Wärme hat und eine Grundansicht, ein Endurtheil nicht zurückhalten kann, so hat er sich, nachdem er auf der Universität den Republikaner abgestreift, in einer romantischen Doctrin verschanzt.

Was den Herrn von Hormayr betrifft, so würde man ihm unrecht thun, wenn man ihm aus seinen historischen Heldensälen und Ehrendenkmälern aller Art einen Vorwurf machen wollte, da man voraussetzen muß, daß er in der Zeit der Noth und im Andenken an dieselbe immer nur die deutsche Sache gegen die französische vertheidigt habe; und wenn er der historischen Muse hin und wieder zu viel Servilismus zugemuthet hat, so ist auf der andern Seite wieder nicht zu leugnen, daß seine vortrefflichen speziageschichtlichen Untersuchungen, wie sie namentlich in seinem „vaterländischen Taschenbuch“ vorliegen, eine Fundgrube für freie Ideen und Erinnerungen aus den Zeiten der ältern deutschen Freiheit sind.

Sein Styl ist nicht der beste, denn er ahmt etwas den Schwulst Johannes Müllers nach.

In Jahr- und Taschenbüchern ist die neue Geschichte reasumirt worden zuerst von Posselt, dann von Buchholz, Venturini und unlängst auch von mir, natürlich nur für die erste Uebersicht und zu einer Anleitung für künftige Historiker, denn eine klassische Geschichte kann man erst dann schreiben, wenn die Begebenheiten ein bestimmtes Ende erreicht haben, wenn die Thatsachen und ihre Motive, die Charaktere rc., die dazu gehören, nichts Geheimnißvolles mehr haben, sondern durch Memoiren und Eröffnung der Archive jedem vor Augen gelegt sind.

Gehen wir nun noch die einzelnen neuen Länder durch, für deren Geschichte wir gearbeitet haben. Es versteht sich von selbst, daß die Fabrikarbeiten für Conversationsbibliotheken rc. hier nicht in Betracht kommen können. Nur wirkliche Forschungen verdienen Erwähnung.

Ueber Spanien ist das beste Schmidt (Aragonien), Aschbach (Westgothen), Lembke (Spanien überhaupt), Schepeler (Freiheitskampf gegen Napoleon, dem der Verfasser in spanischem Dienst beiwohnte.)

Ueber Frankreich haben wir nicht viel, da die Franzosen uns die Mühe, darüber zu schreiben, ersparten. Heinrichs Geschichte ist unbedeutend. Von

Werth dagegen sind die Untersuchungen, die Raumer und Ranke in den französischen und italienischen Archiven über die ältere Geschichte Frankreichs angestellt haben, ferner die vortreffliche Geschichte der provenzalischen Troubadours von Diez. Depping, ein in Paris eingebürgerter Deutscher, hat über seinen Aufenthalt daselbst recht interessante Memoiren geschrieben. Ueber die kirchlichen Verhältnisse Frankreichs hat Carové vieles geschrieben, und vor ihm Jochmann. Neuerdings sind die französischen Zustände des geistreichen Heine nicht blos als satirische Partheischrift, sondern auch als historisch interessant hervorgetreten.

Italien hat auch nicht nöthig gehabt, auf deutsche Geschichtschreiber zu warten. Nur in der Kirchengeschichte haben wir uns herausgenommen, strenger und gründlicher und überhaupt anders zu schreiben, als die Italiener. Für die politische Geschichte Italiens haben wir sie aber selber sorgen lassen. Ein schätzbarer Versuch war Lebrets Geschichte von Venedig, die aber durch Daru weit übertroffen worden ist. Erst in unsrer Zeit hat Leo eine ausführliche Geschichte von Italien zu schreiben unternommen. Schätzbar sind Türks Untersuchungen über die Longobarden. Das beste Literaturwerk über Italien schrieb bisher Bouterweck. Die Kunst Italiens hat durch Winkelmann erst ihren großen Einfluß

auf die neuere Zeit gewonnen. In gleicher Weise haben Fernow, Göthe, Kephalides, die Friedrike Brun, Rehfuß, Rumohr, Hirt, Bunsen ꝛc. als Kunstfreunde und enthusiastische Reisende gewirkt. Ein kürzlich anonym verfaßtes Buch: „Rom im Jahr 1833“ ist vortrefflich.

England hat größere Geschichtschreiber gehabt, als alle andern europäischen Nationen. Wir sind ihnen nur nachgefolgt. Archenholz erwarb sich kein geringes Verdienst, indem er uns zuerst genau mit den englischen Zuständen bekannt machte. Classisches über England besitzen wir aber nichts, ausser der Sittenschilderung der englischen Aristokratie in den „Briefen eines Verstorbenen“ vom Fürsten Pückler Muskau. Hauptsächlich beschränkten wir uns darauf, alles Gute, das die englische Literatur liefert, uns durch Uebersetzungen anzueignen.

Ueber Skandinavien besitzen wir tüchtige Werke von Schlözer und Rühs und was diese in Bezug auf die Sagen- und Culturgeschichten des Nordens versäumten, wurde reichlich nachgeholt von den beiden Grimm, Mone, Gräter ꝛc.

Ueber Polen haben wir ein ausführliches Werk zuerst von Lengnich, dann von Jeckel und eine freisinnige Geschichte von Hammerdörfer erhalten, ausser mancherlei publicistischen Schriften im sächsischen und nachher im preußischen Interesse. In

neuerer Zeit haben sich die Schilderungen der constantinischen Herrschaft von Harro Harring und die große Revolutionsgeschichte von Spazier, wozu demselben die geflüchteten polnischen Staatsmänner und Generale die Quellen lieferten, ausgezeichnet. Eine ganz vollständige und kritische Geschichte Polens besitzen wir aber noch nicht und sonderbarerweise hat man sich auch noch nicht Mühe gegeben, die bessern polnischen Historiker zu übersetzen.

An Rußland hat die Gelehrsamkeit etwas mehr Antheil genommen, weil eine große Menge Deutsche dort sich niederließen. In Müllers russischer Bibliothek und Schlözers russischen Annalen wurden die altrussischen Historien zuerst gesammelt und gesichtet. Große Verdienste um die russische Geschichte erwarben sich ferner Bacmeister, Ewers, Bellermann, Storch; und besonders viele gelehrte Reisende beleuchteten bei Gelegenheit der Länderkunde auch die russische Völkerkunde und Geschichte, von denen ich später reden will.

Auch Ungarns Geschichte ist von Deutschen ausführlich bearbeitet worden, zuerst von Feßler und Engel, neuerdings gründlicher vom Grafen Mailath, der, obwohl ein Ungar, doch deutsch schrieb, also unserer Literatur angehört und eine Zierde derselben ist. Graf Mailath gehört zu den wenigen Geschichtschreibern, die es nicht verschmähen, auch den

lieblichen und charakteristischen Volkssagen ihr Recht zu gönnen. Ueber Siebenbürgen besitzen wir Werke von Schlözer, Eder, Gebhardi, Haner, Lebrecht. Ueber Serbien von Rancke und von Pirch.

Was die deutsche Geschichte anlangt, so habe ich in der zweiten Auflage meiner „Geschichte der Deutschen" ein sehr reiches und doch noch immer nicht vollständiges Verzeichniß unserer vaterländischen Historiker versucht, und will es hier nicht wiederholen. Dagegen wird es mir vergönnt seyn, über die literarischen Eigenthümlichkeiten derer, die besonders charakteristisch hervorragen, hier mehr zu sagen, als ich es dort, wo die Literarhistorie mir nur Nebensache war, thun konnte.

Wenn wir den Ruhm erworben haben, daß unsere Gelehrten für die Geschichte fremder Völker sich mit der universellsten Liebe und Forschungslust interessiren, so gereicht es auch unserm bescheidenen Patriotismus zur Genugthuung, daß die Untersuchungen über die deutsche Geschichte wenigstens nicht ganz dahinten geblieben sind.

Bedenkt man freilich, wie oft die deutsche Geschichte von mittelmäßigen Köpfen behandelt wurde und wie oft unsre größten Gelehrten und scharfsinnigsten historischen Kritiker sich lieber mit dem alten Griechenland oder Rom, mit dem fernen Indien oder

China, mit England oder Italien beschäftigt und auf die vaterländische Geschichte mit einem gewissen verächtlichen Widerwillen geblickt haben, so muß man die schiefe Richtung einer Nationalität beklagen, die zu solcher Selbstvernachläßigung führen kann.

Vielleicht ist es hauptsächlich diesem Umstande zuzuschreiben, daß die eigene Geschichte im Ganzen uns noch so fremd und dunkel, so unübersehlich und unhablich ist. Doch hat auch die Vielherrschaft, hat der Provinzialgeist, hat die Krähwinkelei, die nicht etwa blos in kleinen Städtchen, sondern vorzüglich an den Höfen und Universitäten zu suchen ist, hat mit einem Wort die Desorganisation des deutschen Volks, der große und lange Verwesungsprozeß, der den schönen Leichnam unseres Reichs zerfraß, wie die Herzen, so die Blicke vom großen Ganzen je auf das kleine Einzelne hingewendet und der Deutsche ist ein „Mann vom Detail" geworden. Wie konnte der reichsstädtische Spießbürger, oder ein Wied-Runkel- oder Reuß-Greitz-Schleitzisches armes Hofräthlein oder ein Professor in Duisburg in die Lage kommen, eine Geschichte seines großen Volks zu schreiben, wie Hume oder Thiers? Er wußte nichts mehr von einem großen Volke, er kannte nur seine Stadt oder seinen Brodherrn. Nicht einmal mehr der Unterschied der deutschen Stämme galt ihm; denn Genossen desselben Stammes, der Straßburger und der

Würtemberger, der von Anhalt und der von Vogtland 2c. waren sich wildfremd. Kein Gelehrter hatte Gelegenheit, die Lenkung und die Schicksale des gemeinsamen Vaterlandes im Großen nur zu beurtheilen, geschweige darauf einzuwirken, und die Staatsmänner schrieben nicht, oder nur im einseitigsten Interesse und von einem provinzionellen Standpunkt aus gegen das allgemeine deutsche Interesse, wie Friedrich der Große. Bünau schrieb eine allgemeine Geschichte der Deutschen, aber als Polyhistoriker schwerfällig; Pütter und Häberlin hatten nur den Staat und die Reichsverfassung im Auge und gaben nur Handbücher; der katholische Schmidt war der erste, der eine Geschichte der Deutschen populär und in modernem Styl schrieb, aber ohne Tiefe und Kritik. Außerdem war alles nur Spezialgeschichte, und auch das Gute, was dieselbe enthielt, wurde und wird dem Wißbegierigen erschwert und verkümmert durch den damit verbundenen Ballast, durch die Wichtigthuerei, mit der überall das kleinste Glied des Reichs dem großen Ganzen vorgezogen wird, durch die unkritische Vermengung der wirklich allgemein interessanten mit den nur lokalen oder auch ganz und gar nicht bedeutenden Erinnerungen, und durch einen weitschweifigen, unklaren und unedlen Styl, der nur zu deutlich beweist, daß kein großer Gegenstand diese Schriftsteller begeisterte.

Was die ältern Provinzialgeschichtschreibet unbewußt und naiv im Geist der leider den Deutschen schon zur andern Natur gewordenen Absonderung thaten, das erhoben feile Schriftsteller mit Bewußtseyn zum Gesetz, um die Stimme des Gewissens, die sich leise zu regen anfing, im Volke zu ersticken. Johannes Müller, Zschokke und viele andre stempelten jede Bevölkerung jeder kleinen Provinz zu einer Nationalität, die von Ewigkeit her bis in Ewigkeit isolirt gewesen sey und bleiben sollte, obgleich die Geschichte uns noch heute beweist, daß diese neugebackenen Provinzial-Urvölker nie etwas andres waren als Bestandtheile der großen deutschen Nation.

Erst Napoleon mußte kommen, und uns durch und durch schütteln, um uns zum lebendigen Gefühl unserer selbst zu bringen. Die Ehre, die Liebe hatte uns nicht vereinigen können; Schande und Haß mußte uns vereinigen. Es geschahen große Thaten und die Literatur wollte nicht hinter dem Leben zurückbleiben.

Seitdem ist in dem Studium der deutschen Geschichte ein neuer Geist erwacht. Man hat versucht, sie im Ganzen von einem allgemeinen deutschen Standpunkt zu behandeln, und selbst die Spezialgeschichten haben sich diesem höhern Zwecke dienend untergeordnet. Bald nach dem Kriege von 1813—1815 erschien die populäre Geschichte der Deutschen von

Kohlrausch, die ganz im Sinne der Zeit geschrieben und kurz zusammengedrängt, ein sehr beliebtes Lesebuch in den Schulen war und viele Auflagen erlebte. Was ihr an Gründlichkeit und Kritik abging, ersetzte der glühende Patriotismus. Auch die Geschichten der Deutschen von Carl Adolph Menzel waren von diesem patriotischen Geiste belebt, doch war das Werk für seine große Ausdehnung nicht gelehrt genug und für den populären Zweck zu ausgedehnt. Das Werk des Freiherrn von Gagern bezweckte nur die Darstellung der ältesten Zeiten germanischer Freiheit und Heldengröße, wie das ältere schöne Werk von Maskow. Dann kam die Geschichte Ludens in einer unabsehlichen Reihe von Bänden. Der Verfasser weilt offenbar zu lange bei der ältern Zeit und wird, wenn er überhaupt fertig werden will, die spätern, und weit wichtigeren Zeiten zusammendrängen müssen. Ein paar hundert Seiten über Ariovist, Arminius, die weitschweifigen Auseinandersetzungen der Familienzwiste unter Otto I. sind nicht geeignet, dem Publikum Interesse einzuflößen. Die Geschichte Pfisters ist in einzelnen Parthien vollständig und scharfsinnig, in andern nicht, und im Ganzen scheint er mir nicht gerecht und offen genug in Bezug auf die vielen Schlechtigkeiten, die in der deutschen Politik vorgekommen sind. Peter von Kobbe hat ein brauchbares Handbuch der deutschen

Geschichte geschrieben, dessen Geripp freilich wenig Fleisch hat. Kaum würde die in München erschienene populäre Geschichte der Deutschen von Joseph Heinrich Wolf Erwähnung verdienen, wenn sie sich nicht durch ihre Frechheit als ein Zeichen der Zeit herausstellte. Der unwürdige Verfasser schmuggelt unter einer der Jugend gewidmeten Geschichte des edeln deutschen Volkes gemeine Zoten und verführerische Beschreibungen der Unzucht ein (Band I. Seite 57.)

Ich kann nicht verhehlen, daß mir alle diese Arbeiten nicht genügten, daß es mir eines Werks zu bedürfen schien, in welchem nicht blos die politische, sondern auch die Culturgeschichte, nicht blos die Geschichte der Thaten, sondern auch die des Geistes, nicht blos die Hauptzüge der Generalgeschichte, sondern auch die feinen und charakteristischen Nebenzüge der Spezialgeschichte, nicht blos historische Wahrheit, sondern auch patriotische Wärme, und im Patriotismus wieder nicht blos ein begeistertes Lob deutscher Tugenden, sondern auch ein aufrichtiges Bekenntniß und strenger Tadel deutscher Schlechtigkeiten enthalten seyn müßten, und in diesem Sinne verfaßte ich eine Geschichte der Deutschen, die mit dem vorliegenden Buch in einem genauen Zusammenhange steht. Hier führe ich nur den literarischen Theil von dem aus, was ich dort als Ganzes behandelt. Unsre

Literatur wurzelt in unserer Geschichte. Kaum läßt sich eins ohne das andere gründlich kennen lernen.

Die Werke, die nur einen Theil des großen Ganzen, das man deutsche Geschichte heißt, behandeln, sind ungeheuer zahlreich (die Folge unserer Spaltung) und man findet darunter das Trefflichste, denn die Liebe für das Einzelne und Kleine war immer größer, als die Liebe zum Ganzen und Großen.

Unter den Erforschern deutscher Sprache und Alterthümer stehen die Brüder Jakob und Wilhelm Grimm, vorzüglich aber Jakob voran. Seine Grammatik, welche die Ausbildung der deutschen Sprache geschichtlich nachweist, ist ein klassisches Werk, wie es kein andres Volk aufzuweisen hat. Auch seine Rechtsalterthümer, seine Erforschungen und Bearbeitungen alter Volkssagen, seine Editionen alter Dichtwerke rc. gehören zu dem besten, was für deutsches Alterthum geleistet worden.

In Bezug auf die Sprache wurde durch das historische Verfahren Grimms die bisherige willkührliche Manier, der Sprache Gesetze vorzuschreiben, verdrängt. So viel Verdienst sich Adelung und Campe um die Durcharbeitung unserer Sprache erworben haben, so brachen sie doch, sofern sie das geschichtliche Princip vergaßen, allen Thorheiten der sog. Sprachreiniger die Bahn, die bald diese, bald jene Orthographie und Rechtsprechung einführen wollten.

Vermittelnd zwischen diesen usurpatorischen Sprachtyrannen und dem historischen Principe Grimms stand Jahn, der Turner, der in seinem deutschen Volksthume deutsch zu seyn und zu sprechen auf etwas einseitige Manier befiehlt.

Erst die Rückkehr zu den Sprachdenkmalen des Mittelalters führte zu einem gründlichen Studium unsres Alterthums überhaupt. Schon vor Grimm trieb Gräter das Studium der altnordischen Literatur, und erwarb sich als Vorgänger Verdienste, die wir ihm nicht schmälern wollen, obgleich wir uns gestehen müssen, daß es ihm oft an Geschmack fehlte. In Görres offenbarte sich der tiefste Sinn für das Mittelalter und zugleich der feinste und gewählteste Geschmack in Behandlung desselben. Durch seinen frühern Aufenthalt in Heidelberg, in doppelter Weise theils mit Creuzer, theils mit den romantischen Dichtern verbunden, hat sein feuriger Geist auf beide eingewirkt. Mone, der Schüler Creuzers, fügte zu dessen Symbolik, worin die alte orientalisch-griechisch-römische Mythologie erklärt ist, eine Geschichte des nordischen und deutschen Heidenthums, die mit großer Gelehrsamkeit und allen Vorzügen des Enthusiasmus zugleich einige Fehler des letztern verbindet. Die Dichter Arnim und Brentano sammelten in „des Knaben Wunderhorn“ einen großen Schatz alter Volkslieder. Büsching und von der Hagen, mit dem

größten Fleiße sammelnd und edirend, Lachmann mit besonderer Gründlichkeit sichtend, Hoffmann von Fallersleben ꝛc. zeichneten sich vielfach durch Wiederbelebung der ältern deutschen Literatur, durch Ausgaben und Comentare aus.

Nach diesem Vorgang der Dichter blieben auch die Historiker nicht dahinten. Man fing an, die noch ungedruckten Chroniken und wichtigen Urkunden herauszugeben. Zwar hatten schon in den ersten Jahrhunderten nach Erfindung des Drucks die reichen Reichsbürger, die Universitäten, einige fürstliche Hofhistoriographen und die Benediktiner für große Editionen in Folio gesorgt. Eine Menge scriptores rerum germanicarum, Legendensammlungen, Urkundensammlungen, Gesetzessammlungen traten ans Licht. Doch haben die neuern scriptores unsres fleißigen Pertz, die monumenta Boica, die zum erstenmal gedruckten Ausgaben mehrerer sehr interessanter Chroniken von der Schweiz, von Pommern, Schlesien ꝛc. und sehr zahlreiche Urkundensammlungen von Hormayr, Freyberg ꝛc. bewiesen, daß noch gar manches übrig geblieben war.

Unter den neuen Bearbeitern von Staats- und Rechtsgeschichte unsres Vaterlandes steht Eichhorn oben an, den in jüngster Zeit Philipps und Zöpfl noch zu berichtigen und zu vervollständigen gesucht haben. Hüllmann hat über einzelne Theile der

Staats- und Kirchenverfassung ausgezeichnete Werke geschrieben. Das berühmte Werk von Savigny über das römische Recht im Mittelalter gehört der politischen Geschichte nicht weniger, als der juridischen an.

Ueber die alten Germanen ist unendlich viel geschrieben worden, hauptsächlich seit der Reformation, denn damals erzeugte die tiefe Erniedrigung Deutschlands eine patriotische Reaction in der Literatur, wie später unter Napoleon; damals aber bildete des Tacitus Germania den Kern dieser Literatur, wie später die Niebelungen. Damals wollte man noch klassisch seyn, und selbst Klopstock konnte noch immer den deutschen Patriotismus nicht trennen von der antiken Classicität. Der erste, der das alte Germanenthum als Polyhistor gründlichst durcharbeitete, war Cluwer. Mit mehr historischem Geist stellte Maskow die Thaten unsrer Ahnen bis zur entschiedenen Herrschaft der Franken dar. Mit der größten Gründlichkeit und dem wärmsten Patriotismus malte Justus Möser in seiner Geschichte Osnabrücks die alte Freiheit des Sachsenvolkes aus. Unter den unzählbaren einzelnen Forschungen über die ältesten Zeiten Deutschlands, auf die ich hier nicht eingehen will, heben sich besonders folgende neuere und neueste hervor: Barth (Deutschlands Urgeschichte) über die ältesten Verhältnisse der Deutschen zu den Römern

in Oberitalien und Pannonien, die Boier, Semnonen ꝛc. eine bisher sehr vernachläßigte Parthie der deutschen Geschichte; Manso über die Ostgothen; Aschbach über die Westgothen; Türk über die Longobarden; Gaupp über die Thüringer: Mannert über die Franken.

Unter dem, was über die Karolinger insbesondre geschrieben ist, verdienen die Hausmeyer von Pertz und Ludwig der Fromme von Funk die größte Auszeichnung.

Von den Ottonen ist viel geschrieben, doch fehlt es noch an einer gründlichen Untersuchung der Slavenkriege. Die Germanisirung der Wenden und Serben gehört zu den wichtigsten und einflußreichsten Ereignissen in der deutschen Geschichte, und vielleicht hat nur ein Gefühl von Scham wegen der großen Grausamkeiten, von denen sie begleitet war, die deutschen Geschichtschreiber zurückgehalten, sich tiefer in ihre Erörterung einzulassen.

Ueber das Zeitalter der salischen Kaiser hat Stenzel das Hauptwerk geschrieben; über das der Hohenstaufen bekanntlich Friedrich von Raumer. Das letztere ist auch von Seite der Kirchengeschichte, durch die Geschichte der Kreuzzüge und der mittelalterlichen Kunst und Poesie, vielfältig beleuchtet worden.

Von den luxemburgischen Kaisern hat man da-

gegen bisher noch verhältnißmäßig wenig Notiz genommen. Nur die Geschichte Heinrichs VII. von Barthold ist höchst gründlich und ausgezeichnet. Dagegen hat Carl IV., einer unsrer merkwürdigsten Kaiser, und haben auch die Hussitenkriege noch keinen Geschichtschreiber gefunden, der die große Aufgabe genügend gelöst hätte. Die Geschichte der Hansa von Sartorius erfüllt auch noch nicht alle Ansprüche und eine Geschichte der oberdeutschen und rheinischen Städte-Bündnisse, wie sie vom Standpunkt der heutigen Historiographie aus geschrieben werden müßte, entbehren wir auch noch, obgleich für die Geschichte einzelner Städte sehr viel geschehen ist.

Das Zeitalter der Reformation ist gehörig durchgearbeitet worden und man fährt noch immer fort, daran aufzuklären. Die erste geistvolle Geschichte derselben schrieb Woltmann; in den letzten Jahren hat F. C. von Buchholz sie in seinem Leben Ferdinands I. vom katholischen Standpunkt aus mit der größten Gelehrsamkeit sehr ausführlich dargestellt, zu geschweigen unzähliger besonderer, einzelne Scenen und Personen der Reformation betreffenden Werke, unter denen die Aufklärungen über den Bauernkrieg von Oechsle sich vorzugsweise auszeichneten. Auch der dreißigjährige Krieg ist sehr speziell behandelt worden. Das Neueste sind die Aufklärungen über Wallenstein durch Fr. Förster und Schottky, die

Geschichte Bayerns unter Maximilian I. von Wolf, der Braunschweiger Lande unter dem Herzog Georg von Graf von der Decken rc. Durch solche neue Forschungen sind die ältern Darstellungen sehr ergänzt und zum Theil ganz neue Ansichten gewonnen worden.

Der Einfluß des siècle de **Louis XIV.** auf Deutschland ist in seinem Zusammenhange noch nicht dargestellt worden, was doch die Aufgabe eines vortrefflichen Werkes werden könnte. Auch der spanische Erbfolgekrieg ist seit dem ältern und übrigens brauchbaren Herchenhahn noch nicht vom Standpunkt der neuern Geschichtschreibung aus und auf den Grund neuer Urkunden beschrieben worden. Erst Förster hat mit seiner Geschichte Friedrich Wilhelms I. hier eine neue Bahn gebrochen. Ueber Friedrich den Großen ist das Werk von Preuß gründlicher, als alle frühern von Archenholz rc.. Die jüngere Zeit konnte noch keinen zugleich umfassenden und ganz unpartheiischen Geschichtschreiber finden. Mansos Geschichte des preußischen Unglücks und Siegs ist das Würdigste, was in dieser Beziehung bisher geleistet worden. Ueber Oesterreich ist Schnellers Werk das merkwürdigste gewesen.

Die bei weitem zahlreichsten und auch besten Spezialgeschichten betreffen einzelne Provinzen oder wohl gar nur Städte Deutschlands. Indem ich hier

auf die Unzahl von Namen nicht eingehen kann und mag, sondern desfalls wiederholt auf meine „Geschichte der Deutschen" hinweise, will ich nur einige der vorzüglichsten aufmerksam machen. Durch ihren Geist steht Justus Mösers Geschichte von Osnabrück, Spittlers G. von Hannover, Langs G. von Baireuth oben an; durch übersichtliche Klarheit und Gründlichkeit Voigts G. von Preußen, Mailaths G. von Oestreich, Rommels G. von Hessen, Campens G. der Niederlande, Warnkönigs G. von Flandern; durch genaue Erörterung der bürgerlichen und bäuerlichen Verhältnisse Ildefons von Arrs G. von St. Gallen, Genslers G. des Grabfelds, Jägers G. von Ulm, Kirchners G. von Frankfurt ꝛc., vieler andern kaum weniger ausgezeichneten nicht zu gedenken.

An Memoiren haben wir Deutsche niemals einen solchen Reichthum gehabt, wie Frankreich. Unsere Staatsmänner machten selten die Ansprüche schöner Geister, verachteten meistentheils die Schriftstellerei, oder wagten aus Gründen der Loyalität und Furcht und aus Rücksicht für ihre Familien keinen Federzug. Daher finden wir in frühern Zeiten nur die Memoiren des Freiherrn von Pöllnitz, eines vornehmen Aventuriers und die der Frau Markgräfin von Bayreuth. Beide waren durch Geist und Lage unabhängig und schrieben französisch. Dann

folgten die Memoiren Friedrichs des Großen und einiger Staatsmänner, des Herrn von Dohm und Grafen Görz und von Massenbach, dann zuletzt die der Herren von Gagern und von Strombek, so wie die von Rüder herausgegebenen einem großen Minister zugeschriebenen Denkwürdigkeiten. Dankbare Enkel haben angefangen, die Erinnerungen ihrer Vorfahren herauszugeben. So erschien unlängst die interessante Lebensgeschichte des Feldmarschalls von der Schulenburg, der nach einander beinahe allen Potentaten diente. Allein verhältnißmäßig ist das, was uns die deutschen Staatsmänner schriftlich hinterlassen haben, unendlich wenig in Vergleich mit dem, was sie hätten sagen können.

Unter den geographischen Werken über Deutschland galt lange Zeit das von Büsching als das completteste. In der jüngsten Zeit sind sehr viele Geographien unsres Vaterlandes erschienen, unter denen die von Stein, Vollrath Hoffmann &c. sich durch Klarheit und zusammengedrängte Vollständigkeit besonders auszeichnet. Unter den Reisebeschreibungen galt die sehr ausführliche von Nicolai einst als das höchste Muster, doch seine Berliner Subjectivität machte sich darin auf eine so fatale Weise geltend, daß objective Darstellungen, wie von Gercken, Küttner &c. gut aufgenommen wurden. Zuletzt hat der humoristische Weber in seinem

„Deutschland" unser gesammtes Vaterland theils als ein viel gereister Mann nach dem Augenschein, theils als Polyhistor nach zahllosen Topographien und Spezialgeschichten und als Humorist mit unübertrefflicher Laune geschildert.

Politische Wissenschaften.

Wohl in keinem Zweige unserer Literatur ist die ausländische Färbung so auffallend, als in der politischen. Die Reformation haben wir selbst gemacht, aber in allen politischen Verbesserungen der neuern Zeit sind uns die Franzosen und Engländer zuvorgekommen, und bejahend oder verneinend, nachahmend oder entgegenkämpfend bezieht sich bei uns alles auf die Lehren und auf das Beispiel unsrer Nachbarn jenseits der Vorgesen und des Canals. Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts waren unsre Fürsten sämmtlich kleine Ludwige XIV.; jetzt sind unsre Kammern kleine französische Deputirtenkammern, kleine englische Parlamente. Wir sind leider immer im Kleinen das, was unsre Nachbarn im Großen sind, wir sind im Einzelnen das, was jene im Ganzen sind. Wir bleiben zerstückelt und klein im Raum, wir bleiben hinten zurück in der Zeit. Kom-

men wir dann endlich nach, so ziehen wir die abgetragenen Kleider unsrer Nachbaren an, als ob wir ihre Bedienten wären.

Eine geraume Zeit schien es, als ob wir Deutschen eigentlich gar keine Politik mehr brauchten. Es bekümmerte sich eigentlich niemand mehr um Politik, außer einige wenige Leute in einigen wenigen Cabinetten, die ganz in der Stille die Maschine lenkten. Die antipolitische Stimmung der Deutschen im vorigen Jahrhundert war so entschieden, daß noch in unsern Tagen Vollgraff mit einigem Scheine der Wahrheit behaupten konnte, der Deutsche sey überhaupt nicht für den Staat gemacht.

Erst durch die Noth und zwar von außen her sind wir aus dieser Apathie gerissen worden, aber der eigne Antrieb fehlt und mit ihr alle Originalität, alles Großartige.

Wir haben genug gelitten, um uns um Politik bekümmern zu müssen. und zu wenig gethan, um zugleich etwas Großes dafür leisten zu können. Wir haben zu viel Muster vor uns und zu wenig Selbstständigkeit, um selbst Muster zu seyn. Unser Zustand wechselt deßfalls, ohne festen Charakter, wie wir gestoßen werden. Man findet nirgend so viele Mittelzustände, als in Deutschland. Man will es überall recht machen, und gewiß haben Wenige die Macht, die nicht zugleich die Nothwendigkeit fühlten,

es recht machen zu müssen; aber der Ansprüche sind zu viele und da der Hauptanspruch wie der gegenwärtigen Zeit so des deutschen Pflegmas überhaupt Mäßigung und Frieden ist, so kann es nicht wohl anders seyn.

Wir haben uns nur nothgedrungen auf den politischen Schauplatz reißen lassen und finden uns noch nicht sonderlich darauf zurecht. Was wir etwa haben thun müssen, kann man kein eigentliches Handeln nennen, und unsre Reden wollen deßfalls noch weniger bedeuten.

Von jeher sind nur solche Völker, deren ganze Thätigkeit im öffentlichen Staatsleben sich concentrirte, zugleich durch eine politische Literatur ausgezeichnet gewesen, Griechen, Römer, Engländer, Franzosen und in bessern Zeiten auch die Italiener. Diesen müssen wir den Vorrang zugestehen. Zwar fehlt es uns an Theorien und phantastischen Träumen nicht, und wir sind daran vielleicht sogar reicher, als andre Völker, weil die Phantasie einen desto freiern Spielraum gewinnt, je weniger der Mensch in einer schönen Wirklichkeit thätig ist. Auch unsre philosophischen Systeme erzeugen mannigfaltige Ansichten vom geselligen und politischen Leben. Die Theorien verhalten sich aber zum Leben selbst etwa nur wie die Poesie. Man träumt sich in ein politisches Eldorado hinein, und wacht so nüchtern auf,

wie zuvor. Da den Deutschen eine große und freie Tribüne fehlt, so sollte man erwarten, sie würden ihre ganze Kraft desto wirksamer in der Literatur geltend machen. Es ist aber umgekehrt. Eine gute politische Literatur geht immer erst aus der Schule der politischen Beredsamkeit hervor.

Eine geraume Zeit nahm die Religion alles Interesse der Nation in Anspruch, so daß selbst die großen Umwälzungen der Reformation eher dazu dienten, den Sinn für Politik nicht bei den Höfen, aber beim Volk einzuschläfern, als zu erwecken. Später trat eine behagliche Gewohnheit ein, bei der fast alle politische Fragen ganz in Vergessenheit geriethen. Der Wohlstand nahm nicht so gewaltig zu, daß die überflüssige Kraft große Thaten und Institutionen hätte hervorbringen können; er sank aber auch nie so gänzlich, daß die Verzweiflung zu Umwälzungen geführt hätte. Die Fürstenhäuser genossen fast ohne Ausnahme das kindliche Vertrauen der Unterthanen, besonders seit ihre wechselseitigen Interessen in den Religionskämpfen so eng verschlungen worden. Die Masse hatte zu essen, und ausgezeichnete Geister fanden in den Wissenschaften und Künsten eine angemessene Wirksamkeit. Die Erscheinung der französischen Revolution, und die Art, wie man sie in Deutschland aufnahm, hat hinlänglich bewiesen, wie wenig

man in Deutschland für ein reges politisches Leben gestimmt und vorbereitet war.

Der Deutsche liebt die Familie mehr als den Staat, den kleinen Kreis von Freunden mehr als die große Gesellschaft, die Ruhe mehr als den Lärm, die Betrachtung mehr als das Raisonniren. Es muß zugestanden werden, daß diese Eigenheiten zu eben so viel Lastern als Unglücksfällen geführt haben, daß nur durch sie verschuldet worden ist, was man uns mit Recht so oft und lange vorgeworfen, Bethörung und Unterdrückung durch Fremde, Unempfindlichkeit für nationelle Schande, Vernachläßigung gemeinsamer Interessen, enge peinliche Spießbürgerlichkeit und Versauern in der trägen Ruhe. Auf der andern Seite beweist uns aber die frühere Geschichte, daß dieselben Grundzüge des Nationalcharakters sich auch mit großen politischen Thaten und Instituten haben vereinigen lassen. Aus ihrer Wurzel ist der Riesenbaum der altgermanischen Verfassung erwachsen, der Jahrhunderte lang Europa wohlthätigen Schatten gegeben. Von allen Verfassungen des Alterthums unterschied sich die germanische dadurch, daß sie das Gemeinwesen der individuellen Freiheit und dem Familienwesen unterordnete. Der Staat sollte dem Einzelnen dienen, während in Rom und Sparta der Einzelne Leibeigner des Staates war. Jene Allgemeinheit des Staats, die allein souverain ist, der jeder

Bürger unbedingt unterworfen ist, die einen eignen Willen und eigne Zwecke hat, war den Deutschen von jeher in der Natur zuwider. Diese Abneigung gegen den Götzendienst des weltlichen Staates bahnte später der Hierarchie den Weg. Zuletzt aber brachte sie uns in einen völlig passiven Zustand; wir wurden regiert und dachten nicht daran, wir litten alles und unter hunderttausenden frug kaum einer, warum?

Indeß ist in der neuesten Zeit der Sinn für Politik sehr lebendig erwacht. Große Unglücksfälle haben uns an die Fehler erinnert, durch welche wir dieselben verschuldet. Die Umwälzungen der Nachbarländer haben uns zum Theil zur Nachahmung oder doch zur Aufmerksamkeit gezwungen. Gewaltstreiche von außen haben unsern innern politischen Zustand mannigfach verändert, und manche Verbesserungen haben wir selbst zu Stande gebracht. Die fortgeschrittene Cultur verlangt manche Aenderung. Die Kriege, die wir für den Bestand unsrer Staaten geführt, haben sie uns werth genug gemacht, daß wir sie mit größerem Interesse, als bisher, ins Auge fassen. Die politische Ehre, die wir wieder errungen haben, hat uns den Sinn für Politik wohlthätig erfrischt. Thaten haben zur Betrachtung geführt.

Diese neue Politik aber ist größtentheils in einer fremden Schule gebildet, alle Parteien, die Kabinette, die Stände, die Liberalen haben im Ausland ihren

Unterricht empfangen. Wo indeß die deutsche Eigenthümlichkeit vorschlägt, äußert sie sich in derselben Systemsucht und Phantasterei, die wir in allen Wissenschaften geltend machen. Die Praktiker, die das Ruder führen, sind davon so wenig ausgeschlossen als die stillen Schwärmer in den Dachstuben, die nichts regieren als die Feder. Jene wollen der Gegenwart das Unmögliche aufdringen, diese der Zukunft das Mögliche. Jene legen die Völker auf ihre Tabellen, wie den heiligen Laurentius auf den Rost, diese machen sich goldne Träume von der Zukunft, die sich bekanntlich, wie das Papier, alles gefallen läßt, wobei aber die Kuh immer verhungern muß, bevor das Gras gewachsen ist. Wagt es das völlig passive Publikum, sich über die Gewaltthätigkeiten der Theorien zu beklagen, oder die Phantome der Ideologen zu verlachen, so heißt es von beiden Seiten mit Fichte: das Publikum ist kein Grund, unsre Weisheit in Thorheit zu verkehren.

Das schlimmste ist, daß beide am allerwenigsten an die materielle Freiheit der Völker denken, die doch die nächste ist, deren wir auf unsrer gegenwärtigen Stufe der Cultur fähig sind, und die allein uns frommen kann. Die praktischen Staatsverbesserer stürmen durch das stille Daseyn der Philister und opfern den Einzelnen dem Ganzen; die schwärmenden Weltverbesserer aber denken nur an die mora-

lische Freiheit, an einen idealen Zustand, der vielleicht am Ende der Zeiten liegt.

Was die in neuerer Zeit so häufig gewordenen durchgreifenden Staatsverbesserungen und Reorganisationen in ihrer Gewaltthätigkeit einigermaßen hemmt, gewährt doch keinen sonderlichen Trost. Dies ist nämlich die an sich ehrwürdige Achtung vor dem Alten, die aber in dem Zustande, wohin uns die Zeit einmal unaufhaltsam fortgerissen hat, niemals mehr zur Consequenz des alten Systems zurückführen kann, und also der Consequenz des neuen nur hinderlich ist. Zwischen beide stellt sich ein System von Flicksystemen, es wird beständig eingerissen und wieder angebaut, aus allen Zeitaltern und für alle Stände haben sich Institutionen erhalten, und wieder an jedem Orte besondre, unzählige neue sind dem angeklebt worden, und alle verhalten sich zu den einfachen, die man haben könnte, wie eine Trödlerbude voll alter Kleider zu einem reinlichen Anzug. Die Staatspraktiker müssen nicht nur Theoretiker seyn, sondern auch Historiker und Philologen, und die Gelehrsamkeit steht nicht sowohl unter dem Schutz des Staates, als der Staat unter dem Schutz der Gelehrsamkeit.

Was auf der andern Seite die Ausschweifungen der Weltverbesserer hemmt, ist wohl eben so wenig tröstlich. Dies ist die Censur; man kann in der

That nicht an die Mängel unsrer politischen Literatur denken, ohne daß uns sogleich die großen Lücken einfallen, die Censurlücken, welche von allen den Werken erfüllt seyn könnten, die eben des Preßzwangs wegen gar nicht existiren. Diese führen dann die unangenehme Betrachtung sogleich auch auf die furchtsamen, halben und albernen Urtheile, welche die Angst vor der Censur oder das Vertrauen, daß sie keine Concurrenz besserer Urtheile zulassen werde, so häufig hervorbringt. Doch davon ist schon oben die Rede gewesen. Die Censurübel sind nichts neues, sie wechseln nur den Ort, auf den sie fallen, und scheinen zu den Kinderkrankheiten der Völker zu gehören. Sie sind ein Aussatz, der hie und da die Haut wegnimmt, das Kind stirbt aber nicht daran.

Bevor wir die Literatur der politischen Praxis betrachten, wollen wir einen Blick auf die Theorien werfen. Alle Praxis geht von den Theorien aus. Es ist jetzt nicht mehr die Zeit, da die Völker aus einem gewissen sinnlichen Uebermuth, oder aus zufälligen örtlichen Veranlassungen in einen vorübergehenden Hader gerathen. Sie kämpfen vielmehr um Ideen und eben darum ist ihr Kampf ein allgemeiner, im Herzen eines jeden Volkes selbst, und nur in sofern eines Volkes wider das andre, als bei dem einen diese, bei dem andern jene Idee das Uebergewicht behauptet. Der Kampf ist durchaus philosophisch ge-

worden, so wie er früher religiös gewesen. Es ist nicht ein Vaterland, nicht ein großer Mann, worüber man streitet, sondern es sind Ueberzeugungen, denen die Völker wie die Helden sich unterordnen müssen. Völker haben mit Ideen gesiegt, aber sobald sie ihren Namen an die Stelle der Idee zu setzen gewagt, sind sie zu Schanden worden; Helden haben durch Ideen eine Art von Weltherrschaft erobert, aber sobald sie die Idee verlassen, sind sie in Staub gebrochen. Die Menschen haben gewechselt, nur die Ideen sind bestanden. Die Geschichte war nur die Schule der Prinzipien. Das vorige Jahrhundert war reicher an voraussichtigen Speculationen, das gegenwärtige ist reicher an Rücksichten und Erfahrungsgrundsätzen. In beiden liegen die Hebel der Begebenheiten, durch sie wird alles erklärt, was geschehen ist.

Es gibt nur zwei Principe oder entgegengesetzte Pole der politischen Welt, und an beide Endpunkte der großen Achse haben die Parteien sich gelagert und bekämpfen sich mit steigender Erbitterung. Zwar gilt nicht jedes Zeichen der Partei für jeden ihrer Anhänger, zwar wissen manche kaum, daß sie zu dieser bestimmten Partei gehören, zwar bekämpfen sich die Glieder einer Partei unter einander selbst, sofern sie aus ein und demselben Princip verschiedene Folgerungen ziehn; im allgemeinen aber muß der

subtilste Kritiker so gut wie das gemeine Zeitungspublikum einen Strich ziehn zwischen Liberalismus und Servilismus, Republikanismus und Autokratie. Welches auch die Nuanzen seyn mögen, jenes claire obscure und jene bis zur Farblosigkeit gemischten Tinten, in welche beide Hauptfarben in einander übergehn, diese Hauptfarben selbst verbergen sich nirgends, sie bilden den großen, den einzigen Gegensatz in der Politik.

Statt einer Definition des Liberalismus gebe ich lieber eine geschichtliche Entwicklung desselben.

Liberal war schon die Reformation, so weit sie sich nicht bloß den kirchlichen, sondern auch schon einigen weltlichen Institutionen des Mittelalters widersetzte. Alle Fürsten, die sich unter dem Vorwand der Religionsfreiheit vom Kaiser unabhängig machten, hielten sich für sehr liberal. Chemnitz oder Hippolytus a Lapide und Pufendorf, welche im schwedischen und brandenburgischen Interesse die alte Reichsverfassung angriffen, hielten sich für sehr liberal. Es waren die Neuerer, die Revolutionäre ihrer Zeit. Die Revolution, die Zerstörung des heiligen Reichs im Mittelalter, ist von den Fürsten ausgegangen, war Sache der Fürsten.

Reform war das erste Gewand, der erste Name des europäischen Liberalismus. Der zweite war die Aufklärung oder die Philosophie, weshalb das vorige

Jahrhundert das philosophische heißt. Auch hiebei waren die Fürsten noch sehr thätig. Die Aufklärung diente auf doppelte Weise ihrem Interesse gegenüber theils der Kirche, der man ihre letzten Güter nahm, theils dem Adel, den man sich vollends unterwerfen wollte. Nicht nur unser Joseph II. setzte die Aufklärung dem Papst und den Magnaten entgegen; in derselben Weise war auch Pombal in Portugal, ja sogar Katharina II. in Rußland aufgeklärt. Die Aufklärung, als ein sicheres Mittel, die Hierarchie und Aristokratie zur gänzlichen Ohnmacht abzuschwächen und dagegen die absolute Monarchie zu stärken, machte im vorigen Jahrhundert erstaunenswürdige Fortschritte, beinah in allen Staaten Europa's. Die Höfe schwärmten dafür, Höflinge und Philosophen sanken einander in die Arme.

Menschheit wurde das Sprichwort dieser Aufklärung. Joseph II. öffnete den Wienern einen großen Volksgarten und schrieb darüber: „der Menschheit von ihrem Schätzer." Alles stimmte mit den Worten jenes Romanes überein, worin ein schwärmender Jüngling ausruft: „fragt mich, o ich bitt' euch, mein Vater! fragt mich, was ich von dieser Menschheit halte, damit ich freudig antworten könne: es sind meine Brüder und ich liebe sie mit Bruderliebe!" Die Schriften Rosseau's und ihr Einfluß auf die deutsche Pädagogik und Poesie, so wie der Einfluß

der englischen Philosophie, Erfahrungsseelenlehre und Sittengemälde beförderten diese allgemeine Menschenliebe ausnehmend.

Die ganze Sache war aber eine ziemlich unbedachte Spielerei, eine bloße Modesache. Die Höfe wußten eigentlich nicht was sie thaten, oder sie mußten eigentlich selbst darüber lächeln, wenn ihre Handlungsweise so ganz ihren schönen Worten widersprach. Friedrich der Große schrieb einen Antimachiavel, worin er heftig gegen die politische Immoralität des Florentiners eiferte; Katharina II. stand mit den edelsten Philosophen und Dichtern in vertraulicher Korrespondenz und schrieb die humansten Sentenzen nieder. Und was thaten die, welche so schöne Worte machten? Polen weiß davon zu sagen.

Da wo die Aufklärung nicht gegen Geistlichkeit und Adel gerichtet war, wo sie nicht bloß die Autokratie unterstützte, wo sie auch die Zustände des Volks verbessern sollte, war sie nirgends viel mehr als Spiegelfechterei.

Man schickte einen Reisenden oder gar ein ganzes Schiff in den fünften Welttheil oder ins innere Afrika, um den wilden Menschen unsere Cultur und unsere Laster mitzutheilen und ein Paar derselben nebst andern Kuriositäten zur Ergötzung höchster Herrschaften mitzubringen. Man holte Schweizer und Schweizerkühe herbei, oder errichtete kleine Kolonien mit hollän-

dischen Häuschen, als ein Kinderspielzeug für Prinzessinnen, die sich einmal ländlich verkleiden und Arkadien spielen wollten. Man errichtete Runkelrüben-Zucker- und Cichorien-Fabriken, um mit solchen selbsterzeugten Colonial-Waaren zu prahlen. Es kam einmal vor, daß in einem Hungerjahr eine ganze Provinz gezwungen wurde, statt des Korns Tabak zu pflanzen. Das waren die materiellen Wohlthaten der Aufklärung zu derselben Zeit, wo man noch viele tausend Deutsche in die Colonien verkaufte, wo noch Tortur, Spießruthen, Leibeigenschaft, Steuerfreiheit des Adels, Ausschließung der Bürgerlichen von Offiziersstellen im vollen Flor waren.

Es fehlte nicht an Schriftstellern, welche diese Widersprüche erklärten, aber sie wollten oder konnten nicht ganz frei reden. Die Wenigen, die es wagten, waren sämmtlich Würtemberger, in denen der alte Geist der germanischen Freiheit noch nicht ganz erstorben war, sofern in ihrem kleinen Lande die Landstände den noch nicht abgerissenen Faden des alten Rechts fortspannen. Johann Jakob v. Moser büßte auf der Festung den Frevel, daß er unter Höflingen die Wahrheit sagen, unter Weibern hatte ein Mann seyn wollen. So arm war Deutschland an politischer Wahrheit und an politischem Muth, daß im ganzen vorigen Jahrhundert dieser eine Mann beinahe ganz allein ihren Ruhm consumirte. Und

doch hat man ihn schon wieder vergessen. Seine vortrefflichen Schriften, worin unter freilich antiquirten Abhandlungen viel für die Ewigkeit geschriebene Wahrheiten stehn, sollten wohl billig mehr geachtet werden. Der Dichter Schubart folgte Moser in der kühnen Sprache und im Kerker nach. Er war freilich kein Staatsmann und Rechtsgelehrter, aber er fühlte besser als irgend Einer. Seine schwäbische Chronik und seine Gedichte enthalten Diamanten vom edelsten Feuer. Auch der große Dichter Schiller trat in diese Fußtapfen. Auch er schilderte in Kabale und Liebe die ungeheure Kluft zwischen der kleinen Hofpolitik und den großen Ansprüchen der Menschheit. Auch er mußte flüchten.

Andere freisinnige Schriftsteller entgingen der Verfolgung, weil sie gemäßigter oder vorsichtiger waren. Lessing stellte in seiner Emilia Galotti ein Bild der Höfe auf, was den Höfen ungünstiger gewesen ist, als es hundert Werke der Publicisten hätten seyn können; aber der zarte Schleier der Dichtkunst war sein starker Schild. Iffland brachte nachher allen möglichen politischen Jammer auf die Bühne, da er aber nie verfehlte, die Schuld von den Herren ab und auf die Diener zu wälzen, so nahm die Censur kein Aergerniß daran. Herr v. Meyern schrieb in Volney's Geist den politischen Roman Dyanasore, aber diese schwärmerische Hymne auf die Frei-

heit bewegte sich im Land der Ideale und Theorien und stieß nicht unmittelbar an. Justus Möser erinnert an die altgermanische Freiheit, und Klopstok besang sie, aber die Zeit der Perücken lag derselben zu entfernt, als daß diese Geisterbeschwörung nicht am Ende lächerlich erschienen wäre. Schlözer ging schonungslos mit den kleinen Gräflein und Aebten und Spießbürgern um, aber die großen Verhältnisse mußte er zart behandeln.

Die genauere Bekanntschaft mit den Alten, und mit Engländern und Franzosen war es hauptsächlich, durch welche das Studium der Politik unter uns Deutschen angeregt und die Begriffe darüber aufgehellt waren. Archenholz that besonders viel als Journalist, uns mit den Verhältnissen der Engländer bekannt zu machen. Nicht ohne Einfluß blieben ferner die Ansichten gebildeter Aerzte und Naturforscher, welche die Engherzigkeit im Vaterlande aus einem höhern Standpunkt beurtheilten. So der berühmte Arzt Zimmermann in seinem vortrefflichen Werke über den Nationalstolz. So der noch berühmtere Weltumsegler Georg Forster in seinen Ansichten des Niederrheins rc.

Alle diese warmen Köpfe übten Einfluß auf das Volk. In der Schule blieben nur steife Staatsrechts-Lehrer zurück, welche die Archive von Wetzlar mit Reichsuntersuchungsakten füllten, an die bald darauf

die Franzosen lustig Feuer legten. Zwischen die freisinnigen Volksschriftsteller und vertrockneten Katheder-Männer trat aber Spittler mit dem ersten vernünftigen Handbuch der Politik in die Mitte, wie Aristoteles zwischen die Platoniker und Sophisten. Es ist etwas von Aristotelischer Kälte und Trockenheit in seinem System, weil er die Dinge und Menschen nimmt, wie sie sind, und nicht, wie sie seyn sollen. Aber er hat sehr wohlthätigen Einfluß auf die wissenschaftliche Behandlung der Politik geübt, durch die Klarheit seiner Eintheilungen und Hauptbegriffe.

Das war die erste Periode der liberalen politischen Literatur in Deutschland. Sie war im Ganzen sehr harmlos und unschuldig, nicht selten kindisch. Man beklagte sich und träumte von bessern Dingen, aber kaum dachte man an die Mittel, wie das Schlechtere in das Bessere verwandelt werden könnte.

Diese unpraktische Richtung sollte auch noch nicht so bald verlassen werden. Die französische Revolution und Napoleons Gewaltherrschaft stürzten uns erst in den Abgrund der Theorien hinein. Der historische Boden wankte, das alte Reich stürzte zusammen, die letzten alten Garantien der längst verkümmerten Freiheit erloschen. Da griff man mit beiden Armen in die Luft, um noch eine flüchtige Hoffnung zu erhaschen und es waren Theorien, Träume, was man fing. Anfangs wetteiferten wir mit den Franzosen.

Sie machten die Republik und wir bewiesen mit dem Finger an der Nase, daß die Republik die beste Staatsform sey. Damals, während wir von Freiheit schwärmten, wurde uns das Vaterland unter den Füßen weggezogen. Später erinnerten wir uns dieses Vaterlandes, eroberten es wieder und schwärmten nur noch von Deutschland und immer von Deutchland, und merkten nicht, daß uns unterdeß wieder die Freiheit unter den Füßen weggezogen wurde.

An der Spitze derer, die von der französischen Revolution zur kühnsten Philosophie der Freiheit begeistert wurden, stand Fichte. Liberale Theorien gab es schon längst, und mitten in dem Wechsel der Revolution gab es in Paris sehr scharfe Systematiker, doch eine tiefere wissenschaftliche Begründung der Freiheitslehre gab erst unser Fichte. Er führte die bedingte Freiheit der Gesellschaft auf die unbedingte Freiheit des Individuums zurück. Er machte die Selbstbestimmung zum Princip, und folgerte erst hieraus den contrat social. Er that aber noch mehr, indem er den Staat zugleich auf eine moralische Grundlage zurückführte und die Freiheit nicht als ein Menschenrecht, sondern als eine Menschenpflicht nachwies. Dies charakterisirt ihn als einen Deutschen. Wir sind in unserer Denkweise sehr moralisch. Wir untersuchen mehr die Schuldigkeiten als die Forderungen des Menschen. Das Recht scheint uns erst dann von

selbst zu entspringen, wenn jeder seine Pflicht thut. Bei andern Nationen dreht sich aller politische Streit immer um die Rechte. Namentlich haben die Franzosen von allen Parteien den besten politischen Zustand, bei den einen die Freiheit, bei den andern die Autokratie, immer als ein Recht zu behaupten getrachtet, die einen als ein ursprüngliches Menschenrecht, die andern als ein historisches altes Recht. Erst vor kurzem haben sie auch den Grundsatz: Das Recht sey nur die Pflicht! geltend zu machen versucht, was die deutsche Ehrlichkeit längst behauptet. Fichte sagt: „Recht ist, was uns das Gewissen befiehlt, also Pflicht. Was uns das Gewissen nicht verbietet, dürfen wir thun, und was wir thun dürfen, ist ein Recht."

Diese Begeisterung für eine von der Tugend unzertrennliche Freiheit griff unter den jungen Leuten auf Universitäten um sich und pflanzte sich bis in den Tugendbund und die Burschenschaften fort. Besonders machten Fichte's Reden an die deutsche Nation großes Aufsehen. Dagegen wurde eine seiner merkwürdigsten Schriften, eine anonym erschienene Rechtfertigung der französischen Revolution, im Kriegslerm überhört und vergessen.

Einer unserer liebenswürdigsten Geister, Georg Forster, kam von einem andern Standpunkt aus zu demselben Resultate. Man kann ihn, wenn man

will, mit Lafayette vergleichen. Er hatte die Welt gesehen, kam über das Meer zurück, mußte über die deutsche Pedanterei erstaunen und predigte die Lehre von der reinen Menschlichkeit, wie er sie von den Vorurtheilen der Völker befreit dachte und wünschte. In Mainz erreichte ihn die feurige Brandung der französischen Revolution. Er vergaß um der Freiheit willen das Vaterland und schloß sich den Narren und Bösewichtern an, die auf das Commando eines französischen Generals eine französische Filialrepublik am Rhein errichteten. Doch bald ward er seines Irrthums inne und starb. Neben ihm war vorzüglich Wedekind als Broschürenschreiber thätig, der aber nur auf sehr triviale Weise die Glaubensartikel der französischen Jakobiner ins Deutsche übersetzte. Weit genialer, mit geschichtlicher Uebersicht, mit philosophisch klaren Gedanken und mit poetischer Farbengluth schrieb damals zu Coblenz der nachher so ganz anders gewordene Görres seinen Hergnelmer oder den politischen Thierkreis und seinen Rübezahl, worin die kühnste Freiheit verkündet wurde. Das unkluge und zum Theil feige und treulose Benehmen vieler kleinen geistlichen und weltlichen Herren im westlichen Deutschland, namentlich seit dem Rastadter Congreß, veranlaßte die mitunter geistvollen Satyren von Momus. Unter den freisinnigen Journalisten, die besonders seit dem Basler Frieden, da die französische

Republik von Preußen anerkannt wurde, etwas mehr Luft bekamen, zeichnete sich Huber aus, der die Wittwe Georg Forsters, die nachher als Romanschreiberin berühmt gewordene Therese Huber, heirathete. Uebrigens erschienen nicht wenig anonyme Schriften, worin bald die französische Freiheit gepriesen, bald an den alten Regierungen Rache genommen wurde. So kamen mehrere Schriften gegen die lüderliche Wirthschaft in Bayreuth heraus, der endlich die preußische Administration unter Hardenberg ein erwünschtes Ende machte. Auch fehlte es nicht an Patrioten, welche sich über den Rastadter Congreß in Flugschriften empörten. Damals schon schrieb der Freiherr v. Gagern eine schöne patriotische Klage, die freilich nichts half. Alle diese schwachen Appellationen an Vernunft und Ehre verstummten bald unter der eisernen Tyrannei Napoleons. Der wackere Seume, früher schon ein Opfer der elenden deutschen Zustände, in die Colonien verkauft, durch sein Talent gehoben, aber in Deutschland wieder dem Mangel und Kummer Preis gegeben, machte seinen berühmten „Spaziergang nach Syracus", um den Jammer seines von Frankreich mißhandelten Vaterlandes nicht mit anzusehen und hinterließ, da er bald aus gekränkter Vaterlandsliebe starb, in seinen Aphorismen Worte des tiefsten Schmerzes, des edelsten Zorns. Buchhändler Palm, der die letzte

freie Stimme laut werden ließ, wurde durch ein Kriegsgericht verurtheilt und erschossen.

Nun ertönten zum erstenmal wieder Freiheitsstimmen von Orten her, wo man sie am wenigsten erwartet hätte. Dieselben absoluten Mächte, die kurz vorher ein mit allgemeiner Vernichtung drohendes Manifest gegen die Freiheit in Frankreich geschleudert hatten, appellirten jetzt an die Freiheit in Deutschland. Oestreichische, nachher preußische, sogar russische Proklamationen riefen die deutschen Männer im Namen der Freiheit zum Kampf gegen Napoleon auf; die Bundesacte versprach landständische Verfassungen für ganz Deutschland und in einigen kleinen Staaten wurden sie wirklich nach und nach eingeführt.

Diese geschichtlichen Vorgänge mußten freilich auf die politische Bildung und Literatur der Deutschen großen Einfluß haben. Wir sahen die Freiheit nicht mehr wie die Fata Morgana in der Luft, im Nebelland der Träume oder bei anderen Nationen; wir glaubten sie seit langen Jahrhunderten zum erstenmal wieder leibhaftig auf eigenem Grund und Boden zu fassen. Sie fing daher an, auch solche Leute zu interessiren, die ihr bisher wenig Aufmerksamkeit geschenkt hatten. Freisinnige Blätter aller Art tauchten an allen Enden auf, der politische gute Rath wurde in Scheffeln feil geboten. Es entstand ein so lautes liberales Geschrei, an dem sogar die (turnende) Schul-

jugend Theil nahm, daß die Mächte besorgt wurden und sich beeilten, es schnell zu dämpfen.

Damals war sehr viel Gemüth vorhanden aber wenig Verstand. Wo hätte auch der Verstand herkommen sollen? Die Leute waren plötzlich mit beiden Füßen in die Politik hineingerathen, von der sie vorher nie etwas gewußt hatten. Es fehlten ihnen die ersten Rudimente, das politische A B C. Es schwebten ihnen dunkle Begriffe vor von allgemeiner Freiheit, von Repräsentation und dergleichen, aber sie waren weit entfernt, den Staat nach allen Beziehungen der Verfassung und Verwaltung in allen Theilen von unten bis oben durchsichtig klar zu sehen. Auf den Schulen, in den Bildungsanstalten und selbst in der Literatur war herkömmlich alles Politische ignorirt, als etwas höchst Langweiliges beseitigt und belächelt worden. Göthe's Antipathie gegen die Politik hatte sich beinahe dem ganzen gebildeten deutschen Publikum mitgetheilt. In guter Gesellschaft etwa von Municipalverfassung, von einem Strafcodex, von einem Steuercataster zu sprechen, wäre Niemanden eingefallen. Man wußte von diesen Dingen nichts und gähnte, wenn man nur einmal die Namen hörte.

Auch war man noch viel zu sehr in der kriegerischen Begeisterung. Man begnügte sich also, nur recht poetisch für Deutschland, für dessen alte Erinnerungen und neu erworbene Ehre zu glühen. Das

Vaterland stand in der ersten, die Freiheit erst in der zweiten Reihe. Der Liberalismus damaliger Zeit war also Deutschthum. Er war eigentlich lyrischer Natur. Die Dichter Theodor Körner, Max Schenkendorf, Freimund Reinmar (Rückert) Uhland, Follenius ꝛc. waren in aller Munde, Deutschland begann damit, seine Freiheit zu besingen. Auch die prosaischen Werke athmeten dieses Odenfeuer der Begeisterung. Arndt schrieb ein Flugblatt nach dem andern voll glühenden Hasses gegen die Franzosen, voll Stolz und Eifersucht auf sein deutsches Vaterland, dessen Integrität und äußere Freiheit ihm mehr galten, als seine innere Reorganisation. Mit dieser letztern beschäftigte sich dagegen Jahn, der in seinem „deutschen Volksthum“ ein modernes protestantisch-liberales Deutschthum predigte, in vortrefflicher Gesinnung, aber nicht immer geschmackvoll und nicht immer naturgemäß. Er verleugnete zu sehr das historisch Gewordene, fuhr zu willkürlich und bizarr durch alle Gewohnheiten durch und wollte nicht nur, wie Rousseau, einen Staat, sondern sogar eine Volkssitte (etwas was immer entstehen muß, was sich niemals machen läßt), plötzlich vom Zaune brechen. Görres war von den alten Erinnerungen Deutschlands ausgezogen und kehrte zu denselben zurück. Sein „rheinischer Merkur“ hatte so gewaltig gegen Napoleon gedonnert und geblitzt, daß dieser

selbst ihn zu den europäischen Mächten zählte. Aber schon in dieser Zeitung kündigte sich das System an, das Görres nachher in besondern Schriften weiter entwickelt hat, nämlich Herstellung der deutschen Freiheit in der mittelalterlichen Form. Damals schon schüttelten alle protestantischen Liberalen den Kopf über eine Freiheit, zu welcher die Wiederherstellung der römischen Hierarchie erforderlich wäre. Doch pries und ehrte man den löwenmuthigen Streiter, weil er obgleich hierarchisch, doch nicht despotisch gesinnt war, weil er trotz seiner kirchlichen Marotte den Fürsten gegenüber so liberal war als irgend einer, und viel mehr Muth hatte. Herr von Gagern ging auch auf das Mittelalter zurück und suchte den Liberalen begreiflich zu machen, daß sie des alten Adels, dem alten Adel, daß er des Liberalismus nicht entbehren könne. Er verlangte beständig neben der Repräsentation der Fürsten am Bundestag auch eine des Adels und empfahl dem Adel, in liberalem Sinne versöhnend zwischen Fürsten und Volk in die Mitte zu treten. Davon wollten aber weder Fürsten noch Volk etwas wissen. Jene wollen nur einen abhängigen, dieses will gar keinen Adel.

Da das Deutschthum auf die Länge, wenn man es weiter hätte um sich greifen lassen, natürlicherweise die jura singulorum beeinträchtigt hätte, so

unterdrückte man es nicht nur, sondern hob auch die zufälligen Lächerlichkeiten, die seine Bekenner hinzugebracht hatten, recht grell hervor, um es dem Spott Preis zu geben. Wenn sich deutsche Gelehrte und sie allein einer Sache annehmen, läuft gewiß irgend eine Narrheit mitunter. Diese blieb auch bei Jahn nicht aus. Die Verkehrtheit einer desperat gewordenen Schulmeisterei wurde nun aber schadenfroh auf die ganze Sache des Deutschthums, als ob sie nothwendig damit zusammenhinge, übergetragen.

Die mißmuthigen Liberalen legten sich nun ihrerseits auch auf den Spott, und da es gefährlich war, sich fünf Jahre nach der Schlacht bei Leipzig in Deutschland für einen Deutschen auszugeben, so fing man an, die Franzosen, die als besiegt viel besser weggekommen waren als die Sieger, neuerdings zu hören und zu bewundern. Ueber Deutschland durfte nichts mehr gesagt werden, über Frankreich alles. Reden wollte man einmal, das politische Gespräch konnte man nicht mehr entbehren. Man beschäftigte sich also ausschließlich mit Frankreich und England, und wenn man noch Seitenblicke auf Deutschland warf, so geschah es ironisch, um die guten Deutschen zu verspotten. Das erste spöttische Buch dieser Art, das eine große Heiterkeit unter den unzufriednen Deutschen verbreitete, war „Welt und Zeit" von dem

geistreichen Advokaten Jassoy in Frankfurt am Main. Ihm folgte Lang mit der „Hammelburger Reise“ und Börne mit vortrefflichen Journalartikeln. Auch der alte Jean Paul ergoß sich noch in den letzten Jahren seines Lebens in bittrem Spott gegen die Deutschen Zustände.

Es lag in der That etwas lächerliches darin, daß wir Deutschen so lange und furchtbar gekämpft und endlich gesiegt haben sollten, blos um Frankreich einig, groß und frei zu machen, während wir selbst uneinig und unfrei blieben; daß wir Deutsche die Franzosen so glühend gehaßt und verfolgt haben sollten, um ein paar Jahre später wieder nur von ihnen zu reden, und alle ihre Moden anzunehmen, als ob wir nach wie vor nur ihre Bedienten seyn sollten; daß wir Deutsche so viel Redens von unserer Deutschheit gemacht hatten, und uns nun selber auslachen mußten.

Man hatte nun Zeit, die englisch-französischen Vorbilder zu studiren und je weniger man noch ferner wagte, sich um äussere Politik und Nationalehre zu bekümmern, desto tiefer drang man in die innere Maschinerie der Gesetzgebung und Administration ein. Alle Liberale, welche die Sache zu ernst nahmen, um zu spotten, schlugen diese Richtung ein und wenigstens einige fanden Gelegenheit, in den kleinen

deutschen Kammern Anwendungen der neuen Lehren zu versuchen. Als nun die Julirevolution in Frankreich ausbrach und auch in Deutschland eine große Aufregung folgte, zeigte sich diese neue Erudition auf eine sehr in die Augen fallende Weise. Der Liberalismus hatte wieder ein neues Gewand angenommen, er war legislative und administrative Kritik geworden.

Den Uebergang dazu bildet Rotteck. Er wurzelt noch fest in Rousseaus und Fichtes Theorien, in dem Princip seines „Vernunftrechts“, aber er hat sich zugleich in alle Zweige des praktischen Staatslebens ausgebreitet. Seine Ideen sind nicht neu, aber diese Verwirklichung von Ideen, der Uebergang eines Schulgelehrten in die volle Thätigkeit eines Staatsmanns ist neu, und hat ihm den gebührenden Ruhm erworben. Als Theoretiker hat er sich vorzüglich dem Grundsatz des historischen Rechts opponirt, den die politischen Romantiker der neuen Zeit geltend gemacht haben, und ihr das Vernunftrecht entgegengesetzt.

Der ganze politische Streit der neuern Zeit läßt sich zurückführen auf den Streit dessen, was ist, mit dem, was seyn sollte. Die Staatseinrichtungen, die Gesetze, die unsre Vorfahren uns hinterlassen, sind vielleicht, wenigstens zum Theil, unvernünftig und

also nach dem Vernunftrecht auch unrecht; wenn wir sie aber ändern, wird offenbar der Besitzstand gestört, und den Einzelnen, die darunter zu leiden haben, geschieht nach dem historischen Recht wieder Unrecht. Nun streitet man sich, welches Recht gelten soll. Ohne Zweifel gibt es auch ein politisches Gewissen, dessen Stimme sich so wenig wie das moralische ganz übertäuben läßt, und dieses Gewissen sagt uns: die Vernunft hat immer Recht, und Recht ist nur das Vernünftige. Allein man folgt der Stimme des Gewissens nicht, weil man dann Interessen und Vortheile aufgeben müßte, von denen man sich zu trennen nicht das Herz hat, und um das Gewissen zu beschwichtigen, sucht man nach Gegengründen, welche das strenge Gebot der Vernunft entkräften sollen. Der triftigste Grund, durch den sich das historische Recht gegenüber dem Vernunftrecht von jeher in heiligem Ansehen zu erhalten gewußt hat, ist die Rechtmäßigkeit eines verjährten Besitzstandes. Allein wie sehr auch dieser Grundsatz im praktischen Leben gilt, so reicht er doch in keinem Falle für die Theorie aus; denn Jeder fühlt, daß der zufällige augenblickliche Besitzstand kein Grund seyn kann, die Einführung des ewigen Vernunftrechts zu verhindern, und daß nicht dieses ewige Recht und mit ihm das Interesse aller kommenden Generationen dem augenblicklichen Vortheil einer Generation aufgeopfert werden

muß, sondern umgekehrt. Der Satz, daß Allen für immer Unrecht geschehen solle, ist zu unlogisch, als daß er den Vertheidigern des historischen Rechts genügen könnte. Sie haben sich daher genöthigt gesehen, noch triftigere und unwiderleglichere Gründe zu suchen. Dazu mußte früher die Religion dienen. Man nannte anfangs das alte, nachher überhaupt das bestehende Recht das göttliche, und machte eine rein politische Frage zu einer theologischen, um sich die Antwort leichter zu machen. Fortan ward jede politische Opposition auch ein Sakrilegium, und indem man die Unvernunft vergötterte, verstand es sich von selbst, daß die Vernunft — der Teufel sey. Allein dieses Extrem hat nur dahin geführt, die Sache des Vernunftrechts zu fördern, denn die Menschen blieben im Ganzen vernünftig genug, um einzusehen, daß Gott so wenig etwas mit dem positiven Unrecht, als der Teufel mit der Vernunft zu schaffen habe. Im Gegentheil wurde nun die Vernunft vergöttert, und alle ehrwürdigen Erscheinungen der ganzen Geschichte wurden, als dem Ideal des Vernunftstaates noch nicht entsprechend, verlacht oder bedauert. Dieses zweite Extrem, das am entschiedensten in der französischen Revolution zu Tage kam, führte nun auch seinerseits in der natürlichen Rückwirkung wieder zu einer kräftigern Vertheidigung des positiven Rechts, und aus der Schelling'schen naturphilosophischen

Schule ging eine ganz neue Ansicht hervor, die auch ausserhalb der Schule auf die Ansichten der Politiker, Juristen und Geschichtsforscher einen großen Einfluß erhielt. Nach dieser Ansicht ist die Geschichte, wie die Natur, ein organisches Ganze, das nach bestimmten Gesetzen seine Lebensperioden erfüllt, und in der Art, wie sich Völker und Staaten bilden, herrscht so wenig Willkühr oder Zufall, als in den Bildungen der drei Naturreiche. Daraus folgt nun auch, daß jedes Volk und jede Zeit wie in Sprache, Tracht, Sitten, Glauben und Handeln, so auch im Recht etwas Eigenthümliches hat, das ihrer Gesammterscheinung entspricht, zum Ganzen ihrer Bildungssphäre gehört und somit als etwas Natürliches unter diesen bestimmten Verhältnissen und Umständen nicht nur gerechtfertigt, sondern sogar als etwas Schönes anerkannt werden muß, wie sehr es auch unsern heutigen Begriffen und Bedürfnissen widersprechen mag. Es scheint nach dieser Ansicht thöricht, den Paria oder den Fakir, den Spartaner oder den Perser, den Mönch oder den Leibeignen zu beklagen, da und weil diese Menschen sich selbst über die Unvernunft ihres Gesetzes nicht beklagten, es vielmehr für sehr natürlich hielten; da ihre ganze Denkweise, der ganze Lebenskreis, indem sie sich bewegten, von dem unsern gänzlich verschieden war, so sehr, daß sie vielleicht das, was wir Vernunft und Glück nennen, für Unvernunft und

Unglück gehalten haben würden. In jedem Fall aber spricht sich in den Erscheinungen der Geschichte ein tiefes und heiliges Naturgesetz aus, das verläugnen oder verspotten zu wollen keineswegs vernünftig seyn kann. Das vielgestaltige Leben gewährt auf jeder seiner Stufen den Menschen die Fähigkeit, glücklich und ehrlich zu seyn, und wenn sein Fortschreiten und Wachsen in der Geschichte allerdings durch den Fortschritt zur Vernunft bedingt scheint, so ist doch die Reise weit weniger des Ziels, als das Ziel der Reise wegen da. Herr von Rotteck theilt diese Ansicht nicht; er tritt vielmehr ihr, so wie allen andern Ansichten entgegen, durch welche man das historische Recht gegen das Vernunftrecht zu vertheidigen pflegt. Er sagt: es gibt nur Ein Recht, das vernünftige, und weil es nur dieses Eine gibt, ist jedes andere historische oder positive Recht, das nicht damit übereinstimmt, Unrecht. Dieß ist so evident, daß sich gar nicht dagegen streiten läßt; nur scheint mir Herr von Rotteck zu weit zu gehen, wenn er von diesem Grundsatz aus auch rückwärts Alles verdammt, was in der Vorzeit mit dem Vernunftrecht nicht übereingestimmt hat. Kein Recht, und auch nicht das Vernunftrecht selbst, hat rückwirkende Kraft, und was wir heute zum ersten Mal erkennen, dessen Nichterkenntniß dürfen wir der Vorzeit nicht zum Vorwurf machen. So wie das Vernünftige selbst erst dann

vernünftig wird, wenn es als solches erkannt wird, so auch das Recht, und es gibt auch kein Unrecht eher, als bis es als solches erkannt wird. Freuen wir uns unsrer bessern Erkenntniß, aber trauen wir dem Zeugniß der Geschichte, daß die Vorzeit bei ihrer naiven Unwissenheit nicht unglücklicher war, und indem wir die Vorsehung loben, daß sie uns so weit vorwärts geführt hat, tadeln wir sie nicht, daß unsere Väter so viel des Weges noch nicht zurückgelegt hatten. Wie nun aber das Unrecht erst dann Unrecht wird, wenn es als solches erkannt wird, so ist es auch unmöglich, es dann noch rechtfertigen zu wollen, und dieß ist der Punkt, wo Rottecks gründliche Erörterung und warme Beredtsamkeit den entschiednen Sieg erringt. Ist er auch gegen die Ansicht, welche das Vergangene billig und mehr ästhetisch als politisch beurtheilt wissen will, ein wenig zu streng, so kann und darf er doch nicht streng genug seyn gegen die verlogne Parthei, welche das heut erkannte und bewiesene Unrecht noch immer damit zu entschuldigen sucht, daß es die Vergangenheit einmal für Recht ansah. Klar, wie die Wahrheit selbst, und warm, wie es die Liebe zur Wahrheit immer seyn soll, bekämpft der wackere Rotteck die Sophisten, die mit scheinheiliger Bosheit oder in Folge der Drehkrankheit, welche die Philosophen nicht minder oft als die Schafe befällt, die einfachste Wahrheit zu verwickeln oder ver-

dunkeln trachten. Besonders kräftig spricht er gegen eine Renommisterei, die mit dem Schrecklichen und Empörenden spielt, als wären es Kleinigkeiten, gegen die Affektation friedsamer Professoren, die auf dem Katheder sich pikiren, kleine Neros oder Napoleons zu spielen, weil das Grausame zuweilen wie genial aussieht. Für etwas Schlimmeres als eine Renommisterei wage ich es zu halten, wenn unser berühmter Jurist Hugo die Sklaverei vertheidigt, weil es 1) von jeher Sklaven gegeben hat, weil 2) in vielen Staaten die Sklaverei positives Recht ist, weil 3) die Sklaven vom Herrn gefüttert werden und keine Staatslasten zu tragen haben. Wäre Herr Hugo nicht auf seine originelle Grausamkeit so eitel, so würde er vielleicht bemerkt haben, daß er etwas sehr dummes gesagt hat. Zu diesen Renommistereien gehört auch der Ausspruch des berühmten Steffens: der Adel ist nur zum Genießen, der Bauernstand nur zum Arbeiten geboren, aber darin liegt kein Unrecht, denn dem Adel ist sein Genuß Arbeit und dem Bauer seine Arbeit Genuß! Herr Hugo sollte von Rechtswegen in einer Plantage auf Jamaika angestellt werden, um das Recht der Sklaverei zu genießen, und Herr Steffens in einem Dorfe, wo Leibeigenschaft herrscht, um den Genuß des Bauern zu schmecken. Doch, es ist den Herrn nicht Ernst. Das Katheder ist eine Art von Theater, und auf dem Theater darf man allerlei

schwatzen. — Es scheint indeß doch, die Gelehrten sollten ihre Ehre darin suchen, eben die Gerechtigkeit, die in Praxi so oft verletzt wird, wenigstens in der Theorie zu retten. Der Held und Staatsmann, der tyrannisch Alles nur seinem Willen unterwirft, und die Gerechtigkeit mit Füßen tritt, kann noch entschuldigt werden, sofern gebieterische Ereignisse seinen Terrorismus herbeiführten, oder die Größe seiner Thaten uns Bewunderung abnöthigt. Den Gelehrten aber, dessen heiliger Beruf es ist, die Gerechtigkeit auch dann noch in der Idee zu bewahren, wenn sie aus dem Leben gänzlich verschwunden wäre, den Gelehrten entschuldigt nichts, wenn er sich erniedrigt, der theoretische Affe praktischer Tyrannen zu seyn. Wenn die Weisheit subaltern wird, wird sie allemal Thorheit. Herr von Rotteck beweißt, daß es ein Vernunftrecht gibt, d. h. eine gewisse Anzahl von Rechtsregeln, die so unwidersprechlich sind, wie die mathemathischen Regeln des Euklid, und die dem positiven Recht nothwendig zu Grunde liegen müssen, wenn dasselbe nicht unvernünftig seyn soll. Er leitet diese Regeln nicht aus der Religion, auch nicht aus der Moral ab. Er braucht dafür keinerlei fremde Sanktion. Er leitet sie ganz einfach aus der Sache selbst ab. Gibt es, so schließt er, gibt es überhaupt Rechtsverhältnisse, so gibt es auch darin gewisse richtige Proportionen, auf die alles Recht zurückgeführt wer-

den kann, und eine Menge möglicher Disproportionen, in welchen alles wirkliche Unrecht enthalten ist. Die Proportion besteht einfach in dem Gleichgewicht der wechselseitigen Rechte, die Disproportion im Uebergewicht auf der einen oder andern Seite. — Nur so ist eine Wissenschaft des Rechts möglich, denn läge dem Recht nicht diese absolute Vernünftigkeit und mathematische Gewißheit zu Grunde, so könnte es nie zur Wissenschaft erhoben werden, könnte es immer nur ein Aggregat von zufälligen und willkührlichen Rechtsbestimmungen seyn, wie sie aus dem sich hundertfach widerstreitenden Interesse der einander in der Herrschaft abwechselnden Parteien, nicht aber, wie sie aus der Natur der Sache selbst hervorgehn. Eine solche Wissenschaft des absoluten Rechts muß es aber geben, sollte sie auch immer nur Gegenstand der Untersuchung für die Gelehrten bleiben und nie zur praktischen Anwendung übergehn. Mehr will auch Herr von Rotteck nicht, er will die reine Mathematik des Rechts kritisch retten und sichten, ob auch ihre regelmäßigen Linien sich in der Wirklichkeit immer in die Schönheitslinien des Unrechts verziehn sollten. In seinen Lehren finden wir meistens alte Bekannte wieder. Das Vernunftrecht wird heute nicht zum ersten Mal erkannt, und ist seiner Natur nach so einfach, daß es wenig verschiedne Auslegungen zuläßt. Einige Lehren aber hat Herr von Rotteck

in ein neues und schärferes Licht gesetzt, indem er mit einer, Manchem vielleicht übertrieben scheinenden und doch sehr nothwendigen Genauigkeit die Begriffe spaltet und das scheidet, was man bisher gern verwechselt hat. So ist durchgängig eine scharfe Trennung des Rechts von der Pflicht, des juridischen Dürfen vom moralischen Sollen, beherzigenswerth, weil sie die politische Frage völlig unabhängig macht von der moralischen, also auch dem Einwurf begegnet, den man dem Vernunftrecht von je her gemacht hat, daß es nämlich die Menschen nähme, wie sie seyn sollen, und nicht wie sie sind, daß es ideale und tugendhafte Menschen voraussetze, die eben niemals existiren würden. Das Recht ist aber so unabhängig von der Moral, daß es auf einen Staat von Bösewichtern eben so seine Anwendung findet, wie auf einen Staat von Weisen. Die einen mögen den Grundsatz öfter verletzen, als die andern, aber der Grundsatz bleibt ein und derselbe. Auf diesen Punkt muß man aufmerksam machen, denn es ist der, welcher die Rotteck'sche Lehre von den philanthropischen Träumereien der frühern Ideologen unterscheidet und ihr neben ihrer Würde auch noch das Ansehn von Solidität und wissenschaftlicher Nüchternheit gibt, was man im Gegensatz gegen die poetischen Ausbrüche eines humanen Enthusiasmus als das Kriterium der

gesunden Vernunft ansieht und anzusehn auch wohl berechtigt ist.

Fast mehr noch als durch seine Theorie hat Rotteck und mit ihm sein College Welker, der eifrigste Vertheidiger der Preßfreiheit, durch praktisches Wirken in der badischen Kammer auf die Zeitungsleser und dadurch auf das gesammte Publikum in liberalem Sinne gewirkt. Durch geschichtlich-philosophische Raisonnements hat Weitzel und durch staatsrechtliche Murhardt sich einen bedeutenden liberalen Ruf erworben.

Der Liberalismus war aber hauptsächlich mündlich in den Kammern, schriftlich in Zeitungen und Lokalschriften thätig und in solcher Masse, daß man unter so vielen Namen kaum weiß, welche man besonders hervorheben soll. Im Ganzen haben die politischen Begriffe und hat sich der politische Styl erstaunlich verbessert. Wie würde Justus Möser sich wundern, wenn er die Theilnahme sähe, mit der jetzt von Bürgern und Bauern politisirt wird, wenn er in allen Winkeln Deutschlands Blätter nicht nur voll patriotischer Phantasien, sondern auch voll Erörterungen staatsrechtlicher und finanzieller Fragen fände, wie wir sie wirklich erlebt haben.

Das Publikum für die politischen Zeitungen hat an Zahl ungeheuer zugenommen.

Die Zeitungen beschäftigen sich nicht mehr blos

mit Berichten über die äussere Politik, sie gehen auch auf die Fragen der innern Politik ein.

Trotz der Censur ist ein unüberwindlicher Trieb in der Zeit, alles zu veröffentlichen. Selbst da, wo die Censur alle liberalen Blätter unterdrückt, bringen die Staatszeitungen und servilen Blätter die politischen Streitfragen doch auf ihre Weise zur Oeffentlichkeit.

Unser politisches Zeitungswesen hat schon seine Erfahrung gemacht, die Polemik der Parteien hat eine gewisse Routine bekommen, einige Hauptfragen sind schon so oft durchgegangen worden, daß früher unbekannte oder dunkle Begriffe allgemein klar geworden sind.

Nachdem der rheinische Merkur von Görres in Coblenz, die Waage von Börne in Frankfurt, der fränkische Merkur von Wetzel in Bamberg, das Oppositionsblatt von Wieland (dem Sohn des Dichters) in Weimar, die Nemesis von Luden in Jena untergegangen waren, und die Isis von Oken auf die Wanderschaft hatte gehen müssen, kam seit den Karlsbader Beschlüssen keine freisinnige Zeitung mehr auf, ausser der Neckarzeitung von Seybold, die bald wieder sich mäßigte, dem deutschen Beobachter von Liesching in Stuttgart, der in den Kerker wanderte. Nach der Julirevolution folgte dieser Ebbe auf einmal wieder eine Fluth, und der plötzliche Ueber-

gang aus Fesseln in wilde Ungebundenheit überraschte. Wirth in der Tribune, Siebenpfeiffer in dem Westboten, einige deutsche Flüchtlinge im niederrheinischen Courier predigten Umsturz, Republik und einige dieser Schreckensmänner fielen sogar über Rotteck her, der ihnen viel zu gemäßigt schien, in dem sie nur noch einen Aristokraten sahen, während Rottecks Zeitung „der Freisinnige" als viel zu liberal vom Bundestag verboten wurde.

Viel zahlreicher und wichtiger als diese über die höhere Politik raisonnirenden Blätter waren die Lokalzeitungen, die sich um die besondern Angelegenheiten einer Provinz oder Stadt bekümmerten und eine an Ort und Stelle eben so verständliche als interessirende Kritik derselben begannen. Jeder weiß am besten, wo ihn der Schuh drückt. Wer also die speziellsten Bedürfnisse und Klagen anregte und besprach, fand auch weit mehr Ohren, als wer blos im Allgemeinen sprach. Zwar interessirte sich das Publikum einer Provinz oder Stadt nicht für die andre, aber es regte sich, wenn auch unabhängig von einander, doch überall dieselbe Theilnahme an den öffentlichen Fragen. Zwar wurden die wenigsten Redakteure solcher Lokalblätter berühmt und traten in die Reihen der großen Literatoren, aber galten sie auch nicht viel nach oben und im Ganzen, so wußten sie sich doch desto mehr nach unten und im Einzelnen geltend zu

machen und sie fanden dort einen fruchtbaren Acker, der bisher noch wenig bebaut gewesen war. Die große National-Literatur war dem Gewerbs- und Landmann unbesehen vorübergegangen. Diese kleine Lokalliteratur kam zu ihm ins Haus.

Die in unglaublicher Anzahl aufschießenden Blätter waren von sehr verschiednem Werth. Hier athmeten sie einen edeln Geist, wie Justus Mösers patriotische Phantasien, dort waren sie pöbelhaft. Hier reihten sie sich mehr den politischen Zeitungen, dort mehr den Unterhaltungsblättern an. Hier gebrauchten sie die populäre Sprache der schon ältern „Dorfzeitung," dort mehr die analysirende Sprache der Advokaten. Anderswo waren sie sentimental, gemüthlich, hofmeisternd, fingerzeiggebend, oder gefielen sie sich in Derbheiten und schlechten Witzen. In den aufgeklärteren Ländern und unter einer weniger rohen Bevölkerung waren die Blätter auch immer anständiger; nirgends aber waren und sind sie unflätiger, als in München, wo deren viele in Pöbelhaftigkeit wetteifern.

Nicht minder einflußreich, denn die Lokalblätter, waren auch die zahlreichen Brochüren, die in Provinzial-Angelegenheiten geschrieben wurden. Holstein zählte deren binnen zwei Jahren allein über dreißig. Auch Hannover, Braunschweig, Sachsen erzeugte derselben sehr viele und so jede deutsche Provinz, je nachdem sie eine mehr oder weniger lebhafte Krisis über-

stand. Diese Brochüren in Verbindung mit den bändereichen landständischen Verhandlungen schwollen zu Bibliotheken an, die man nicht mehr übersehn konnte. Alexander Müller und Dr. Zöpfl versuchten in eigends den staatsrechtlichen Verhältnissen der deutschen Staaten gewidmeten Journalen einen Ueberblick über das Ganze zu gewähren, sie konnten aber immer nur Bruchstücke geben, es fehlte ihnen der Raum für Alles. Nimmt man vollends die Schweiz mit ihren Zeitungen und Brochuren hinzu, so sieht man kein Ende ab. Hier acht und dreißig, dort zwei und zwanzig Staaten, in denen überall gefragt und geantwortet, gewünscht und beschwichtigt, gefordert und verweigert wird, das gibt ein großes Geräusch.

Das Ganze läßt sich um so schwieriger zusammenfassen, weil überall die größten Verschiedenheiten hervortreten. Hier ist derselbe Mann ein Liberaler, der dort als ein Aristokrat angesehen würde. Hier erbittert man sich über die Geringfügigkeit einer Rechtsgewährung, die dort für die größte Liberalität angesehen würde. Und nun vollends die Gelehrsamkeit, die wir Deutschen noch unwillkührlich in alle unsre öffentliche Angelegenheiten hineintragen. Der kleinste Staat hat eine ungeheuer gelehrte und verwickelte Gesetzgebung, und Ministerien und Kammern wetteifern, sie durch Zusätze und Ausführungen noch

immer mehr zu verkünsteln. Das Streben, recht gründlich, ja sogar das Streben, recht liberal zu seyn, erzeugt Düfteleien in der Gesetzgebung, die, wenn sie auch ganz vom Geist der Freiheit diktirt wären, doch ihre Wirkung verfehlen, weil sie sich durch ihre gelehrte Künstlichkeit und Papiermasse der Oeffentlichkeit entziehen und ausschließlich die Sache weniger gelehrter Rechtsverständiger bleiben müssen. Ein Recht das ich kenne, ist mehr werth als hundert Rechte, die mir unbekannt in dicken Büchern schlafen. Es ist nicht genug, daß man Rechte habe, man muß sie auch verstehen und damit man sie verstehe, müssen sie kurz und klar seyn. Das ist aber bei uns noch nicht der Fall, und die verschiednen deutschen Gesetzgebungen zu studiren und mit einander zu vergleichen, ist eine Aufgabe, die bald die menschlichen Kräfte übersteigen wird.

Da sich nun in der neuesten Zeit das politische Interesse vom Allgemeinen ab und zu den Lokalangelegenheiten hingewendet hat, so ist auch die alte patriotische Begeisterung, die Sehnsucht nach Deutschlands Einheit ꝛc. nur höchst selten wieder erwacht. Ja die Regierungen sind in den Fall gekommen, sogar darüber zu klagen, daß die öffentliche Meinung in Deutschland so unpatriotisch geworden sey, daß man nicht genug Vertrauen in den Bundestag setze, daß man in der luxemburgischen Frage so gleichgültig

sey, daß man mehr Sympathie für die französischen Belgier als für die deutschen Holländer zeige, daß man vielfach dem preußischen Zollverein widerstrebt habe 2c. Man wirft den Liberalen eine undeutsche Gesinnung vor, und zum Theil denselben Liberalen, denen man früher ihr übertriebenes Deutschthum vorwarf.

Als Wirth bei dem bekannten Hambacher Fest den deutschen Nationalstolz in so kräftiger Weise wie früher etwa Arndt geltend machte, fanden das viele Leute sonderbar und unpassend.

Klüber hat es übernommen, die Verfassung, die Beschlüsse und Protokolle des deutschen Bundes zu ediren und zu commentiren, rein historisch ohne raisonnirende Kritik. Herr von Gagern hat neben der Fürstenbank eine Adelbank, Wilhelm Schulz aber eine Vertretung des deutschen Staats, eine allgemeine deutsche Deputirtenkammer neben der Fürsten-Pairie vom Bundestag verlangt. Herr von Wangenheim hat die Bundesbeschlüsse von 1832 staatsrechtlich erörtert. Noch umfassender hat Paul Pfizer neuerdings die gesammten staatsrechtlichen Verhältnisse des Bundes commentirt. Gelehrsamkeit, strenge Folgerichtigkeit, die besonnenste und klarste Darstellung und der edelste Patriotismus zeichnen diesen Publicisten in so hohem Grade aus, daß der Blick, der durch die trüben Nebel der Zeit und Literatur schweift, mit

Freude auf dieser hellen und schönen Erscheinung verweilt.

Indeß hat sich die allgemeine Theilnahme doch nicht den Bundesangelegenheiten zugewendet. Ist es Schläfrigkeit, Gleichgültigkeit, oder ist es nur üble Laune des Patriotismus? Gewiß beschäftigt sich das Publikum mit allen andern Dingen mehr, als mit den Bundesfragen.

Unter den vielen einzelnen und kleinen Fragen, die sich beim Stillschweigen über die großen Hauptfragen hervorgethan und laut gemacht haben, spielt die Judenemancipation eine bedeutende Rolle. Eine Menge Brochuren sind dafür und dawider fast in allen deutschen Staaten geschrieben worden. Die kräftigste, geistvollste Sprache hat Riesser in Altona geführt. Was er als Jude für die Rechte der Juden gesagt hat, gehört zu den Meisterstücken politischer Beredsamkeit. Doch müssen die Kinder Israel noch bis auf diesen Tag unter den kleinlichen Verhältnissen in Deutschland leiden und haben ihr armes Recht nur erst an sehr wenig Orten gefunden. Hier will man sie erziehen und das älteste Volk der Erde wie ein kleines Kind behandeln, das noch nicht auf den eignen Füßen stehen kann. Dort will man sie mit aller möglichen Schonung bekehren und zwingt sie zwar nicht Christen zu werden, erlaubt ihnen aber nicht, Bürger-, ja kaum Menschenrechte anzusprechen,

so lange sie nicht Christen sind. Hier haßt man sie ganz offen als ein fremdes Volk, schämt sich aber doch, sie todt zu schlagen und läßt nur den barbarischen Muthwillen auf andre Weise an ihnen aus. Dort spielt man den Herrn, den gnädigen Beschützer gegen sie, hütet sich aber, sie zu emancipiren, um nicht um das Vergnügen des Mäcenats zu kommen. Sogar Liberale gibt es, welche die Juden blos deswegen nicht frei lassen wollten, weil auch die Christen noch nicht in allen Dingen emancipirt seyen. Ueberall ist es die kleinliche Hoffart, die sich an den Juden reibt, und sie bald mit Verweigerungen, bald mit halben Zugeständnissen, bald mit grausamer Zurückweisung, bald mit aufdringlicher Pädagogik quält. Daß Männer von Geist und Bildung, wie solche in neuerer Zeit mehrere aus jüdischem Geschlecht berühmt geworden sind, über diese kleinlichen Mißhandlungen toll werden, ist ihnen kaum zu verdenken. Doch ist der Zorn Börnes, sind die Nadelstiche Heines der Judensache nicht günstig, weil sie die kleinen Antipathien nähren, und weil sich unter ihrer Aegide eine Brut gemeiner Judenjungen ausbildet, die alles, was den Christen und Deutschen heilig ist, mit offnem Hohn beschmutzen.

Dies sind die Abstufungen des Liberalismus. Wir kommen nun zu der servilen Partei. Die Namen liberal und servil sind aus dem Spanischen

entlehnt und von ganz Europa adoptirt. Servil heißt sklavisch, bezeichnet aber immer nur die freiwillige Anhänglichkeit an einen Herrn, sey es aus Ueberzeugung oder aus Interesse.

Vor dem Ausbruch der französischen Revolution lebte man noch in einem merkwürdigen Unschuldszustande. Die Fürsten waren zum Theil liberaler, als ihre Unterthanen. Sie gingen wie Friedrich II. und Joseph II. mit dem Beispiel der Aufklärung voran. Sie spotteten über die Vorrechte der Geburt und wollten nur die des Talentes und Verdienstes gelten lassen. Sie selbst bildeten sich weit mehr auf ihr Genie als auf ihre Geburt ein. Gleicher Aufklärung befleißigten sich die zahlreichen, von nun an allmächtigen Staatsdiener. Schaarenweise saßen die Minister, Generale, Regierungsräthe, Hofräthe &c. mit blau seidnen Schürzen angethan und die silberne Kelle in der Hand in den großen Logen des Menschheitbundes, und feierten die allgemeine Gleichheit:

> Du Schwester mit dem Leinwandmieder,
> Du Bruder mit dem Ordensband.

Was konnte im Grunde republikanischer seyn, als dieser große Freimaurerbund und doch schloß er sich in Deutschland aufs engste an den politischen Servilismus an und Niemand war eifriger dafür, als die Staatsdienerschaft. Diese Liebhaberei ist psy-

chologisch merkwürdig. Sie war natürlich. Die Seele ist eine Waage. Ladest du im wachen Zustande zu viel auf die eine Seite, so wirst du unwillkührlich genöthigt, im Traum, in der Einbildung desto mehr auf die andre zu laden. Republikaner träumen gern von den Freuden der Herrschaft. Staatsdiener sind gern Scheinrepublikaner, d. h. Freimaurer.

Eben so naiv, wie die Herren und Gebieter, war damals auch noch das Volk. Es sah die zufällig so gewordene Politik des achtzehnten Jahrhunderts als eine ewige Nothwendigkeit an. Es litt durch die Willkühr nur wie durch ein Naturereigniß und beklagte sich über den Wildschaden nicht mehr, wie über ein Hagelwetter. Man sah damals unter den kleinen deutschen Fürsten etliche, die nicht nur durch jede erdenkliche Willkühr ihre Ländchen aussogen, sondern auch ihre Privatlaster öffentlich zur Schau trugen, und doch änderten diese Dinge nichts in der loyalen Gesinnung der Bevölkerung. Wie man am katholischen Priester das Priesterthum heilig hielt, wenn auch die Person unwürdig war; so hatte Luther die politische Religion eingeführt, die dem Königthum den unbedingten Glauben und Gehorsam sicherte, was auch die Handlungsweise der Könige seyn mochte. Daher war es in diesen naiven Zeiten gar nicht nothwendig, viel zu lügen und viel zu schmeicheln, viel zu warnen und zu beruhigen.

Das Volk brauchte keine Ermahnungen, es blieb von selbst ruhig, gehorsam, treu. Wie schon früher Landgraf Philipp von Hessen, so bekannte noch im achtzehnten Jahrhundert Herzog Carl von Würtemberg, daß Fürsten Menschen sind und große Fehler haben; aber dies that ihrer Würde, ihrem Ansehen bei den Unterthanen keinen Eintrag. Man war damals weit entfernt, so viel von Liebe des Volks, von „allgeliebten“ Monarchen ꝛc. zu sprechen, aber die Anhänglichkeit und Achtung des Volks vor seinem Fürsten war in der That viel größer und fester gewurzelt, als jetzt. Sogar die Philosophen, die Dichter, die Aufgeklärten, alle, die von allgemeiner Freiheit und Menschenbeglückung schwärmten, die Bewunderer der alten Republik Athen, Sparta, Rom, die Verehrer Rousseaus, Montesquieus, der Nordamerikaner, gingen sie nicht größtentheils zu Hofe? Lebten sie nicht größtentheils von der Gnade der Fürsten? und waren sie etwas anders, als Merkwürdigkeiten, die man sich zur Ergötzung und Zierde an den Höfen hielt? Frankreich gab das Beispiel. Dort wurde zuerst eine Menagerie von Philosophen und Dichtern mit republikanischen Löwenmähnen und Adlerfedern vorgezeigt und auch in Deutschland schaffte man sofort die Hofnarren ab und führte die Oberhofrepublikaner ein. Der Philosophenmantel und die römische Toga wurden Livrée.

Als die französische Revolution ausbrach, wurde freilich alles anders. Drüben über dem Rhein machte man aus dem Spaß Ernst. Das ganze Volk wurde republikanisch, der glänzende Hof wurde ausgemordet, der König geköpft, das Königthum abgeschafft. Das Volk aber hielt sich dabei an die nämlichen Grundsätze, die es zuerst von den Hofphilosophen und Hofpoeten, ja von den aufgeklärten Fürsten und Fürstinnen selbst empfangen hatte. Es war kein Unterschied zwischen den Grundsätzen der Jakobiner und denen, die man so lange bei den klassischen Geistern der Nation in den Hofzirkeln, im Theater, in den Akademien und in den Freimaurerlogen bewundert hatte. Nur daß es dem Volk einfiel, den Schein in Wahrheit, das Spiel in Ernst zu verwandeln. In diesem Augenblick aber sahen auch die Höfe ein, wie gefährlich ihr Spielzeug gewesen war, und warfen es mit Abscheu und Schrecken von sich. Von nun an durfte sich Niemand mehr unterstehen, bei Hofe den Philosophen spielen zu wollen. Die antik drapirten Mäntel wurden verbrannt und es erschien wieder der einfache Bedientenkragen.

Damals zum erstenmal nahm der Servilismus einen sentimentalen Styl an. Die Menschen waren schon zu sehr aus der alten Gewohnheit aufgeschreckt und hatten sich in zwei Parteien getheilt, von denen die eine nicht mehr anhänglich war, weshalb die an-

dere ihre Anhänglichkeit verdoppelte; genug von dieser Zeit an machte man den Höfen nicht mehr, wie sonst, ruhige und anständige Achtungsbezeugungen, sondern leidenschaftliche Liebeserklärungen, schwärmerische Liebkosungen. Die kirchlichen Romane zwischen dem Bräutigam Jesus und der Seele, die als Braut nach ihm trachtet, wiederholten sich in der Politik. Die servilen Publicisten fingen an, sich in Liebe zu den Fürsten aufzulösen, in der Wonne ihrer Anbetung hinzusterben.

Das unglückliche Schicksal Ludwigs XVI. weckte ein sehr allgemeines Mitleid und diente jener politischen Sentimentalität zur Folie. Die Emigranten verbreiteten ihre Gefühle überall hin. Unter den deutschen Publicisten, die mit Zeitschriften, Geschichtserzählungen, Taschenbüchern und Theoremen der französischen Revolution entgegentraten und der Coalition zum Werkzeug dienten, machte sich besonders der Schweizer Girtanner, ferner Reichard, Hoffmann, Schirach bemerklich, sämmtlich Männer ohne Charakter und ohne Geist, bloß feile Schmeichler, die für Geld Thränen und Flüche von sich gaben, talentlose Nachahmer des Johannes Müller, der sie an Falschheit und an Geschick weit übertraf, weil er immer eine liberale Maske vorzunehmen verstand, wenn er seine Krokodillthränen weinte.

So wie diese Leute das Echo des Emigranten-

geheuls in Deutschland wurden, so traten daneben auch gründliche Denker auf, welche nach dem Vorgang des Edmund Burke in England das große Ereigniß der französischen Revolution von einem geschichtlichen und anthropologischen Standpunkt aus prüften und nachzuweisen suchten, daß es eine Ueberspannung menschlicher Kräfte, daß es ein Rausch sey, der zur gewöhnlichen Nüchternheit zurückführen müsse. Auf diese Weise urtheilten Rehberg und Genz. Der erstere hat sich immer seine geistige Unabhängigkeit gewahrt; der zweite ist bald darauf eine ministerielle Denkmaschine geworden, ein Bedienter, dem man auftragen konnte, zu denken, wie man andern aufträgt, die Stiefeln zu putzen.

Da sich in Deutschland noch alles in Theorien bewegte, so fand die der Revolution widerstrebende Meinung ihren Philosophen an Schelling eben so, wie ihn die der Revolution zugewandte Meinung an Fichte gefunden hatte. Dem kategorischen Imperativ: es soll so seyn! wurde das historische Princip: es ist so und kann nur so seyn! entgegengestellt. Die Meinung, man könne die Welt umkehren, wie man eine Hand umkehrt, man könne den natürlichen langsamen Entwicklungsgang der Menschheit von ungefähr unterbrechen und die Geschichte von vorne anfangen, die Menschheit nach einem neuen Rezept neu kochen und ganz so behandeln, wie es der erste beste

Philosoph verlangt, diese bisher ziemlich allgemein verbreitete Meinung wurde aus Gründen der Vernunft und Erfahrung widerlegt. Die allzu hohe Erwartung von der Menschheit wurde herabgestimmt. Daß die allgemeine Freiheit, Gleichheit und Tugend eine Chimäre sey, wurde nicht nur aus der alten, sondern auch aus der neuesten Erfahrung erwiesen, da die Jakobiner, welche sie predigten, selbst am meisten gegen sie anstießen; denn die Republik in Frankreich erstickte in der Tyrannei, Oligarchie und im Pfuhl aller menschlichen Laster, sie verkehrte sich in das Gegenbild alles dessen, was ihre Philosophen gewollt hatten, ja sie ermordete sogar ihre Philosophen, nachdem sie dieselben mit höllischem Gelächter ausgehöhnt hatte.

Mit dem Mitleid, was die durch die Revolution gestürzten alten Familien erweckten, mit der politischen Nüchternheit Burckes und mit der auf den großen und ruhigen Gang der Geschichte, auf die ewigen Naturgesetze hinweisenden Philosophie Schellings verbanden sich noch zwei Tendenzen, welche der contrerevolutionären Partei das größte moralische Uebergewicht gaben, nämlich der wiedererwachte religiöse Sinn und der wiedererwachte deutsche Patriotismus. Beide waren gegen die Revolution gerichtet, denn die Jakobiner hatten das Christenthum eine Zeitlang abgeschafft, und Frankreich hatte durch seine Eroberun-

gen in Deutschland unser Nationalgefühl aufs tiefste gekränkt. Beide Tendenzen aber vereinigten sich in der interessanten Erscheinung der wiederaufblühenden Romantik, welche die großen Erinnerungen des Mittelalters, der guten alten frommen und getreuen Zeit, der Kirche, des Ritterthums, der deutschen Sage heraufbeschwor.

In dieser großen Partei, die gegen die Revolution conservativ, in Bezug auf das was, schon untergegangen war, restauratorisch, daher kirchlich fromm, deutsch patriotisch und dynastisch legitim auftrat, bildete eigentlich Friedrich Schlegel den geistigen Mittelpunkt. Er war weit mehr als Genz, da er den Mitteln der politischen Beredsamkeit die Mittel der religiösen Schwärmerei, der Philosophie und der romantischen Poesie hinzufügte. Er wurde katholisch, wie Genz, und fand noch weitere Genossen und Nachahmer am Grafen Stollberg, Adam Müller, dem Dichter Werner &c. Dieses Convertitenwesen mißfiel zwar den Protestanten, doch waren die Klagen über Frankreich zu allgemein, war die Taktik der Restaurationspartei zu fein und zeitgemäß, als daß nicht die Grundsätze derselben auch im protestantischen Norddeutschland, insbesondere in Preußen, großen Anhang gefunden hätten.

Man stellte das religiöse Gefühl voran. Der Ernst der Zeit, von dem die Jugend ergriffen war,

und die Reue des Alters über seine hartbestraften Sünden trugen dazu noch mehr bei, als die plötzliche Apotheose des frommen Mittelalters.

Man ging von dem Grundsatz aus: Der Mensch ist mit nichten frei. Er ist ein Geschöpf Gottes, von seiner Gnade erzeugt, erhalten, gebildet, durchaus von Gott abhängig, und nichts ist thörichter, als menschlicher Hochmuth und der Trotz auf vermeintliche Freiheit.

Im Staate sollte das Reich Gottes nachgebildet seyn. Daher wurde die absolute Monarchie als die allein der himmlischen entsprechende irdische Regierungsform anerkannt. Der Monarch sollte der Stellvertreter Gottes auf Erden seyn, und wurde als ein Gesalbter des Herrn, und als von Gott eingesetzt betrachtet und seine Aussprüche und Handlungen sollten die Kraft göttlicher Willensmeinung haben, auch wenn seine Person (wie die des gesalbten Priesters) einer so hohen Würde nicht entsprach. Das Ewige, Unveränderliche, die infallible Autorität des Königthums sollte wie eine Sonne nie durch zufällige Flecken den Glanz verlieren können.

Wie ferner in der Natur die Geschöpfe, nach unveränderlichen Classen abgetheilt, einer ewigen Ordnung dienend sich fügen, so sollten es auch die Menschen im Staate thun. Die Geburt wurde als

göttliche Bestimmung anerkannt. Wehe dem, der die ihm von der Natur gezogenen Schranken übersteigen, und die Rangordnung der Gesellschaft stören wollte.

Nicht ohne Scharfsinn wurden die liberalen Systeme kritisirt und deren Uebertreibung benutzt, um allen Liberalismus zu verdammen. Man spottete besonders über jenen thörichten Optimismus, der eine allgemeine Tugendrepublik einführen zu können glaubte, und über die Gleichmacherei. Es war nicht schwer, aus der Geschichte und aus der Gegenwart, aus der Erfahrung der Zeiten und jedes Einzelnen den Beweis zu führen, daß die Menschen nicht dazu gemacht sind, weder in allen Tugenden vollkommen, noch einander gleich, noch unter einander einig zu werden. So lange also die Liberalen zu viel von der lieben Menschheit verlangten, standen sie im Nachtheil gegen die Servilen, welche nicht so viel verlangten, welche ihre natürliche Schwäche mehr berücksichtigten.

Indem aber die Servilen sich ein Naturprincip zu eigen machten, und die Einheit, die bleibende Autorität, die Heiligkeit der Staatsgewalt, und die Rangordnungen der Unterthanen aus der **Natur im Raum** entlehnten, vergaßen sie das höhere historische Princip der **Geschichte in der Zeit**, aus welchem umgekehrt die Liberalen den ewigen Fortschritt im Wechsel, die ewige Emancipation, das

ewige Aufblühen aus der Zerstörung, die ewige Revolution herleiteten.

So ist es auch hier die Normalität, die in der Abhängigkect gesucht wird, wie dort in der Freiheit, und der die Menschen beständig widerstrebten. Alle können nicht auf gleiche Weise frei, aber auch nicht auf gleiche Weise abhängig seyn.

Da beide Parteien in der Wahrheit sich nicht vereinigen können, so ist es ziemlich natürlich, daß sie desto mehr, ohne es zu wissen, im Irrthum übereinstimmen. Ihr großer gemeinschaftlicher Irrthum ist, daß sie über die menschliche Handlungsweise streiten und dabei von Ideen ausgehen, für welche oder in welchen gehandelt werden soll, statt von den Kräften der Menschen auszugehn, durch welche wirklich gehandelt wird und werden kann. Sie denken immer an das Sollen und vergessen darüber das Können. Sie sprechen von einer absoluten Freiheit und von einer absoluten Abhängigkeit, der sich alles fügen soll, sie weisen auch wohl nach, daß die Freiheit des Willens und das Recht der Selbstbestimmung, oder aber die Abhängigkeit von einem höhern über der Gesellschaft waltenden Wesen und die Pflicht der Unterwerfung unter dasselbe allen menschlichen Handlungen zu Grunde liege, aber sie gehn immer von einem idealen Gesichtspunkt aus und wollen zu einem idealen Ziele hinführen, zu einer Anordnung der

menschlichen Gesellschaft, in welcher entweder jene Freiheit oder jene Abhängigkeit allgemein anerkannt und die derselben entsprechenden politischen Formen unabänderlich festgestellt seyn müßten. Alle Menschen sollen sich der einen oder andern Ansicht fügen, und man streitet nur darüber, welcher Ansicht?

Dies ist der Grundirrthum beider Parteien. Man muß die Frage nach absoluter Freiheit und Unabhängigkeit in der weit wichtigern Frage nach dem relativen Vermögen der Menschen, und sofern von der Gesellschaft die Rede ist, nach der Vertheilung dieser Vermögen unter die Menschen zu begründen suchen. Wir werden nicht mehr nöthig haben, zu fragen: soll der Mensch frei seyn? wenn erst erwiesen ist, daß sie alle die gleiche Kraft dazu besitzen. Eben so werden wir nicht mehr untersuchen dürfen, ob die Abhängigkeit der einen und andern nothwendig sey, wenn wir die Vermögen kennen, die den einen und den andern von Natur zugetheilt sind. Die republikanische Partei spricht allen Menschen das gleiche Recht der Freiheit zu, insofern sie zugleich alle für stark genug hält, auch die Pflichten derselben tragen zu können. Die servile Partei spricht allen Menschen die gleiche Pflicht zu, sich vom höchsten Wesen abhängig zu fühlen, und einigen ertheilt sie das Privilegium, im Namen jenes höchsten Wesens die Abhängigen zu beherrschen. Wenn die Menschen wirklich

alle zugleich so seyn könnten, wie die eine oder andre Partei sie haben will, so wäre die Ansicht und der Staat einer jeden gleich vollkommen und es käme in der That nicht darauf an, ob dieser Staat oder jener bestände, wenn er nur allen seinen Gliedern vollkommen entspräche. Die Menschen sind aber weder so, wie jene, noch so, wie diese wollen und werden es in alle Ewigkeit nicht seyn. Darum muß auch ein ewiger Streit herrschen. Der Streit selbst wäre wieder ganz vernünftig, wenn jede Partei ihre Ansicht nur auf die Menschen ausdehnen wollte, deren natürliche Anlage dieser Ansicht entgegenkommt; er wird aber unvernünftig, da jede Partei allen Menschen, also auch denen, deren natürliche Anlage ihrer Ansicht widerspricht, diese aufdringen will. Die Republikaner wollen alle Menschen zur Freiheit erheben, aber einen großen Theil derselben können sie nur dazu verdammen, weil es Menschen gibt, viele, die meisten, welche keinerlei Kraft und Zeug dazu haben. Die Servilen wollen allen Menschen eine Hirtenschaft im Namen Gottes gewähren, aber einen großen Theil derselben verdammen sie nur dazu, weil es viele Menschen gibt, die entweder selbst herrschen, oder die weder herrschen noch beherrscht seyn wollen und können. Beide Parteien gestehn zum Theil ihr Unrecht ein, indem sie zugeben, daß die Menschen anders sind, als sie sie haben wollen; sie

zweifeln aber nicht, daß sie dieselben doch anders machen könnten, und dringen auf eine Erziehung zur Freiheit oder zur Herrschaft. Dies ist indeß nur ein neuer Irrthum, denn die Erziehung kann nur bilden, was angeboren ist, nicht ein Fremdartiges einpflanzen.

Die Neigungen und Kräfte der Menschen sind mannigfach unter Völker und Individuen vertheilt. Die Einen können nicht anders als frei seyn, ihre sinnliche Kraft, ihr überwiegendes Talent, ihr Gedanke spricht sie von jeder Herrschaft frei und sie herrschen entweder über die Schwachen oder die Idee der Gerechtigkeit beseelt sie und sie wollen allen Mitmenschen das gleiche Recht der Freiheit gönnen, sollten sie auch nicht im Stande seyn, ihnen das gleiche Vermögen dazu zu verleihen, sie wollen sie wenigstens nicht tyrannisiren, wenn sie es auch könnten. Die Andern sind schwach, und fühlen ihre Schwäche und suchen instinktartig, wer sie beherrschen möge. Sie schaffen sich einen Herrn, der Gewalt über sie hat, und wenn es auch nur ein Traumbild wäre. Zwischen ihnen bewegen sich die Launenhaften, die nicht wissen, was sie wollen; und die Phlegmatischen, die durch ihre Natur zu absoluter Passivität verdammt sind.

Dies sind die Bestandtheile der Masse, aus welchen die Politik beständig etwas zu machen strebt,

was bald dem einen, bald dem andern Bestandtheil unangemessen, daher niemals von Dauer ist. Die Republikaner adeln den Pöbel und er ist dieses Adels nicht würdig, er zwingt sie zur Diktatur oder er vernichtet sie; sie müssen auf ihn treten, oder er zertritt sie. Die Servilen kennen umgekehrt auch nicht einmal den wenigen echten Freien den Adel der Freiheit zu. Wer die Menschen zu hoch anschlägt, dem zeigen sie recht offen und frech ihre Niederträchtigkeit. Wer sie zu gering anschlägt, gegen den empören sie sich in ihrem bessern Bewußtseyn. Das war immer so und in diesem Kampf ist die Geschichte fortgeschritten.

Die in der Zeit des Unglücks von frommen Philosophen und Romantikern ausgehende Reaction gegen Frankreich und dessen revolutionäres Princip war und blieb eine Zeitlang wesentlich kirchlich, theokratisch. So bei Friedrich Schlegel und Görres. Diesen Männern schwebte immer die Idee des Mittelalters, also auch die Obervormundschaft der Kirche vor. Da jedoch das revolutionäre Princip unterdrückt wurde, da die weltlichen Monarchen entschieden triumphirten und sogar in ihrer „heiligen" Allianz eine kirchliche Weihe annahmen, aber nunmehr selber stark genug waren, um einer besondern Hülfe von Seite der Kirche oder ihrer theokratischen Ideen ferner nicht mehr zu bedürfen, so wandte sich auch der bei wei=

tem größte Theil der Servilen ausschließlich von den unfruchtbaren hierarchischen Ideen der praktischen und wirklichen Monarchie zu. Der Schweizer Convertit Haller, Enkel des berühmten Dichters, machte den Uebergang in seiner „Restauration der Staatswissenschaft,“ die schon nicht mehr die Herrschaft aus Gott, sondern das Göttliche aus der Herrschaft herleitet, und dem nichts heilig ist, als absolute Gewalt, als Despotismus.

Nachher wurde nach der Religion gar nicht mehr gefragt. Es gab nur noch eine politische Religion, den unbedingten Gehorsam gegen die weltliche Macht. Ihr lautester Prediger war Schmalz in Berlin, der zuerst verkündigte, die sogenannten Freiheitskriege von 1813—15 seyen nur aus Versehen für Freiheits-Kriege gehalten worden; man möge diesen Druckfehler in der Weltgeschichte corrigiren; es habe sich nie um etwas andres gehandelt, als um die Herstellung der absoluten, durch Napoleon eingeschränkten, Fürstengewalt, nicht aber um eine Völkerfreiheit, die ja ohnehin ein Unsinn sey. Er wurde der Ankläger des Tugendbundes, dem er revolutionäre Ideen unterschob, und der Verleumder aller damals noch feurigen Patrioten. Aber er wurde doch nicht so berühmt als der Schauspieldichter Kotzebue, der im russischen Solde die guten Deutschen, die für ihre Freiheit gekämpft zu haben wähnten, noch boshafter höhnte,

wofür ihm der Student Sand in einer Anwandlung von patriotischem Wahnsinn den Dolch ins Herz rannte.

Seit den Karlsbader Beschlüssen nahmen dann servile Systeme und Zeitschriften natürlicherweise bedeutend überhand, ohne daß man aus dieser Literatur einen Schluß auf die wahre Stimmung der Zeit hätte ziehen können. Da die Censur nichts Liberales aufkommen ließ, wurde von Seiten derer, die sich in ihrer alten akademischen Eitelkeit behaglich wohl fühlten, und denen, die als junge Leute schnell ihr Glück machen wollten, jede Scham bei Seite gesetzt und Dinge behauptet, die in den finstersten Zeiten der Hierarchie, des Feudalismus und des antiken Despotismus bei weitem nicht so grell hervortraten. Wie Julianus Apostata, der das Heidenthum wieder herstellen wollte, die heidnischen Gebräuche ins Ungeheure übertrieb, und Hekatomben auf Hekatomben von Löwen, weißen Elephanten und andern seltenen Bestien opfern ließ, so schienen unsre servilen Schwärmer alles überbieten zu wollen, was jeden heidnischen Göttern geschmeichelt worden war.

Die alte literarische Aristokratie, die Männer, die sich ausschließlich die vornehmen Geister nannten, befanden sich in einer Lage wohl, in welcher dem Volk und seinen Repräsentanten das laute Schreien verboten war. Die politische Stille gefiel allen denen,

die man sonst vielleicht nicht aufmerksam genug angehört hätte. Sie glaubten daher auch die Regierungen unterstützen und preisen zu müssen und thaten es mit der ihnen eignen Unbehülflichkeit, mit gelehrter Timidität, pedantischem Schwulst und studirter Uebertreibung. Diente nicht die einflußreiche Hegel'sche Philosophie dem krassesten, und predigte nicht auch Göthe bei jeder Gelegenheit den plattesten Servilismus? Ja sogar der selige Voß, der sich für einen Freiheitshelden auszugeben die Medisance hatte, wetteiferte er nicht mit dem Herrn v. Haller, um zu beweisen, daß seine Confession die der weltlichen Macht unterwürfigste und servilste sey? Vor allen aber muß hier an den Heros der Jurisprudenz, Hugo in Göttingen, erinnert werden, der sogar die Sklaverei im eigentlichen Sinne, die der Heloten, Neger und Leibeigenen, als recht, vernünftig und weise anpries. Schlegel hatte schon gesagt, der Bauer könne immerhin verderben, damit der Ritter die edle Jugendlust genieße, denn die Romantik gehe über Alles. Eine ähnliche Aeußerung that Steffens. Fauqué überschwemmte die Phantasie der Leser und Leserinnen mit Rittern, Harnischen, Lichtbraunen, Freifrauen und identificirte die Poesie mit der Aristokratie. Es blieb aber nicht bei der Poesie, nicht bei bloßen Meinungen. In katholischen Ländern kehrten die Jesuiten zurück, in den protestantischen fing der Adel schon wieder an, die

Bürgerlichen auszuschließen, und überall erhoben sich große Gelehrte und orakelten, daß es ganz gut sey, daß man nur so fortfahren müsse, daß den Thronen ihre zwei uralten Stützen, Priester und Adel, wiedergegeben werden müßten. Sie sollten aber auch nur als Stützen dienen und keinen selbstständigen Zweck mehr haben. Der monarchische Eifer war viel stärker als der hierarchische oder aristokratische. Nur sehr wenige stritten für die Unabhängigkeit der Kirche, die ungeheure Mehrzahl des lutherischen wie des katholischen Clerus wetteiferten nur in Unterthänigkeit gegen die Ministerien. Der bekannte Agendenstreit war ein solenner Triumph der Monarchie, gefeiert beinah vom ganzen Clerus, über den eben triumphirt wurde. Nicht selten hörte man wieder cujus regio, ejus religio. Ein gewisser Balzer predigte diesen Grundsatz ganz offen und forderte die weltliche Macht zu Gewaltschritten gegen alle Andersdenkenden auf. Ein gewisser Seifert sagte geradezu: „der königliche Thron ist der wirkliche Stuhl Gottes." Ein sehr berühmter Mann endlich, der Jurist Feuerbach, erfand einen förmlichen politischen Götzendienst.

Unter den Zeitschriften war die Eos hauptsächlich dem hierarchischen, Pfeilschifters langweilige Adelszeitung dem aristokratischen Interesse gewidmet. Dem romantischen huldigten alle Staatszeitungen und einige raisonnirende Blätter, unter de-

nen Jarke's Wochenschrift das meiste Aufsehen erregte. Dieser Ritter der Knechtschaft schlug seinen Turnierplatz zuerst in Berlin auf, wurde aber, da Genz alterte, katholisch, um bald dessen Stelle in Wien einzunehmen. Außerdem zeigten besonders auch die Frankfurter Oberpostamtszeitung und die Mannheimer Zeitung den größten servilen Eifer. Der vielen servilen Lokalblätter, die sich seit der Julirevolution den liberalen entgegensetzten, nicht zu gedenken. Eine Zeitlang hatten die liberalen Blätter entschieden die Oberhand, als aber diese wieder verboten wurden, herrschten seit 1832 aufs neue die servilen vor.

Daß bei solchen Wechseln und bei so viel Mittel-Zuständen, wie wir sie in Deutschand haben, auch politische Felonien vorkommen, ist sehr natürlich, und es zeigt noch von einer gewissen politischen Naivetät, daß sie nicht weit häufiger sind und daß sie noch kein rechtes Glück machen. Nie verzeiht man dem Convertiten seinen Uebertritt, weder in der Kirche noch im Staat. Sogar ein so wackerer Patriot, wie Görres, verlor augenblicklich alle seine Popularität, als er seine Meinung änderte.

Der erste politische Convertit war der berüchtigte Witt Döring, der mit seinen Abgeschmaktheiten das deutsche Publikum wirklich eine Zeitlang mystifizirte. Dann folgte Lindner, der einst, weil er Kotzebues russische Umtriebe entlarvte, einen großen liberalen

Ruf erworben und durch mehrere geistreiche Schriften befestigt hatte. Er ist eine der glänzendsten publizistischen Käuflichkeiten gewesen. Zuletzt hoffte Münch unter dem Deckmantel liberaler Tiraden im Wechsel des Herrendienstes eben das Glück zu machen, wie Johannes Müller, ohne jedoch dessen Gelehrsamkeit und Gewandtheit zu besitzen.

An die, welche sich von einer Meinung an die andre verkauft haben, reihen sich die, welche sich für keine Meinung recht zu entscheiden wissen und doch das Bedürfniß haben, immer davon zu sprechen. An die Unmoralischen reihen sich die moralischen Schwächlinge. An die Schamlosen reihen sich die, welchen immer ihre Scham in die Quere kömmt. Man hat diese unentschiedenen Redseligen die politischen Salbader genannt. Sie möchten gerne alles versöhnen, die Teufel und Engel mit einander verkuppeln und christlich deutsch gemüthlich erziehen. Sie finden für jedes Uebel einen schönen Namen und predigen überall Duldung, Liebe. Pietistische Staatsdiener in absolut monarchischen Staaten wetteifern hierin mit parlamentarischen Rednern im konstitutionellen Süden.

Wie ist es doch gekommen, daß die leidige Sentimentalität, nachdem sie aus dem Familienleben und aus der Literatur beinah verbannt ist, sich in die Politik geflüchtet hat, wie ein entsprungener Affe auf den Richterstuhl? Man gibt der Gemüthlichkeit

in der Politik das Uebergewicht über den Verstand, ja man setzt den Verstand dabei so auffallend hinten an, daß man, indem man die Politik christlich nennt, nicht einmal die aller Logik hohnsprechende contradictio in adjecto zu bemerken scheint. Liebe, du heiliges, so oft mißbrauchtes Wort, auch du mußt hier der politischen Leimsiederei dienen, um das leimen zu helfen, was nicht aus ganzem Holze mehr geschnitten werden kann, weil der Stamm schon zu Spähnen gemacht worden. Liebe, christliche Liebe heißt das Princip dieser modernen Schule deutscher Doktrinäre, und sie verlangen, man solle alles aus Liebe thun, während in Frankreich auch die wohlwollendsten Doctrinäre doch immer von dieser Liebe abstrahiren und an deren Stelle das Gesetz, ein kaltes Abwägen wechselseitiger Rechte setzen. Das Wunderlichste ist, daß Liebe zur zwingenden Gewalt erhoben wird, während sie selbst nicht erzwungen werden kann, und wenn sie nicht da ist, muß ja wohl das lieblose Gesetz an ihre Stelle treten. All das Predigen von der politischen Liebe hat noch nichts bewiesen, als daß sie eben nicht da ist. Wer kann bei unsern diplomatischen Essen und militärischen Executionen, bei Mauth und Censur, Polizei und Prozessen ohne Affektation die Liebe mit ins Spiel bringen? Wohl ehemals gab es eine Zeit, da Staat und Sitte; Wissenschaft und Kunst in dem tieflebendigen Keime christ-

licher Gesinnung wurzelten, und die Kirche all dieß große Leben beherrschte und vereinte. Aber diese Zeit ist dahin, die Kirche liegt in Trümmern und ich frage, wie gottlos wir denn geworden sind, daß wir eben da christliche Politik predigen, wo in den ehrwürdigen Ruinen jener Kirche der ärgste Muthwillen getrieben wird und über geistliche Angelegenheiten die ungebundenste weltliche Willkür schaltet? In Zeitungsphrasen, Addressen, Eröffnungsreden, Dedikationen und in gedruckten Theorien lebt die Liebe nicht, nicht in den flüchtigen Wolkenbildern der Schrift, dort wälzt sich nur noch der Rauch des längst erloschenen Feuers hin. Nicht Liebe und Religion, nur Furcht, Argwohn, List und Gewalt beherrschen das Staaten-Leben, und der Friede selbst ist nicht das sanfte Ruhen in der wechselseitigen Liebe, sondern nur die Ruhe des Waffenstillstandes, während die Gegner, die Hand am Schwert sich beobachten, oder die Ruhe eines Kirchhofs. Da wir notorisch nicht mehr in der goldnen Zeit leben, wo die Liebe mit dem Lilienscepter die Ungeheuer menschlicher Leidenschaften bändigte, sondern in einer eisernen Zeit, in der alle diese Leidenschaften gegen einander die Zähne fletschen, so ist das Affektiren der Liebe unnütz oder gar auf doppelte Weise gefährlich, einmal, weil es, für Heuchelei gehalten, nur die Leidenschaften auf der Gegenseite noch mehr vergiftet, und sodann, weil es, wenn man es

ehrlich meint, die Augen, die stets wach seyn sollen, einschläfert in Jean Paulschen Dämmerungen, die zwar immer, wie das Sprichwort sagt, der Liebe, aber auch den Dieben günstig sind. Einst gebar die Liebe das Recht. Die Zeiten haben sich geändert. Das Recht, das kalte, eiserne wird in harten Wehen erst wieder die Liebe gebären müssen. Ist der Einzelne dem Zeitalter vorangeeilt, sey ihm Ehre dafür. Doch soll er die eigne Liebe nicht zur Brille machen für seine Zeit. Diese ist, wohin man blickt, auf entsetzliche Weise lieblos und ganz des bindenden Zuges organischer Lebenskräfte beraubt, den rohen und ersten Elementarkräften der unorganisirten oder desorganisirten Natur anheim gefallen, und dieser Kräfte strenges und gewaltiges Gesetz muß uns der Liebe sanften Zug ersetzen, wenn nicht vollends eine ganz chaotische Gesetz- und Kraftlosigkeit eintreten soll. Die Wahrheit ist, daß man dem französischen Grundsatz kalter liebloser Abwägung der Rechte, so sehr man ihm in der Theorie widersprechen mag, praktisch beständig huldigte. Wozu also die Heuchelei? Hört man die deutschen Doctrinäre sprechen, so sollte man meinen, das berühmte europäische Gleichgewicht sey ein Ding von ehemals, das jetzt längst in die Rumpelkammer veralteter Mißbräuche geworfen sey. Und doch sind wir jetzt alles, was wir sind, eben nur durch dieses immer fortbestehende Gleichgewicht, des-

sen mechanischen Gesetzen Europa nie aufgehört hat, unterthan zu seyn. Für die technischen Ausdrücke dieser Mechanik hat die Theorie der christlichen Politik zwar ganz andere, sehr schön lautende Wörter gesetzt, aber die Sache bleibt die nämliche. Die Konstitutionen und Autokratien haben Frieden geschlossen, wie der Protestantismus und Katholicismus, zwar im Namen der christlichen Liebe, aber in der That nur aus wechselseitiger Erschöpfung und in der Ueberzeugung, daß jeder zu stark sey, als daß einer den andern völlig besiegen könne. Auch die Großmuth war immer nur eine berechnete, und der Schwächere wurde stets nur um eines dritten Stärkern willen geschont. Wo das Interesse galt, hat man nie viel gefragt nach jenen Geboten uneigennütziger Liebe, und wo irgend ein Gegner ohne Nachtheil unterdrückt werden konnte, ist es immer geschehen, so naturnothwendig, wie der See ausbricht, wenn er keinen Damm mehr hat, und das Haus einstürzt, wenn die Stützen faulen.

Diese Naturgesetze der Politik genau kennen zu lernen, ist eine weit wichtigere Aufgabe, als das Versinken in fromme Wünsche und die Erinnerungen an ehemals. Wenn irgend noch eine Spur von Liebe in der modernen Politik gefunden wird, so ist es doch gewiß keine christliche, sondern höchstens der alte heidnische Amor, der neckisch und schalkhaft hier die Has-

senden zu politischen Liebesbetheurungen und Ehekon- trakten zwingt, dort den Liebenden ihr Idol gewalt- sam entreißt, hier den hinfälligen Greis noch die Gluth des Jünglings lächerlich nachahmen, und dort Knaben nach der verbotnen Frucht springen läßt. So hat der politische Amor unter Napoleon, in Spanien und Polen, unter Karl X. und unter den deutschen Demagogen sein muthwilliges Wesen ausgelassen. Aber die christliche Liebe, sie hat nichts von all dem tollen Spuck gewußt, weinend saß sie auf den Rui- nen der alten Kirche, bis die Rationalisten ein Tau- benschießen gegen sie angestellt und sie, wie Asträa, aufflog, von wannen sie gekommen, ruhend am Her- zen Gottes, wo sie nicht einmal die Berliner pietisti- schen Steckbriefe erreichen können.

Ich habe ein so tiefes Mißtrauen gegen alle Sentimentalität, daß ich immer die Lüge dahinter wittere. Ich sehe in der Wohlrednerei, Liebedienerei, in dem Moralpredigen und zum Herzen Reden, das die Parthien in Thränen auflösen und zusammen- leimen soll, nur eine versteckte Bosheit, die triumphi- rende Scheinheiligkeit, die vor Wollust gleichsam jauch- zende Verruchtheit. Wirklich kann eigentlich nur der schadenfrohe und im Spott unermüdliche Mephisto- pheles ein Gefallen daran finden, sich für die Moral begeistert zu stellen, lange Reden für sie zu halten, Thränen für sie zu vergießen, und bei einigen dum-

men Männern und vielen klugen Weiblein jenes behagliche Knurren und Schnurren im Leibe zu erwecken, welches die Menschen gleich den Katzen empfinden, wenn man ihnen schmeichelt und sie überredet, sie seyen recht fromm und lieb.

Schöne Reden sind des Teufels Festtagskleid. Schöne Reden thuns aber nicht. Wenn die Menschen nicht bloß scheinheilig die Augen verdrehen, wenn sie wirklich moralisch handeln sollen, so müssen sie entweder noch unschuldig seyn, oder, wenn sie es nicht mehr sind, muß die Noth sie mit Riesenfäusten packen, und ein innerstes Erbeben durch alle Seelen gehn, und der Jammer, die Verzweiflung, der Tod, die Seelenstärke, wo sie noch ist, zum Kampf herausfordern, damit sie vom langen Schlafe geweckt werde, jene Seelenstärke, welche der Unschuld Werth und Gewalt ersetzt, die aber nie in der Masse zum Vorschein kommt, wenn nicht ein ungeheures Schicksal sie weckt.

Unter den politischen Schönrednern nimmt Zschokke die erste Stelle ein. Er copirte die weinerliche Heuchelei und den Bombast Johannes Müllers in seinem Styl auffallend. Doch war er bei weitem kein solches moralisches Ungeheuer wie Johannes Müller. Er diente nicht immer jeder Macht für Geld und Titel, wie Müller es immer that. Er diente zwar auch, er schrieb für die Tyrannen gegen die Völker.

In Napoleons Sold beschimpfte er die unglücklichen Spanier und Tyroler, pries die französische Welt-Monarchie, zog noch Anfangs als Journalist mit gegen die Alliirten zu Felde, verspottete die Deutschen, die an Erfüllung der verheißenen Freiheit glaubten und höhnte sogar noch die Philhellenen aus. Aber er that dieß nicht allein, er schrieb auch auf der andern Seite wieder, wie der politische Wind sich drehte, gegen Napoleon, für das Deutschthum und den Liberalismus und für die Griechen. Wie gerade in der Schweiz, wo er lebt, die Majorität gesinnt war, wie auswärtige Höfe ihn bezahlten oder nicht mehr bezahlten, so schrieb er, heute so, morgen gerade das Gegentheil mit einer allerliebsten und lächelnden Naivetät. Ueberall sprach er schön, gefühlvoll, salbungsvoll, mit Wärme, als ob es seine innigste Ueberzeugung wäre, wenn er auch eben erst mit derselben Wärme das Entgegengesetzte vertheidigt hatte. Aber man muß ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er das deutsche Publikum verstanden hat. Die Liberalen zählten ihn unter ihre Heroen und gaben ihm Feste; die Servilen schätzten ihren guten alten Freund nicht weniger. Charakter erscheint den Leuten noch immer als das Unbegreiflichste, darum macht bei ihnen nichts so viel Glück als Charakterlosigkeit. Sie lieben, was ihnen selber gleicht. Die Philister sind heute tapfer, morgen feig, heute liberal, morgen

servil, je nachdem der Wind geht. Ein Publicist, der gerade so ist, wie sie, muß ihnen nothwendig gefallen.

Gleichwohl hat es der große Krug in Leipzig mit dem Publikum verdorben. Dieser ist zwar kein Schönredner, kein Deklamator wie Zschokke, sondern nur ein breiter Schwätzer; aber er hat doch auch das was den Philistern so sehr gefällt, er ist tapfer, wenn keine Gefahr da ist, und wird gleich sehr friedliebend, wenn die Gefahr naht. Er ist ganz, wie es die politischen Tuckmäuser in Deutschland gerne haben. Aber es scheint, er hat die Leute durch sein zu vieles Hofmeistern vor den Kopf gestoßen. Zschokke überredet mit süßer Zunge, Krug docirt anmaßend und langweilig.

Die Klasse der „liberalen Schreier", von denen man weiß, daß sie wie gewisse Hunde nur bellen, aber nicht beißen — und der „politischen Leimsieder", die unvereinbarliche Elemente durch eine liebreiche Segensprechung zusammenleimen wollen, ist sehr groß in Deutschland. Es gibt kein Land und kein Ländchen wo nicht einige schriftstellernde Beamte liberal thäten, was dann wieder einige liberale Bürger durch loyale Mäßigkeitspredigten erwiedern. Man macht sich fast noch mehr Complimente, als Vorwürfe.

Von diesen Versöhnungsversuchen ist die reine politische Empirie zu trennen, die bloß referirt, und sich der eigenen Meinungen enthält. Dies ist

die Tendenz von Pölitz, A. Müller und einiger andrer Sammler und Registratoren der politischen Literatur. Dies ist auch die Tendenz der Augsburger allgemeinen Zeitung, wie früher des Hamburger unpartheiischen Correspondenten. Es ist bemerkenswerth, daß dies gerade die berühmtesten und am meisten verbreiteten Zeitungen waren und noch sind. Bei den deutschen Zuständen war es nicht anders möglich. Freilich ist die Unpartheiligkeit dieser Blätter sehr schwankend, und am Zünglein der Wage ist die Windfahne befestigt; allein in Staaten, wo man sonst gar nichts vom Auslande zu lesen bekommt, ist man herzlich froh, noch so viel, als die leichtere Wagschaale trägt, habhaft zu werden. Um der Allgm. Zeitung Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, muß man von Augsburg nicht westwärts, sondern ostwärts reisen.

Zu den Empirikern gehören auch einige Staats-Rechtslehrer, vor allen Zachariä in Heidelberg. Derselbe nimmt den Staat durchaus, wie er ist, nicht wie er seyn sollte, und macht ihn weder von einem ursprünglichen Menschenrecht, noch von den Bedingungen der Nationalität abhängig. Man muß eingestehen, daß eine solche Empirie durchaus in einer Zeit und in einem Lande zu Hause ist, wo weder Menschen noch ein Volk zu finden sind, sondern nur Staatsindividuen, Unterthanen. Im Einzelnen gibt

Zachariä Rathschläge, die von eben so viel Billigkeit als Scharfsinn zeigen.

Als sehr eigenthümlich erscheint Rehberg, der früher mit Burke und Genz die französische Revolution bekämpfte, aber immer, wie der Freiherr von Stein, zeitgemäße Reformen wünschte und sich noch jüngst in seinen „Phantasien“ kräftig dafür ausgesprochen hat. Schade, daß er seine Meinungen immer nur gelegentlich an einzelne Objekte angeknüpft hat, und nicht systematisch verfahren ist. Indeß zeichnet es ihn nicht wenig aus, daß er beide Parteien tadelt.

Die „Vermittlung der Extreme“, über welche sich Herr v. Ancillon ausgesprochen hat, läßt gänzlich unwirksame und ohnmächtige constitutionelle Formen zu, als ein Surrogat und gleichsam als einen Ableiter für Reformen, steht also im vollkommenen Widerspruch mit der Tendenz eines frühern preußischen Ministers, des Freiherrn v. Stein, welcher keine konstitutionellen Formen, aber innerhalb der absoluten Monarchie wirksamere Reformen wollte und zum Theil durchsetzte.

Nun zur Justiz.

Die deutsche, aus dem römischen Recht und unzähligen Lokalprivilegien oder Lokalgewohnheiten entstandene Jurisprudenz ist längst als eine Monstrosität, als ein krankhafter Auswuchs des politi-

schen und des literarischen Körpers anerkannt. Schon Göthe sagt im Faust die berühmten Worte:

Es pflanzen sich Gesetz und Rechte
Wie eine ew'ge Krankheit fort;

obgleich Göthe selbst als Minister alle Reform scheute und ängstlich um Erhaltung des Alten bemüht war.

Die juristische Facultät baute sich neben der katholischen an. Die Jurisprudenz hat daher auch sehr viel mit der Theologie gemein, ihren philologisch-historischen Apparat, ihre Bibel und symbolischen Bücher, ihre Dogmatik und Exegese, ihre Schule und ihre Kaste. Was am römischen Recht hängt, die Romanisten sind den Katholiken zu vergleichen, Protestanten dagegen sind die Anhänger des deutschen Rechts, und zwar gleichen die Freunde der öffentlichen Rechtspflege den Reformirten, die Anhänger der verschiednen Landrechte, die noch Vieles vom Römischen beibehalten, den Lutheranern.

Das Princip der Romanisten ist: das Recht in der Logik zu begründen. Sie behandeln es mithin als Wissenschaft, als Studium, und bilden deßfalls eine gelehrte Kaste, eine Art von Priesterschaft des Rechts, woraus denn eine besondre Form der Rechtspflege entspringt. Nicht das gemeine Volk kann richten, nicht das Gewissen, das in jedem inwohnt und dem ein wechselseitiges Vertrauen der Gemeinde den Richterspruch überläßt, sondern nur die

Wissenden, die Gelehrten können und dürfen urtheilen und entscheiden. Demzufolge können diese Wissenden auch die Befugniß, zu richten, nicht vom Volk entlehnen, sondern lediglich von der Autorität der Wissenschaft, die hinwiederum nur in der vom Volk unabhängigen Majestät zugleich mit jeder andern höchsten Staatsautorität personificirt ist. Diese Partei bedarf also zunächst die sacra majestas als Urquell des Rechts, die juridische Pabstgewalt, den heiligen Richterstuhl, sodann den juridischen Priesteradel, der das Recht dem Laienvolk vermittelt, und zwar theils Richter, entsprechend dem Episcopalclerus, theils Advokaten, entsprechend den Klostergeistlichen, vorzüglich im Sinn der Bettelorden und Jesuiten. Ferner bedarf diese Partei des corpus juris, als des allgemeinen Canons, und der historischen und kritischen Commentare, als der Kirchenväter und Scholastiker. Endlich wird sie in ihrem Themistempel ein abgesondertes Chor, das Allerheiligste, ansprechen, da die Priester über dem Volk erhaben stehn, dem stummen Volk den Segen spenden und die Opfer von ihm empfangen.

Wie die Reformation von den Mönchen ausgegangen, so neigen sich zum juridischen Protestantismus vorzüglich die Advokaten. Die neue Partei macht im Gegensatz gegen die Wissenschaft das Gewissen zum Princip, im Gegensatz gegen die Ab-

geschlossenheit der Kaste die republikanische Oeffentlichkeit zur Form des Rechts, so wie der Protestantismus uns vom Priester ans eigne Herz, und aus dem Atrium ins Chor selbst, in die freie und gleiche Christengemeinde verweist. Wir dürfen diese Partei im Gegensatz gegen die Romanisten die Germanisten nennen.

Sofern die Germanisten das Gewissen zum Rechtsprincip erheben, und die Oeffentlichkeit zur Rechtsform, neigen sie sich zur Demokratie. Sie betrachten die Beurtheilung eines Rechtsfalls als etwas natürliches und allen Menschen gemeinsames. Nicht eine Aristokratie von Gelehrten, sondern das gemeine Volk richtet. Mithin autorisirt sich das Volk auch selbst dazu und die Rechtsgewalt fällt mit der Souverainität des Volks zusammen. Die Oeffentlichkeit der Gerichte ist sodann nur eine natürliche Folge des Princips.

Sofern die Romanisten die absolute Logik zum Rechtsprincip erheben, und deßfalls ein Studium der Rechtswissenschaft begründen, dem nur Geweihte sich widmen können, neigen sie sich zur Aristokratie. Sofern sie aber in ihrem System alles an einen absoluten Satz knüpfen müssen, kann demselben auch nur eine absolute Kraft, die ihn geltend macht, entsprechen, also die Autokratie. Diese Demokratie kann sich nicht nach dem Ausspruch eines Einzigen richten, und

jeder absolute Satz gilt nur als eine Stimme. Die Monarchie kann sich nicht nach dem Ausspruch vieler richten, und jeder Ausspruch des Gewissens kommt allen Stimmen zu. Mithin mußte das römische Recht nothwendig zur Autokratie, das deutsche Recht nothwendig zur Freiheit führen, und sofern es in neuerer Zeit wiedergeboren worden, taugt es nur für Repräsentativstaaten. Die Rechtsfragen sind also politische. Der Streit über Rechtsprincip und Rechtsform fällt genau mit dem über Staatsprincip und Staatsform zusammen. Repräsentative Staaten haben auch eine Literatur des öffentlichen Rechts, autokratische nur eine des geheimen Rechts. Die deutsche Literatur zeigt noch ein enormes Uebergewicht der letztern.

Nicht unwichtig ist der Umstand, daß die Romanisten immer Cosmopoliten oder Glieder einer allgemeinen Rechtskirche, die Germanisten immer Volksthümler oder Glieder einer Nation sind. Die absolute Rechtswissenschaft hat sich so wenig als die absolute Theologie um die Eigenthümlichkeiten einer und der andern Nation zu bekümmern. Es gibt nur einen Gott und nur ein Recht. Soll die Religion die rechte seyn, so muß sie allen Völkern anpassen. Soll es eine absolute Rechtswissenschaft geben, so muß jedes Volk nach ihr gerichtet werden können. Dies Schema gilt auch für das römische Recht, wie

für den Katholicismus, und von jeher sind beide den sogenannten barbarischen Völkern mit Feuer und Schwert oder mit sanftem Bekehrungseifer gepredigt worden, woraus denn unendlich viel Gutes entsprungen ist, aber auch viel Böses, denn das Herz der Nationen hat sich an der eisernen Consequenz der universellen Dogmen verblutet, oder Consequenz und Natur haben sich ausgeglichen, jedes ein wenig nach dem andern gemodelt, und an die Stelle der rohen Barbarei ist eine cultivirte Barbarei getreten.

Bei den öffentlichen Volksgerichten muß im Gegentheil die Volksnatur, die Landessitte einen ungekränkten Antheil an der Beurtheilung der Rechtsfälle haben. Ich übersehe alle die großen Nachtheile, die dies mit sich führt. Bei einem solchen Verfahren werden alle Vorurtheile, wird alle Barbarei der Nation genährt, wenn sie anders nicht einen geistigen Entwicklungstrieb in sich hat, der sie weiter bringt. Dennoch aber ist zwischen der Consequenz der Wissenschaft und zwischen der rohen Volkssitte eine sehr gangbare Mittelstraße, wie zwischen der Tyrannei der römischen Weltherrschaft und zwischen der Barbarei der Irokesen. Wer sagt, daß er das reine Licht mit sich führe? Sind es etwa jene Romanisten, die unser gutes Recht verbannt, oder jene Jesuiten, die Paraguay mit ihrem Sonnensymbol vergoldet? Wir wollen nicht im Dunkel bleiben, aber

wie das Licht ursprünglich in Farben sich zersetzt, so werden wir das Licht des Rechts auch nur wieder aus den nationellen Farben uns zu läutern vermögen. Gesunde Entwicklung der Nation führt allein zur Cultur und Wissenschaft. Wo Wissenschaft und Sitte in gehässiger Trennung sich befinden, wird sie doppelte Zerstörung treffen.

Aus dem Princip der Romanisten fließt auf doppelte Weise ein unermeßlicher Nachtheil für das Volk. Sofern sie eine geheime Priesterkaste bilden, ist das Volk nicht befugt, sich selbst um das Recht zu bekümmern, denn diese Selbstthätigkeit würde jenes Vorrecht aufheben, wie jede Demokratie die Aristokratie. Sofern aber die Rechtswissenschaft der Romanisten ein lebenslängliches Studium erfordert, ist es dem Volke nicht möglich, dieses Recht in seinem ganzen Umfange kennen zu lernen. Das Resultat nun, daß ein Volk, ich will nicht sagen, sein Recht, sondern nur das Recht, nach welchem es gerichtet wird, gar nicht kennt, ist offenbar ein Nachtheil, wohl gar eine Schande. Die Alten, nicht nur Griechen, auch Germanen, unterrichteten die männliche Jugend frühe im Recht, und was kann, außer der Kenntniß des Göttlichen und der Natur, im Unterricht heilsamer seyn, auf das Leben würdiger vorbereiten, als die Kunde des Rechts? Wir dürfen es aber unsern Schulen nicht vorwerfen, daß sie die Jüng-

linge in gänzlicher Unwissenheit des Rechts lassen, denn was sollten sie ihnen lehren? etwa jene Gesetze, die der Staat oft selber vergißt, weil ihrer zu viele sind, die selbst den Gesetzgebern so unter den Händen verschwinden, daß man erst auf dem dritten Landtage sich erinnert, man habe auf dem zweiten etwas verordnet, ohne zu bemerken, daß man auf dem ersten etwas widersprechendes zum Gesetz gemacht, was noch nicht annullirt worden, so daß nun Ja und Nein im Gesetz steht? wozu sollten aber selbst die klarsten Gesetze der Jugend bekannt gemacht werden, oder dem Volke selbst, wenn im Leben doch jeder mit dieser Kenntniß sich passiv verhalten und von der Kaste nehmen muß, was sie will? Das hieße, die Kinder zum Protestantismus erziehn und sie doch die katholischen Gebräuche machen lassen.

Das römische und die von ihm abgeleiteten Rechte werden insbesondre noch durch die lateinische Sprache unpopulär. Es ist bekannt, welchen lebhaften Widerstand die römischen Advokaten das erstemal unter Varus an der Weser, das zweitemal anderthalbtausend Jahr später im Mittelalter gefunden, und noch jetzt ist dem Volk der römische Rechtsgang, dessen Terminologien ihm völlig unverständlich sind, durchaus zuwider. Diese Sprache hat das Recht aus dem Gewissen an den Verstand der Kaste und

die Rechtspflege aus dem Leben ins Papier, in die Bureaukratie verwiesen.

Der ganze unförmliche Bau des mittelalterlichen Rechts, jene zahllosen Kirchen-, Lehn-, Kaiser-, Land-, Stadt- und Bauernrechte und die Nebengebäude der Standes- und Personalprivilegien, sind endlich zusammengestürzt, aber es sind namhafte Ruinen stehn geblieben, an welche man neue Wohnungen angeklebt hat, unfähig oder zu bequem, einen ganz neuen Grund zu legen. Ein seltsames Gemisch von Gesetzbüchern ist entstanden, das den Anblick alter Städte gewährt, wo schwarze gothische Trümmer neben neugeweißten Lusthäusern stehn. Fürstentage haben die Kaisermacht, Concordate die Pabstgewalt gestürzt. Durch Kabinetsordern sind die Klöster, ist die Leibeigenschaft aufgehoben worden. Mit der Fürstenmacht ist das römische Reich aufgekommen, weil es ihrer Tendenz entsprochen. Was von den Ruinen des Reichs sich erhalten, trägt auch noch die Spuren des alten Rechts. An beides hat sich Neues angeschlossen, wie es die Noth der Zeit den Gesetzgebern abgedrungen, oder der humane Geist eines Friedrich II. und Joseph II. für billig erkannt. So haben die neuen Landrechte sich gebildet und bilden sich noch, wie die Zeit selbst tausend Rück- und Vorsichten und einer beständigen Verwandlung unterworfen.

Sie bilden die Brücke vom römischen Recht zum öffentlichen, oder füllen wenigstens die Kluft zwischen beiden. Das öffentliche Gerichtswesen hat die öffentliche Meinung für sich, wenn es auch nur in einem kleinen Theil Deutschlands praktisch ausgeübt wird. Leider haben wir nur als ein Geschenk von den Fremden erhalten, was unser ursprüngliches Erzeugniß und Eigenthum gewesen. Der Code Napoléon und die damit zusammenhängenden Gerichtsformen sind einigen deutschen Stämmen als gutes Andenken an eine böse Zeit geblieben. Die französische Republik griff zu der öffentlichen Rechtsform, weil sie der Freiheit und einem tüchtigen Gemeindewesen von jeher als die angemessenste, die schlechthin natürliche sich erwiesen. Längst lebt der Engländer im Genuß dieser unschätzbaren Form, und er hat sie von den angelsächsischen Vorfahren geerbt, bei denen sie, wie bei allen deutschen Stämmen, ursprünglich heimisch gewesen. Die Form ist hier, wie überall, so sehr Trägerin des Geistes, daß die Erscheinung der Geschworenengerichte das ganze römische Rechtssystem zu erschüttern scheint. Die Aufmerksamkeit ist auf diesen Gegenstand häufig gelenkt worden und die Gemüther sind nicht kalt geblieben. Die unter Citaten und Acten ergrauten Romanisten und Bureaukraten sind hochmüthig ausgefahren gegen den überrheinischen Naturalismus, und die Advokaten der Rheinlande haben

mit einem Mutterwitz zu antworten gewußt, der ihnen alle Ehre macht.

Mittelbar ist die Partei, die an der öffentlichen Rechtspflege hängt, durch die Bemühungen der historischen Juristen unterstützt worden, da dieselben die alten deutschen Rechte immer vollständiger ans Licht gezogen und commentirt haben, jene Rechte, welche den Ursprung, die lange Dauer und die Vortheile der öffentlichen Formen ausweisen, und uns klar machen, daß die offenen Volksgerichte in Deutschland älter sind, als die heimlichen Papiergerichte, das Leben älter, als die Bücher, das Recht älter, als die Juristen. —

Die Romanisten kämpfen schon lange gegen das deutsche Recht. Im Mittelalter desorganisirten sie dasselbe und verfälschten, vermischten es mit römischen Grundsätzen. Nach der Reformation fingen sie sogar an, es ganz durch das römische Recht verdrängen zu wollen. Der gelehrte Eifer der Humanisten auf den Universitäten trug sehr viel dazu bei. Da man so großen Ruhm erlangte durch treue Editionen, Commentare und allgemeine Verbreitung der Classiker, so glaubte man auch das römische, als das allein klassische Recht, in seiner ursprünglichen Reine herstellen und in die moderne Welt einführen zu müssen.

Der schöne Enthusiasmus für die heitre und freie Welt des Alterthums wurde uns hier zum Fluch.

Früher unerhörte Torturen und Todesfoltern und ein unsäglich langwieriges und willkührliches Prozeßverfahren verdrängten das alte ehrliche und billige Recht des Vaterlandes. Zwar hatte dieses alte Recht keine Macht mehr; das gewaltige Faustrecht hatte es von außen sehr eingeschränkt. Jetzt hörte das Faustrecht auf, aber das Unrecht trat gesetzlich in das Recht ein. Das römische Recht war nur eine Waffe des Mächtigen, um die Unmächtigen unter legalen Formen grenzenlos zu quälen, ohne ihnen die mindeste Garantie zu bieten. Denn es schuf das Verbrechen durch die Tortur und richtete geheim nach einem fremden, nur den Wissenden kundigen Gesetz. Der Marter und dem Geheimniß gegenüber war die Unschuld allemal verloren. Die Greuel jener alten Jurisprudenz haben ihre Unsterblichkeit an die Namen der Hexenprozesse und des gräßlichen Criminalisten Carpzow geknüpft.

Die Opposition trat erst mit Thomasius ein, der ein vernünftiges Recht wollte, und mit Heineccius, der die altdeutschen Rechte zuerst gründlich und systematisch erörterte. Aber jene Vernunftpredigten und diese geschichtliche Entwicklung halfen wenig. Jedoch mußte sich das römische Recht in praxi immer dem altdeutschen, durch die Aristokratie festgehaltenen Feudalrechte fügen. Diese halbbarbarische Empirie, die sich dem rein klassischen Humanismus

der Theoretiker entgegensetzte, knüpfte sich an den Namen Böhmers. Als aber die Aristokratie im vorigen Jahrhundert ihre ganze alte Macht an die Autokratie der Fürsten verlor, mußte sich das römische Recht abermals dem neuen Zwange fügen und sich durch Cabinetsordres modifiziren lassen. Da nun aber um dieselbe Zeit das philosophische Studium lebhaft angeregt worden war, so bemächtigte sich dieser Enthusiasmus auch der Jurisprudenz und man versuchte das römische Recht nicht mehr historisch als einen Schatz der herrlichsten Erfahrungen, sondern philosophisch als das absolute Recht, als das ewige und göttliche, darzustellen. Von dieser fixen Idee ging Hugo aus, und sie ist im Zeitalter der absoluten Monarchien etwas ganz Natürliches. In der That verträgt sich das römische Recht mit dem modernen Absolutismus im Staat und in der Philosophie besser, als mit der mittelalterlichen Romantik in Aristokratie und Poesie. Nur ist Hugo in seinem klassischen Eifer so weit gegangen, auch die Sklaverei zu reclamiren. Es ist zwar consequent und ehrlich von ihm, aber ein wenig lächerlich. Auf allen Meeren jagen englische Schiffe umher, die unglücklichen Sklaven, die man heimlich aus einem Welttheil in den andern schleppt, zu befreien, und Hugo in Göttingen, ein deutscher Professor in einer der ge-

bildetsten Städte der Welt, verlangt alles Ernstes die Sklaverei zurück.

Hugo hat inzwischen als Theoretiker nicht so großen Einfluß gehabt, wie Feuerbach, dieser allberühmte Romanist, der sein Andenken durch die bekannten Criminal- und insbesondre Majestätsgesetze in Bayern und durch die Zurückweisung der Geschwornen-Gerichte vom rechten Rheinufer verewigt hat. Wenn auch die unendlich feinen Unterscheidungen und Unterabtheilungen in seinem Codex der Majestätsverbrechen wegen des dazu erforderlichen Kleinigkeitsgeistes eines deutschen oder vielmehr holländischen Ursprungs scheinen, weil außer Swammerdams anatomischer Untersuchung der Weidenraupe, in welcher derselbe zwölfhundert Nerven und Nervchen besonders unterschied und beschrieb, nichts mit ihnen zu vergleichen ist, so kann ihm doch ein vorwaltender Romanismus, ja ein Fanatismus für römische Classicität nicht abgesprochen werden, da er es so weit brachte, sogar die durch das Christenthum längst verbannte göttliche Verehrung der Kaiser, und den durch den theologischen längst verdrängten juridischen Bilderdienst aus der römischen Kaiserzeit in unser Jahrhundert und auf deutschen Boden zu verpflanzen. Dies war der letzte und höchste Triumph des römischen Rechts in Deutschland, obgleich Savigny darüber noch keine Abhandlung geschrieben hat.

Die zweite Großthat des großen Feuerbach war das Verdammungsurtheil, das er über die Geschwornengerichte aussprach. Bekanntlich ist die öffentliche und mündliche Rechtspflege und das Urtheil der aus dem Volk gewählten Geschwornen eine uralt deutsche Einrichtung. Die Angelsachsen haben sie nach England gebracht und dort hat sie sich bis auf diesen Tag erhalten. Die Franken haben sie nach Gallien gebracht und dort ging sie zwar in dem Feudalismus und der Despotie unter, aber die Franzosen nahmen sie in ihrer letzten großen Revolution wieder auf. In Folge der französischen Eroberung wurde sie auch auf dem linken Rheinufer hergestellt, und gewann so große Popularität, wurde allgemein für ein so theures Palladium erkannt, daß sich nicht nur die Rheinländer dieses Institut nicht wieder nehmen lassen wollten, sondern daß auch auf dem rechten Rheinufer eine Menge Stimmen dafür laut wurden. Aber da war Feuerbach, dem man die Entscheidung auftrug, den man über den Rhein schickte, um die Sachen zu untersuchen, eine der mächtigsten juristischen Autoritäten, welche sich diesem Institut entgegensetzte, es wenigstens nicht für zeitgemäß, nicht für den deutschen Verhältnissen anpassend erkannte, wenn er auch nicht läugnete, daß es sich für reine Republiken eigne. Was bei diesem Streit besonders auffallen mußte, war der sonderbare Umstand, daß man, ich will nicht

sagen, die Gegenparthei zum Richter, aber wenigstens eine Frage, die nur vom Gemeingefühl eines ganzen Zeitalters, von einer zur Geburt drängenden Tendenz des öffentlichen Lebens, kurz von der Geschichte selbst beantwortet werden kann, von der zufälligen und einseitigen Beantwortung eines deutschen Gelehrten abhängig machte. Sollten wir denn wirklich immer noch in der Zeit leben, in der man glaubte, ein orakelnder deutscher Universitätspapa könne mit ein paar glatten Worten in aller Friedsamkeit und Unschuld Streitsachen entscheiden, um die anderwärts ganze Völker durch Jahrhunderte gekämpft, Reiche zertrümmert und gegründet haben, der Weltgeschichte eine ganz neue Richtung gegeben worden ist? Deutsche Gelehrte waren es, die über die Rechtmäßigkeit der französischen Revolution noch a priori urtheilten, während sie schon vorüber war. Es ist eine Unhöflichkeit der Geschichte, daß sie, bevor sie wirklich geschieht, nicht den weisen Rath deutscher Fakultäten einholt. Wie viele Unordnungen in der Welt sind diesem Umstande zuzuschreiben. Wie würde alles so geschmeidig gehn, wenn man dem Herr Professor folgte. Die Welt würde so warm in die loyale Bequemlichkeit hineinschlupfen, wie ein geheimer Hofrath in seine neue Wildschur. Und dennoch, wenn es nicht Menschen gäbe und Völker, die wirklich etwas thäten, so würden diese deutschen Professoren am Ende nichts mehr

zu reden, zu tadeln, zu belehren und zu orakeln haben. Wenn kein Kampf in der Welt wäre, würden sie auch die große Kunst nicht geltend machen können, zwischen den Partheien zu balanciren, völlig loyal und zugleich liberal zu seyn, sich hier einen Orden und dort einen silbernen Becher zu verdienen.

Die Gründe, welche Herr von Feuerbach gegen die Geschwornengerichte geltend macht, halten nicht Stich. Daß diese Rechtspflege für keinen despotischen Staat taugt, ist nur insofern wahr, als es für einen solchen überhaupt gar kein Recht gibt, und es in der Macht des Gewalthabers steht, jede beliebige Rechtsform zu verletzen. Wenn aber der Verfasser das gedachte Institut mündlicher Rechtspflege für Republiken mehr geeignet erachtet, als für konstitutionelle Monarchien, so muß dem widersprochen werden. Die Unabhängigkeit der Gerichte ist nirgends besser garantirt, als in einem Staat, worin sich das monarchische und demokratische Princip die Waage halten. In jedem andern Staat, wo diese Abwägung der Gewalten nicht Statt findet, können auch die Gerichte nicht unabhängig seyn. Sie sind es nicht in der absoluten Monarchie, wo allein die monarchische Gewalt herrscht, und auch nicht in der Republik, wo allein die demokratische Gewalt herrscht. Dort werden die Richter vom Despoten abhängige Schergen seyn, hier werden sie immer zu Ostracismus und po-

litischen Justizmorden geneigt seyn. Nur im konstitutionellen Repräsentativstaat kann das Gericht sowohl vor der Heimlichkeit und despotischen Willkühr, als auch vor der tumultuarischen Parteilichkeit bewahrt werden, und die nach aussen wie nach innen vollendete und der civilisirten Gesellschaft durchaus anpassende Form der Assisen behaupten.

Die Geschichte selbst wird hierüber entscheiden. Es gibt eine Gattung politischer Wünsche, deren Erfüllung durchaus nur im Reich der Träume liegt; aber auch eine andre, die ihrer Realisirung in dem Augenblick gewiß sind, in dem sie entstehen. Gewisse politische Verbesserungen werden trotz des fortdauernden Kampfes doch durch stillschweigende Uebereinkunft angenommen, wie zwei Duellanten, die auf Leben und Tod fechten, doch gewisse, beiden Theilen vortheilhafte Regeln dabei annehmen. Die Erfahrung, daß nicht nur die Engländer und Franzosen, sondern auch die deutschen Rheinländer, von dem Augenblick an, da sie das Institut der Geschwornengerichte kennen lernten, diesen Rechtsbrauch sich gleichsam zur andern Natur machten und ihn um keinen Preis sich wieder entreißen zu lassen geneigt sind, diese Erfahrung allein beweist, wie wenig gewisse Herren hinter ihren Aktengebirgen hervor ins Volk geblickt und dessen wahre Bedürfnisse, Neigungen und Kapacität erkannt haben.

Ich habe Hugo und Feuerbach als die zwei charakteristisch hervortretenden Dioskuren des römischen Rechts betrachten zu müssen geglaubt, weil in ihnen der Widerspruch des heidnischen Despotismus mit der deutschen Freiheit am grellsten hervortritt. Die übrigen Romanisten, unter denen wohl Thibaut der berühmteste ist, haben das römische Recht mehr wissenschaftlich und handwerksmäßig betrieben, ohne so scharf den Accent auf alles das zu legen, und gerade das geltend machen zu wollen, was dem Deutschen in seiner innersten Natur von jeher widerstrebt hat und insbesondre jetzt seinem geläuterten, immer mehr sich emancipirenden Verstande widerstrebt.

Immerhin bleibt es merkwürdig, daß jetzt das römische Recht in Deutschland sich verschanzt hat und von hier aus gegen den Germanismus der Franzosen und Engländer kämpft, da früher im Mittelalter ganz das Umgekehrte Statt fand, und in Deutschland, wie es auch natürlich war, das deutsche Recht sich gegen das aus den romanischen Ländern eindringende römische Recht wehrte. Dies ist nicht der einzige, aber auch nicht der unbedeutendste Beweis von der Verkehrtheit unsrer jetzigen Zustände. Unser gutes Recht haben wir uns nehmen lassen und der Fremde erfreut sich dessen; und dafür quälen wir uns jetzt mit dem schlechten Recht, das uns die

Fremden gebracht haben, und thun noch stolz damit, und wollen nicht davon lassen.

Am ausführlichsten sind die Mängel der bisherigen Rechtspflege in einem anonym erschienenen Werke „Deutschlands Rechtspflege, Altenburg 1831" auseinandergesetzt. Vortrefflich sind deßfalls auch die Aphorismen von Jassoy.

Wie zur Zeit der Reformation der Vernunftkritik Luthers die Revision der Kirchengeschichte (die hauptsächlich von Flacius besorgten centuriae Magdeburgenses) an die Seite trat, so wurde auch der große Rechtsreformer, Thomasius in Halle, durch den ebenfalls in Halle wirkenden Heineccius durch gründliche Arbeiten in der deutschen Rechtsgeschichte unterstützt. Sein beinah vergessnes lateinisches Werk über die deutschen Rechtsalterthümer wurde erst spät durch das umfassende Werk Eichhorns ersetzt, der die Entwicklung des Staats- und Privatrechts durch die ganze deutsche Geschichte verfolgt. Seitdem sind vortreffliche Werke über das römische Recht im Mittelalter von Savigny, über das deutsche Privatrecht von Mittermaier, über deutsche Rechtsalterthümer mit besondrer Beziehung auf Sprache und Sitten von Jakob Grimm, über das Erbrecht (in weitester Beziehung) von Gans erschienen, wobei auch die ältern rechtsgeschichtlichen Arbeiten von Selchov, Walch, Reitemeier, Fischer, Rössig, Henke, die neuen Rechts-

geschichten von Philipps, Zöpfl, die Monographien über das öffentliche Gerichtsverfahren unsrer Vorfahren von Rogge, Maurer, über die Hörigkeit und die Feudallasten von Kindlinger, Moser, Birnbaum &c. ungerechnet die Commentatoren altdeutscher Gesetze, Spangenberg, Wiarda, Gaupp, Schmidt &c.

Unter den vielen besondern Fragen, die in der juridischen Literatur aufgeworfen worden sind, ist hauptsächlich die über die Zurechnungsfähigkeit wichtig geworden. Hierbei sind Aerzte und Juristen in Conflikt gerathen. Die erstern haben über die zahllosen Justizmorde geklagt, die man beginge, indem man Verbrecher, die nur im Taumel, im Wahnsinn, in guter Meinung von sonst ganz moralischen und nur bethörten Menschen ohne bösen Willen begangen worden, aufs grausamste bestrafe. Sie sagen, das seyen Kranke, die nicht zurechnungsfähig seyen, gegen die also auch keine Strafe, sondern nur Vorsichtsmaßregeln angewandt werden können, daß sie die gesellschaftliche Ordnung nicht abermals stören. Aber die Aerzte sind in ihrem menschenfreundlichen Eifer zu weit gegangen, sie dehnen die Entschuldigung zu weit aus, und nun kommen wieder die Juristen, und wollen von gar keiner Schonung wissen. Groos in Heidelberg, der Vorkämpfer der Menschlichkeit, sucht vielleicht zu viel Schuldige zu retten, indem er sie zu bloßen Kranken, zu Geistespatienten

macht. Dagegen will der bekannte Jarcke mit affektirter Grausamkeit keine Entschuldigungsgründe gelten lassen und hält fest an dem alten Satz, fiat justitia, pereat mundus!

Seltsamer Weise, wohl auch nur aus gelehrter Affektation, ist der Philosoph Heinroth noch weiter gegangen als Jarcke und hat den tollen Satz aufgestellt, alle physische und geistige Krankheiten seyen nur Folgen von Sünden, also die Krankheit, welche nach Groos die Sünde entschuldigen soll, sey im Gegentheil gerade der Beweis der Schuld. Wenn alle Gewalt in den Händen Heinroths und Jarckes läge, würde der erste alle Menschen peinlich anklagen, der letztere sie alle peinlich richten.

Vernunft und Menschlichkeit sind auf Seite des Herrn Groos. Dieß sagt jedem sein Gefühl, dieß beweißt eine tausendfältige Erfahrung. Damit stimmt auch durchgängig das Verfahren der Geschwornengerichte überein, wo dieselben eingeführt sind. Die Gazette des tribunaux z. B. beweist fast auf jeder Seite, daß die Geschwornen ihr Schuldig nicht sprechen, sobald die Entschuldigungsgründe Statt finden, welche Herr Groos bezeichnet hat. Damit stimmen auch die zahlreichen mildernden oder niederschlagenden Urtheile der Kassationshöfe und die Begnadigungen überein, die in Ländern, wo keine Geschwornengerichte sind, an ihrer Stelle die Strenge des

Gesetzes entkräften. Jeder Mensch, nur nicht ein römischer Jurist, fühlt die Barberei einer Rechtspflege, die den Mörder aus Liebe mit dem Raubmörder gleichstellt. Wir entlehnen der Grooßischen Schrift ein Beispiel. Im Jahr 1806 vergiftete eine Schauspielerin in Berlin ihre zwei jüngsten Kinder aus folgender Ursache. Sie befand sich eben schwanger, und wie bei jeder frühern, so auch wieder bei dieser Schwangerschaft hatte sie die fixe Idee, sie werde dieselbe nicht überleben. Ihr Mann nun hatte sich gegen sie beklagt, die Kinder würden ihm zur Last fallen, wenn sie stürbe. Auch hatte er geäussert, er würde die Kinder, es waren Mädchen, später dazu benutzen, um von der Feilheit ihrer Reize zu leben. Endlich erkannte er die Kinder nicht einmal für die seinigen an, und die Mutter mochte sich deßfalls einer Schuld bewußt seyn. Genug, sie wollte, da sie überzeugt war, sie müsse sterben, die geliebten Kinder nicht ihrem, in jedem Fall beklagenswerthen Schicksal überlassen, sondern sie mit sich nehmen. Also vergiftete sie die Kinder aus Liebe, gestand es frei und bezeugte die heiterste Freude darüber. Der Ober-Appellationssenat erkannte, daß sie von aller Strafe freizusprechen, jedoch ihren Angehörigen zur Pflicht zu machen sey, sobald sie noch einmal schwanger werde, davon der Obrigkeit Anzeige zu machen, damit gegen die alsdann von ihr zu besorgenden ge-

fährlichen Handlungen Vorsichtsmaßregeln ergriffen werden könnten. Ohne Zweifel würde auch jedes Geschwornengericht in diesem Falle ein Nicht Schuldig gesprochen haben. Herr Jarcke aber findet sie schuldig, und schaudert nicht vor dem Gedanken zurück, auf die unglückliche Mutter das Gesetz anzuwenden, nach welchem sie hätte zum Richtplatz geschleift und von unten auf gerädert werden müssen.

Wenn man sich auf das Gewissen beruft, das den Verbrecher selbst in der Leidenschaft hätte warnen sollen, das man immer voraussetzen, und demzufolge man auch jede leidenschaftliche That gleich einer verständigen strafen müsse, so überrascht es wenigstens, daß das nämliche Gewissen den Geschwornen, oder den Richtern in letzter Instanz fast ohne Ausnahme befiehlt, nicht streng über die Gewissen zu richten. In den meisten Fällen begeht der Richter, der deßwegen, weil der Verbrecher sein Gewissen übertäubt, allzu strenge straft, das nämliche Verbrechen, indem er in demselben Augenblicke selbst sein Gewissen übertäubt.

Wissenschaftlich kann dieser Streit nicht geschlichtet werden, weil er in noch unausgeforschte Tiefen der Seelenlehre führt. Praktisch aber ist er sehr leicht zu schlichten, wenn man das Urtheil gewissenhaften Geschwornen und die Kontrolle der öffentlichen Meinung überläßt. Jede wissenschaftlich festgesetzte Regel

taugt hier nichts, weil keine hinlänglich begründet ist, weil mehrere sich widersprechen und die strenge Consequenz einer jeden zur Ungerechtigkeit führt, indem sie nie auf alle Fälle zugleich paßt. Der specielle Fall bedingt sein Urtheil selbst, und im Ganzen sind die Menschen vernünftig genug, das richtige zu treffen. Wenn gesetzlich für jede bestimmte unerlaubte That eine bestimmte Strafe vorgeschrieben seyn muß, so streitet es doch gegen die Vernunft, die Strafe nicht nach der Absicht des Thäters und den Umständen zu ermäßigen oder gar zu erlassen. Eine bestimmte Norm aber, nach welcher diese Milderungen in jedem Fall eintreten müssen, läßt sich unmöglich aufstellen, weil die Fälle allzu verschieden sind. Nur im Allgemeinen kann man darüber den Richtern Fingerzeige geben; im bestimmten Fälle aber kann immer nur das gesunde Urtheil und Gewissen der Richter selbst entscheiden. Wollte man die Zurechnungsfähigkeit eben so verklausuliren wie in England die gerichtlichen Formalitäten, so würden wir auch denselben Erfolg sehn. Man würde einen Verbrecher entlassen, weil er vor der That ein Glas Wein getrunken, wodurch er möglicherweise hätte benebelt werden können, wie man in England einen Verbrecher entläßt, weil in der Klageschrift einige Buchstaben falsch geschrieben sind. Oder man würde einen Unschuldigen verdammen, weil zufällig der Fall nicht

vorbedacht wäre und nicht mit einem Paragraphen des Zurechnungsgesetzes bekräftigt werden könnte, wie man in England den Mann verdammt, der zwei Frauen nimmt, weil dieß im Gesetz steht, aber nicht den, der ihrer drei nimmt, weil dieser Fall nicht gesetzlich vorbedacht ist.

Also wollen wir anstatt aller wissenschaftlichen Subtilitäten uns nur Geschwornengerichte wünschen, deren Gewissen und Takt das Schicksal eines Verbrechers weit sichrer anvertraut werden darf, als einem unzuverläßigen Paragraphen im Buche, und die selbst bei ihren Aussprüchen wieder der öffentlichen Meinung verantwortlich sind, während ihr die todten Buchstaben eben so Trotz bieten, wie der Vernunft.

Wahrscheinlich wird unsre Jurisprudenz, werden unsre Gesetzbücher noch lange an vier Cardinalübeln leiden, 1) am römischen Recht, an einem ausländischen, heidnischen, despotischen Beispiel, 2) an der philosophischen Consequenzenmacherei und Systemsucht, 3) an dem aus dem Feudalismus und der Kleinstaaterei herausgebildeten, äusserst verwickelten Herkommen und 4) an der desto neuern politischen Aengstlichkeit, die unerhörte Vorsichtsmaßregeln ausklügelt, und den Geist vorübergehender Kriegs- und Polizeigesetze in das Recht überträgt, das im ruhigen Zustand bleibend herrschen soll. In dieser Beziehung werden wahrscheinlich noch sehr viele Fehler und ungeschickte

Versuche gemacht werden, und wird das Recht, anstatt sich zu vereinfachen, nur noch mehr sich verwickeln.

Der Einfluß der politischen Interessen hat wenigstens das Gute, daß die wissenschaftliche Systemsucht dadurch eingeschränkt wird. Die pädagogischen Experimente mit den Völkern, die im vorigen Jahrhundert einmal Mode waren, da die Regierungen zu solchen Spielereien überall freie Hand hatten, sind jetzt nicht mehr an der Tagesordnung, da die Völker, der Schule entwachsen, einen Widerstand gezeigt haben, dessen Bezähmung beinah die einzige Aufgabe der Politik geworden ist. Ueberall herrscht daher auch bei der Gesetzgebung das politische Interesse vor, und das wissenschaftliche macht sich nur noch in den untergeordneten Zweigen derselben geltend. Man arbeitet mit unsäglicher Kunst einzelne Gesetze aus, verschwendet daran eine unermeßliche Gelehrsamkeit und bietet diese Meisterstücke des legislatorischen Handwerkes dem Volke wie eine neue Monstranz dar. Das Volk gafft, versteht aber nichts davon. Es sind ganz eigne Ausleger nöthig, um das Detail zu entwirren, man muß öffentliche Dollmetscher in die Kreise vertheilen, um es einzuführen.

Die Hebel der Staatsgewalt sind Gold und Eisen. Im praktischen Leben herrschen nur jene

Metallkönige. Dieß gibt dem Finanz- und Militärsystem das große Uebergewicht im Staatshaushalt. Alle andern Zweige der Verwaltung sind davon abhängig und dienen ihnen. Die Helden der neuern Politik haben beständig gewetteifert, welches jener Metalle die größte Gewalt gewähre, und die geschicktesten haben beide zu gebrauchen verstanden.

Das Centralisationssystem dient hauptsächlich nur der Aushebung der Steuern und Soldaten. Eine vollkommen gegliederte Bureaukratie ist nöthig, um eine beständige tabellarische Uebersicht über das Vermögen und alle physischen Kräfte der Staatsangehörigen zu erhalten, die Basis für die finanziellen Operationen. Die Menschen werden rein als Sache genommen und nach dem Ertragwerth geschätzt, wie das Vieh. Bei den Russen steckt wenigstens das Vermögen in den Seelen, bei uns die Seele im Vermögen. Der Staat ist ein Bergwerk, und seine Stollen laufen in den Beuteln des Volks aus. Die Finanzschwindeleien sind Experimente mit der Luftpumpe, die dem kalten Frosch, Volk genannt, die Lebensluft auspumpen, um zu erfahren, wie lange er wohl noch zappeln und leben könne, wenn er von nichts mehr lebt.

In alten Zeiten war man grausamer, aber ehrlicher. Man brandschatzte das Volk, man schlug die Juden tod oder annullirte ihre Schuldbücher, man

nahm das Geld, wo man es fand. Aber man nahm es nur da, wo man es fand. In neuerer Zeit hat man die große Kunst erfunden, das Gold auch da wegzunehmen, wo keines ist, und Schulden bei Leuten zu machen, die gar nicht existiren. Die ausgebeutelte Gegenwart reichte nicht mehr hin, man fing also an, die Zukunft zu besteuern, und da die Zukunft endlos ist, so hatte man vollkommen freien Spielraum und die Papiermühlen lieferten bald das ewige Papier, das als ein ungeheurer Staatsschuldbrief sich mit Windeseile unaufhörlich aufrollt, ohne Ziel, ohne Ende.

Nachdem man alle Finanzquellen auf diese Weise ausgemittelt hat, ist man darauf bedacht gewesen, dieselben flüßig zu erhalten, durch zweckmäßige Vertheilung der Steuern und durch Erhaltung des Staatskredits. Schüttelt man den Baum nur, so gibt er auch im folgenden Jahr Früchte; haut man ihn um, so kann man ihn nachher nicht mehr benutzen. Man hat die Erfahrung gemacht, daß man einem lebenden Menschen nach und nach weit mehr Blut abzapfen kann, als einem Erschlagenen auf einmal. Man braucht den Ochsen, der da drischet, nicht zu mästen, aber man muß ihm doch auch das Maul nicht ganz verbinden. Daher die große Sorgfalt, welche neuere Finanziers dem Wohlstand des Volkes widmen. Schone mir die Kuh, daß sie mehr Milch gibt. Dieselbe

Mäßigkeit rathen sie in der Benutzung des Staatskredits an.

Man ist jetzt nicht mehr so thöricht, sich über den Vorzug des physiokratischen (Ackerbau-) oder des Industrie- oder des Merkantilsystems zu streiten. Man sucht sie alle zu berücksichtigen und folgt bei der Bevorzugung des einen oder andern natürlichen Lokalinteressen. Die sonderbare Zerstückelung Deutschlands in eine Menge neben und durch einander liegender kleiner und großen Staaten ist Schuld, daß sich diese Interessen bei uns schwerer als in jedem andern Lande vereinigen lassen. Selbst der preußische Zollverband hat dieß noch nicht bewirken können, obgleich er ein großer Schritt nach vorwärts war, und insbesondere zur Aufklärung der Deutschen über ihre materiellen Interessen sehr viel beigetragen hat.

Diese vielbesprochnen materiellen Interessen sind es, deren Berücksichtigung in neuerer Zeit alle alten Theorien der Politik umzustürzen droht. Engländer und Franzosen erfanden die neue Wissenschaft der Nationalökonomie, d. h. die Untersuchung, wie ein ganzes Volk alle ihm in seinem Lande sich darbietenden Mittel und Kräfte am besten benutzen und vertheilen könne, um wieder im Ganzen als Volk den meisten Nutzen und Genuß davon zu haben. In dem frühern Finanzsystem wurde die

Regierung und ihr Zweck oben angestellt, das Volk sollte ihr nur als Mittel dienen. Die neuere Nationalökonomie stellt dagegen das Volk und dessen Zweck voran, wobei es sich von selbst versteht, daß das Interesse der Regierung und des Volks zusammenfallen.

In der Nationalökonomie liegt die kühnste Freiheitslehre verborgen. Ihr erster Grundsatz ist, jeder Einzelne hat ein angebornes Recht, an der großen Masse von Vermögen und Genuß in seinem Lande und unter seinem Volke Theil zu nehmen, sofern er auch an der Arbeit Theil nimmt. Ihr zweiter Grundsatz ist, der Staat muß alles thun, damit jeder Einzelne die ihm angebornen und eingeübten Kräfte und Talente möglichst frei ausüben, zum Vortheil der Gesammtheit geltend machen könne. Darunter sind auch geistige Kräfte und Talente verstanden. In diesen beiden Grundsätzen ist aber schon die Grundbedingung der Freiheit ausgesprochen.

Indem man nun die Freiheitslehren auf die materiellen Interessen begründet, gibt man ihnen eine neue nicht zu berechnende Gewalt. Die Menschen in Massen waren nur selten auf Momente zu idealisiren, in einem großen Augenblick der Begeisterung, der schnell wieder verschwand; sie entsprachen also den Erwartungen ihrer politischen Propheten fast niemals. Wer dagegen die Menschen bei ihren täglichen In-

teressen zu fassen wußte, stand freilich niemals so edel da, war aber eben deshalb der Menge näher und konnte sie besser und dauernder für sich gewinnen. Der Durchschnittsmensch wird allezeit die Feistigkeit des Kettenhundes dem Hungertode des freien Wolfes in den schneebedeckten Wäldern vorziehen. Das vorige Jahrhundert stritt sich immer nur um die ideale Freiheit, das jetzige verlangt auch materiellen Wohlstand. In der romantischen Periode der Rousseau'schen Weltverbesserung, des Kosmopolitismus, der Erklärung der Menschenrechte, kurz vor 50 Jahren glaubte man noch, das Volk könne von der Freiheit leben, wie die romantischen Ritter von der Liebe. Aber schon Don Quichote machte die Entdeckung, daß der Ritter, wenn er genug Thaten gethan oder liebend herumgeschwärmt sey, auch essen müsse, weiße Wäsche bedürfe und was dergleichen Kleinigkeiten mehr sind; und so hat man denn endlich auch gemerkt, daß das Volk von bloßer Freiheit nicht satt werde und man hat nicht ohne einiges Erstaunen die Entdeckung gemacht, daß die Vereinbarung der Freiheit mit dem materiellen Wohl nichts so ganz leichtes sey. Vergönnen wir Jedem, so reich zu werden, als er es durch Talent und Glück, durch Wagen, Spekulation, geschicktes Benutzen und Verdrängen Anderer werden kann, so entsteht ein Mißverhältniß zwischen Reichthum und Armuth, wobei die Freiheit

zu Grunde geht, denn der Arme, wenn auch noch so berechtigt, kann doch von seinem Rechte nur zu Gunsten des Reichen, dessen Brod er ißt, von dem er durch seine ökonomische Abhängigkeit auch politisch abhängig wird, Gebrauch machen und so haben wir selbst mitten in der Republik Geldaristokraten, die den Dynasten des mittelalterlichen Feudalismus nichts nachgeben. Verbieten wir aber das Reichwerden, so ist die Freiheit von vorn herein gefährdet. Man erträgt die Armuth leicht, wenn man nur noch die Möglichkeit eines Glückswechsels vor sich sieht. Man ist sogar leicht bereit, dem Reichthum zu entsagen, wenn es nur unser Opfer ist, ein Opfer, das wir selbst bringen. Aber dazu verdammt zu seyn, nicht mehr als der Nachbar auszugeben, das lähmt allen Ehrgeiz, das nimmt der Arbeit allen Reiz. Ein Ropespierre, ein Schwärmer, ein philosophischer Tollhäusler kann dergleichen wohl hinter dem Schreibtisch aushecken und würde sich vielleicht auch für seine Person nicht beklagen, wenn er mit seinen lieben Mitbürgern auf die Galeere geschmiedet wäre, und täglich pro rata seine schwarze Suppe bekäme; aber die Masse der Menschen und gerade die der Arbeiter, der armen und der kleinen Besitzer denkt so systematisch nicht, und wird sich niemals die Poesie des Nichthabens, die Hoffnung, den goldnen Traum nehmen lassen. Selbst wenn man ihnen durch die Bank

verspräche, sie sollten jährlich jeder 500 Gulden zu verzehren haben, so würden es nicht einmal die, welche nur 100 haben, eingehen, wenn ihnen dadurch die Möglichkeit, einst 1000 zu bekommen, abgeschnitten würde.

Und dennoch droht dem beweglichen Besitz die lex agraria wie dem unbeweglichen. Der unnatürliche Reichthum Weniger nimmt in dem Maaße zu, in welchem sich die Mittel, reich zu werden, in einer Hand koncentriren. Sonst konnte doch nur der Feudalaristokrat durch Ackerbau, der Kaufmann durch Handel und allenfalls ein schlechter Kanzler durch Unterschlagungen reich werden; jetzt aber kann dieselbe Person in zehn verschiedenen Ländern die größten Ländereien kaufen, an zehn verschiedenenen Orten Fabriken und Comptoire errichten, Schiffe bauen, Lieferungen übernehmen und über dies alles im Papierhandel Königreiche aufkaufen. Diese ungeheure Anhäufung des Vermögens auf der einen Seite erzeugt auf der andern eine tiefe Ebbe desselben. Dies wird gerade in den freiesten Ländern am meisten gefühlt, daher überall der Kampf der Armen gegen die Reichen, daher die Associationen der Arbeiter und die Möglichkeit des St. Simonistischen Wahnsinns. Man fängt an einzusehn, daß es mit papiernen Menschenrechten und Verfassungsurkunden allein nicht gethan ist, daß man mit einem Wort, um frei zu leben,

überhaupt erst müsse leben können, und um der (jährlich sich vermehrenden) Masse der Bevölkerung die Existenz zu garantiren, bedarf es noch ganz anderer Mühen und einer ganz neuen Wissenschaft, wohinter unsre bisherige politische Weisheit beschämt zurückbleibt. Sieyes, unstreitig der größte politische Systematiker der französischen Revolution, glaubte mit Allem fertig zu seyn, glaubte die beste Regierung wirklich erfunden zu haben, und war eben im Begriff, in einer Rede vor der Nationalversammlung diese nichts zu wünschen übrig lassende und Alles befriedigende Entdeckung mitzutheilen, als der Pöbel von aussen Brod! Brod! schrie. War in Sieyes Entwurf Brod? Nein, es war nicht einmal die Rede davon. Ungefähr so geht es der ganzen politischen Baukunst. Man wird mit Schrecken inne, daß schon im Grundriß ein Fehler war und während man den Bau nach oben vollendet zu haben glaubt, er von unten zu wanken anfängt.

Das Wahrscheinlichste ist wohl, daß es in Bezug auf die Armen so gehn wird, wie es bisher in allen menschlichen Dingen gegangen ist. Man wird die Armen leiden lassen, ohne sich um sie zu bekümmern, bis die Reichen selbst sich vor ihnen zu fürchten anfangen. Dann werden diese Reichen plötzlich eine Sorgfalt für die Armen affektiren oder auch wirklich hegen, aber nur, um die Gefahr, von wel-

cher sie durch die Armen bedroht werden, zu beschwören. Dann wird man hin und herfaseln, Rathschläge geben und wieder zurückziehen, Opfer bringen, sie nicht hinreichend finden, noch größere bringen sollen, aber nicht wollen und am Ende festhalten an dem, was man hat, und sollte Alles darüber zu Grunde gehn. Dann wird man den Ereignissen nicht mehr gewachsen seyn; die Armen werden vielleicht über die Reichen herfallen, und sie berauben; vielleicht wird man auch, um für die Zukunft zu sorgen, alle die alten Tollheiten zurückkehren sehn, von Gütergemeinschaft, Weibergemeinschaft, öffentlichen Mahlzeiten, oder Maximum, Todesstrafe für Jeden, der mehr als 50 Franken in Silber besitzt, Verdächtigung jedes Rocks, der nicht von grobem Tuch oder geflickt ist, oder die neuen Tollheiten des St. Simonistischen Schulhaltens und Preisvertheilens und Ausschenkens der Nationalwassersuppe, von der Jeder, der am fleißigsten gewesen ist, einen Brocken bekömmt, die übrigen aber das bloße Wasser. Es wäre zu verwundern, wenn die Menschheit, die so sehr systematisch ist, und jeden Zufall des Augenblicks zu einer ewigen Regel machen will, nicht allerlei Versuche der Vermögensnivellirung machen sollte. Allein gewiß ist, daß das Alles nur vorübergehende Erscheinungen seyn können, daß die Aristokratie des Reichthums immer von Neuem aufkommen wird, um, wie

sie einen gewissen Grad der Unerträglichkeit erreicht hat, wieder von neuem Gewalt zu leiden.

Ueber die Finanzwissenschaft haben bei uns die berühmtesten Werke geschrieben 1) die Physiokraten oder Schüler Quesneys Schlettwein, Iselin, Mauvillon, Schmalz und ihre Gegner Büsch, Dohm, Pfeiffer, Schlosser; 2) die Industriellen oder Schüler Adam Smiths Sartorius, Lüder, Kraus, A. Müller; 3) die systematischen Lehrer der Finanzwissenschaft, mit eigenthümlich deutscher Gründlichkeit und Ausführlichkeit Jakob, Malchus, Zachariä, Schön rc.; 4) die neuen Nationalökonomen Rau, Krause rc. Dann im Einzelnen ist noch zu bemerken das vortreffliche Buch „Preußen und Frankreich," eine Vergleichung der Staatskräfte und Staatsverwaltung beider Länder von Hansemann, ein ausführliches Werk über Staatsschulden von Baumstark, eine Statistik der Bevölkerungen von Biunde.

Diese ganze Literatur hat eigentlich erst angefangen. Ueber Finanzwesen und Nationalökonomie wird wahrscheinlich in den nächsten fünfzig Jahren noch viel mehr und noch viel besser geschrieben werden, als in den letzten fünfzig.

Dies gilt auch von der Literatur, die sich mit polizeilichen Gegenständen, Landesverschönerung, öffentlicher Sittlichkeit und Sicherheit, mit Verbesse-

rung der Strafanstalten, dem öffentlichen Mitleiden und dem Armen- und Krankenwesen beschäftigt. In diesen Dingen sind unsre Fortschritte unverkennbar. Den Holländern gebührt der Ruhm, hier vor etwa zweihundert Jahren die erste Bahn gebrochen zu haben. Die ersten humanen Strafanstalten, Spitäler und Armenhäuser waren in Amsterdam und andern calvinischen und republikanischen Städten zu finden, die lutherischen und monarchischen Städte ahmten erst sehr allmählig diesem Beispiel nach, und die katholischen blieben am längsten zurück. In jüngster Zeit sind auch die Wahnsinnigen, Taubstummen und Blinden unter eine mildere Pflege genommen worden. Man darf hoffen, daß alle diese vereinzelten Bestrebungen der Menschlichkeit bald zu einem systematischen Ganzen vereinigt als eine der ersten Verpflichtungen aller Staaten werden anerkannt werden.

Auch die Landesverschönerungen und die Communicationen machen Fortschritte. Deutschland sieht sich nicht mehr ähnlich. Unzählige, prächtige Straßen durchkreuzen es, Eilposten durchfliegen es. Auf allen größern Strömen und Seen sind Dampfschiffe und jetzt ist man im Begriff, überall auch Eisenbahnen anzulegen. Alleen, öffentliche Gebäude, Rectificationen der Flüsse und Straßen lassen überall das Bestreben nach größerer Pracht und Harmonie im Aeußern nicht verkennen; doch ist dabei der gute Ge-

schmack und überhaupt ein Nationalgeschmack noch nicht durchgedrungen.

Nur noch einige Worte über die militairischen Schriften.

Die eigentliche Kriegswissenschaft entstand erst in der Reformation, als durch Erfindung des Pulvers und regelmäßige Schaarung der Soldtruppen die Belagerungskunst und Taktik der Schlachten sich wesentlich vervollkommneten. Das erste große Werk über Kriegskunst wurde von Fronsberger 1355 zu Ulm verfaßt. Dann folgten mehrere militairische Werke der Jesuiten, die katholischerseits mit protestantischen Reichsstädten in der Kriegskunst wetteiferten, bis der dreißigjährige Krieg diese ersten etwas handwerksmäßigen Versuche verdrängte und einen etwas größern und freiern Styl im Kriegswesen einführte. Nicht mehr einzelne Werkmeister, kunstreiche Bürger oder gelehrte Mathematiker gaben im kleinen Krieg schwierige Belagerungs- und Vertheidigungskünsteleien an, sondern es bildeten sich im Kriege selbst an der Spitze großer Heere große Feldherrn.

Im dreißigjährigen Kriege ging es inzwischen allzu praktisch zu, als daß die Wissenschaft gleich hätte nachkommen können. Die langwierigen Kämpfe auf dem verhältnißmäßig kleinen Schauplatz der Niederlande waren der wissenschaftlichen Behandlung günstiger; hier war auch die Schule des Kriegs für

Ausländer. Im siebzehnten Jahrhundert bemühte sich vorzüglich der Holländer Cohorn um diese Wissenschaft, unter den Deutschen zeichnete sich nur Rimpler aus. Nach dem spanischen Erbfolgekriege, wie immer nach jeder neuen großen Erfahrung, kam auch wieder in die Theorien ein neuer Schwung, und Moritz von Sachsen begründete auch wissenschaftlich eine neue Taktik.

Auf dieselbe Weise folgten auch wieder dem siebenjährigen Kriege neue Theorien. Friedrich der Große schrieb selbst über seine Feldzüge, und noch schulmäßiger setzte sie Tempelhof rc. aus einander.

Hier trat nun zuerst ein Wendepunkt ein. Das preußische System galt zu ausschließlich, herrschte zu tyrannisch und einseitig, als daß sich nicht eine Opposition dagegen hätte erheben müssen. Außer den Stellen in des Pädagogen Salzmann menschenfreundlichem Werke (Karl von Karlsberg), die das Militairwesen in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts von der sittlichen Seite angriffen, erschienen damals auch „natürliche Dialogen," worin anonym, aber mit beißender Satyre die Mißbräuche dargestellt waren, die aus der Anwendung des preußischen Systems auf kleine Staaten hervorgingen. Auch darf nicht unerwähnt bleiben, daß sich die öffentliche Meinung in Romanen, Schauspielen rc. zwar zahm, doch

deutlich genug gegen die Frevel aussprach, die von dem Werbsystem, von dem Verkaufe deutscher Truppen an die englischen Colonien, von dem brutalen Junkerthum der Offiziere, von dem kleinlichen Kamaschendienst, von den Stockprügeln, Spießruthen u. unzertrennlich waren.

Die von dem großen Friedrich eingerichtete preußische Kriegsmaschine entsprach vollkommen seiner Zeit, war aus den ihm zu Gebote stehenden Mitteln geschickt und künstlich zusammengesetzt und belebt von seinem Geist. Als er aber dahin war, stand die Maschine still und paßte nicht mehr in die Zeit. Hörige Bauern unter ihren adeligen Junkern und geworbenes fremdes Gesindel unter strengen Zuchtmeistern waren die Elemente der Armeen Friedrichs; nur seine Größe, sein Ruhm, seine Popularität hielt sie zusammen. Das Jahrhundert rückte inzwischen weiter vor, der Bürgerstand machte sich immer geltender, und mit ihm das Princip der Nationalität, und eine natürliche Macht fing an sich zu bilden, die bald mit der künstlichen der alten Zeit kämpfen sollte.

In der französischen Revolution erhob sich das nationale Bürgerthum und zertrümmerte die alten stehenden Heere geworbener Söldner oder zur Fahne herbeigezwungner Leibeignen. Lange wollte man sich die Ursachen nicht eingestehen, welche diese Wirkungen hervorgebracht hatten. Berenhorst

war der erste, der 1798 ein Werk ausgehen ließ, worin er ausdrücklich auch für Deutschland eine Nationalbewaffnung und eine gänzliche Reform des bisherigen Militairsystems in diesem Sinne verlangte. Ihm folgte wenig Jahre darauf der geniale Heinrich von Bulow, der mit seinem Adlerauge das Feld so gut überschaute, wie Napoleon, aber nur reden, nichts thun konnte und für seine Reden nur den Märtyrertod fand. Noch ist dem großen Bulow, dem Kepler der Kriegswissenschaft, der ihre ewigen Gesetze zuerst klar aussprach; noch ist dem patriotischen Bulow, der in der Zeit der ärgsten Schmach und Noth das einzige, wirksamste Heilmittel und alle die Lehren gab, die man endlich erst lange nach seinem Tode befolgte; noch ist dem von der Dummheit ruchlos geschändeten und gemordeten Bulow kein Ehrendenkmal auf deutschem Grund und Boden gesetzt. Aber er wird es finden, die Folgezeit wird dankbarer seyn und die Wenigen ehren, die in der Zeit der Schande Ehre verdienten.

Bulow zeigte, wie Napoleon siegen, und wie man ihm die Kunst ablernen, wie man ihn durch dieselbe Kunst besiegen müsse. Er zeigte dies zugleich praktisch und erfahrungsmäßig durch seine Kritik der wirklichen Feldzüge, und zugleich theoretisch durch sein mathematisch klares und unwiderlegliches System der Strategie und Taktik. Hierin bewies er, daß

einem Volke, wenn es nur wollte, die Mittel zur Vertheidigung nie fehlen könnten. Er stellte ein untrügliches Vertheidigungssystem auf, genau dasselbe, durch welches 1813 Napoleon wirklich bezwungen wurde, die Lehre von der contrifugalen Defension und Flankenstellung. Aber man hörte ihn vor der Schlacht bei Jena nicht an. Man lachte über den armen Lieutenant, der grauen Feldherrn Lehren geben wollte. Man sperrte ihn, da die Gefahr näher kam und seine Rathschläge dringender wurden, als Raisonneur ein. Die verwirrten Schriften des Herrn von Massenbach über den Feldzug von 1806 sind das beste Zeugniß für Bulow. Da dieser die Nachricht von der großen Niederlage bei Jena erhielt, die er vorausgesagt hatte, rief er aus: „So geht es, wenn man die Feldherrn in den Kerker wirft und Dummköpfe an die Spitzen der Armeen stellt.“ Solche Aeusserungen erbitterten die Dummköpfe nur noch mehr und der arme Bulow mußte es schwer büßen. Alles, die wichtigsten Papiere, die kostbarsten Armeebedürfnisse und Heiligthümer, wie den Degen Friedrichs des Großen, ließ man in Berlin zurück, nur den unglücklichen Bulow vergaß man nicht, sondern schleppte ihn gefangen auf der großen Flucht noch weiter mit fort nach Rußland und sagte dem Pöbel, daß er ein Franzosenfreund sey, und so wurde Bulow mit Koth geworfen, später von Kosaken geplün-

dert und ausgezogen und starb im höchsten Elend. Ich kenne kaum ein schändenderes Brandmal der deutschen Geschichte. Der Undank gegen große Männer kann wohl nicht weiter getrieben werden.

Doch wenn nicht dem Namen, so ist der That nach Bulow bald gerechtfertigt worden. Der edle Scharnhorst adoptirte seine Ideen. Das Junker-, Werb- und Stocksystem hörte auf und eine Nationalbewaffnung wurde vorbereitet, um nach den strategischen und taktischen Grundsätzen des großen Bulow die Schmach von Jena siebenfach zu rächen.

Nach den Kriegen begann eine große Thätigkeit in den Kriegswissenschaften. Es entstanden militärische Journale, die Feldzüge älterer und neuerer Zeiten wurden einer neuen kritischen Prüfung unterworfen, über den Gebrauch jeder einzelnen Waffengattung erschienen besondre Werke, und neben den strategischen und taktischen und technischen Bedingungen wurden auch die politischen, konstitutionellen und ökonomischen des Heerwesens sehr ausführlich erörtert. Erzherzog Carl, die preußischen Generale Clausewitz, Müffling, v. Pfuel rc. lieferten die werthvollsten Beiträgen zur Kriegsgeschichte. Kausler schrieb eine allgemeine Kriegsgeschichte aller Zeiten. Wagner, Theobald, Xylander musterten und verglichen die theoretischen Systeme,

die letztern hauptsächlich vom Standpunkt der Nationalbewaffnung und des constitutionellen Staats aus.

Man will bemerkt haben, daß die gewöhnlichen Uebel der Friedensheere auch dieses letztemal nicht ausgeblieben seyen. Junkerthum der Offiziere, die Quälereien des Kamaschendienstes, eine der Gesundheit schädliche soldatische Putzsucht, Wichtigthunerei mit den geringsten Kleinigkeiten, Zahl der Knöpfe rc. sind es inzwischen dießmal nicht allein, worüber man sich beklagt, sondern vorzüglich auch eine gewisse übertriebene Militärgelehrsamkeit. Man hat Spöttereien gehört über alte Generale, die mit der Mappe unter dem Arm in die Hörsäle gehn, um noch in grauen Haaren zu lernen, über die vielen Brillen junger Offiziere, die vor lauter Stúdiren und Planzeichnen die Sehkraft für die wirklichen Schlachtfelder verlieren rc.

Im Ganzen aber sind unsre Fortschritte unverkennbar. Wir haben aufs neue großen Kriegsruhm geärndtet und ruhen auf Lorbeern aus. Wir haben eine Nationalbewaffnung, die uns trotz aller im Reich des Möglichen liegender Mißgriffe in der obern Leitung eine unverwüstliche treue Waffe bleibt. Deutschland starrt von Bajonetten und nicht Söldner und Skla-

ven sind es, die sie tragen, sondern das Volk selbst; zwar wunderlich getheilt, doch bald zu vereinigen durch die große Ideen gebärende Gefahr, und dann ein schrecklicher Rächer aller Ungebühr, die dieses edle Volk je höhnte.

Ende des zweiten Theils.

